Angeboren.

Roman

von

A. Schaeffer.

Erster Band.



Berlin, 1876.
Verlag von Otto Janke.

Herrn Dr. L. Harnecker

Hochachtungsvoll

zugeeignet.

Vorliegendes Buch verdankt sein Entstehen nur den Ihrerseits mir freundlichst überlassenen Tagebuchblättern und Reiseskizzen; so gestatten Sie mir denn auch, es nun unter der Aegide Ihres Namens der Außenwelt zu übergeben.

A. Schaeffer.

Erstes Capitel.

„Land, Land!“ ertönte die durchdringende Stimme des Jungen im Korbe; und Alles eilte auf das Deck, drängte sich zum Schiffsschnabel, um das so lang, so heiß ersehnte Land zu erspähen.

Unter denen, die nicht müde wurden, nach dem mehr und mehr am Himmel emportauchenden dunklen Streifen zu blicken, befand sich auch ein junger Mann, der weit über die Brüstung des Vorderdecks hinaus gelehnt, mit nicht zu verkennender Spannung in allen Zügen die klugen und doch schwärmerischen Augen unverwandt in die Ferne richtete.

Da tauchte es vor ihm empor, das Land seiner Wünsche und Träume, seiner ehrgeizigen Hoffnungen und Pläne; was seit den Knabenjahren das Ziel all seines Strebens gewesen, das Anschauen der neuen Welt, Erforschung ihrer Wunder und Geheimnisse, ihrer großartigen, verschwenderisch schaffenden Natur — es rückte nach und nach näher — nun

war's erreicht — frei lag der prachtvolle Hafen von Havanna vor seinem Blick.

Das letzte Segel war eingezogen, der Anker geworfen. Ein Boot nahm den einzigen Passagier der „Gazelle" auf, um ihn an das Land zu rudern. Für den Augenblick aber concentrirte sich das ganze Interesse des jungen Mannes auf die Erscheinung der im Hafen und am Bollwerk in glühendster Hitze arbeitenden Schwarzen. Zum ersten Mal erblickte er — der Deutschland seine Heimath nannte — Sclaven, und es preßte ihm das Herz zusammen, all' diese kräftigen Gestalten mit den elastischen Bewegungen und den feurigen Augen in so schmachvollem Verhältnisse sich zu denken.

Doch das Boot legte an, ein Sprung — und sein Fuß berührte die Erde der weltberühmten Insel Cuba — der Perle des westindischen Archipels.

War's noch von der Bewegung des Schiffes, war's der eigenthümliche Dufthauch, den die tropische Vegetation bis hierher nach dem Hafen ihm entgegensandte, war's der erregende Gedanke, der Erfüllung heißer Wünsche so nah zu sein — der Boden schien unter seinen Füßen zu wanken und erbleichend schloß er eine Sekunde lang die Augen. Im gleichen Momente aber hörte er eine tiefe, rauhe Stimme dicht an seiner Seite sagen: „Gehen Sie hier aus dem Wege, wenn Sie nicht gestoßen sein wollen!"

Er blickte auf, eine eigenthümliche Erscheinung stand vor ihm. Ueber sechs Fuß hoch mochte die breitschulterige Gestalt sein, welche — die Hände nachlässig in die Taschen des rothgestreiften Baumwollenanzuges gesteckt, das bärtige sonnenverbrannte Gesicht von breitem Panamahut beschattet — dem jungen Fremdling aufmerksam in das schöne Antlitz schaute, und jetzt halb mitleidig, halb spöttisch sagte: „Kein Wunder, Herr, daß Sie 'ner Ohnmacht nahe sind; die Sonne des dreiundzwanzigsten Breitengrades leidet keine Tuchröcke!" Und er zuckte die Achseln und machte Miene, sich zu wenden und den Fremden seinem Schicksale zu überlassen. Doch dieser hielt mit der Frage ihn zurück, ob nicht in nächster Nähe ein empfehlenswerthes Gasthaus sei.

Beim Klang der Stimme des jungen Deutschen, der die Frage jedoch in der gleichen Sprache, in der er angeredet worden — in der englischen — gethan, richtete sich der durchdringende Blick des Bärtigen noch schärfer auf die edlen, freundlichen Züge des braungelockten Fremdlings, und so versunken schien er in den Anblick, daß er darüber die Beantwortung der an ihn gestellten Frage vergaß.

Erst als Reinhard — dies der Name des jungen Mannes — mit ungeduldiger Verwunderung über dieses dauernde Anstarren einen Schritt zurücktrat, meinte der Bärtige, während ein abstoßendes Lächeln auf dem sonst nicht

unschönen Antlitz sich zeigte: „Wenn es sich nur um ein augenblickliches Unterkommen handelt, wird das Hotel zur „Ananas“ zweckentsprechend sein; bleibt der Herr aber länger hier, möchte ich zu einer Privatwohnung rathen, etwa bei einer Wittwe mit ein paar schönen Töchtern; schlanke, helläugige Fremdlinge sind den verliebten, schwarzlockigen Kindern des Landes immer höchst willkommen!“

Ein verächtlicher Zug legte sich um die von braunem Bärtchen umschatteten Lippen des jungen Deutschen, und höflich den Hut lüftend, sagte er kalt: „Es thut mir leid, Sie bemüht zu haben, ich danke Ihnen für Ihren guten Rath!“

Damit wollte er sich entfernen, aber mit unerhörter Vertraulichkeit schob der Andere seinen Arm in den Reinhards, während er lachend sagte: „Sie spielen den Spröden, immerhin! Sie gefallen mir doch, und ich werde Sie nach dem Hotel begleiten!“

Reinhard befreite mit energischer Bewegung seinen Arm aus dem des Zudringlichen, und entgegnete mit erhöhter Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr, ich bedarf Ihrer Begleitung nicht, um so weniger, da ich eingesehen, daß es am besten ist, ich gebe gleich zuerst einen meiner Empfehlungsbriefe ab.“

„Um so weniger?“ wiederholte spöttisch der Bärtige,

„junger Freund, um so mehr bedürfen Sie eines Wegweisers, und Sie sollten Gott danken, daß Sie Jemand gefunden haben, der Ihnen uneigennützig zu Diensten steht.“

Und wiederum wollte er seinen Arm in den Reinhards legen, aber die Geduld des jungen Mannes war zu Ende, und auffahrend sagte er mit erhobener Stimme: „Ich werde Gott danken, wenn ich von einem Unverschämten befreit bin, dessen uneigennützige Dienste ich durchaus nicht beanspruche!“ Und hastig wandte er sich und ging mit schnellen Schritten den breiten Weg entlang, welcher zur Stadt führte.

Der bärtige Fremde aber blieb auf der Stelle stehen und schaute mit seltsamem Ausdruck der sich entfernenden Gestalt des jungen Mannes nach; ein grimmiges Lächeln theilte seine Lippen, daß die weißen Zähne darunter hervorblitzten, während er leise vor sich hinmurmelte: „Die Aehnlichkeit ist wunderbar; ich möchte beinahe mein Leben verwetten, daß er's ist!“

Zweites Capitel.

Durch die Erregung und das schnelle Gehen war Reinhard in einen Zustand versetzt, der es ihn aufgeben ließ, seinen Empfehlungsbrief augenblicklich zu überbringen. Er beschloß, ein wenig in der Stadt sich umzusehen und wo-

möglich ein passendes Hotel ausfindig zu machen. Später erst wollte er Nachfrage nach Mr. Josef Burkleff halten, obgleich er dem Wohnhause desselben, nach der Beschreibung ein einzeln stehendes Gebäude unweit des Hafens, nicht allzu fern sein konnte.

Unschlüssig, nach welcher Richtung er sich wenden solle, fiel sein Blick auf ein reizendes Landhaus, das diese Bezeichnung wohl verdiente, wenn schon es in fast unmittelbarer Nähe der Stadt lag.

Aus Bäumen und Blüthenhecken leuchteten die hellen Mauern des im einfachsten Stile ausgeführten Hauses zu Reinhard hinüber.

Betroffen blieb er stehen; diese Terrasse mit Wein umrankt, mit Orangen- und Granatbäumen bepflanzt, dieser Kreis hoher Bananen, welcher das Gebäude umschloß, die ganze Lage desselben, das Alles stimmte zu der Beschreibung, die man ihm in London von dem Wohnsitze des Gelehrten gemacht hatte.

„Es kommt ja auf eine Frage nicht an!" sagte Reinhard zu sich selbst, und damit trat er zwischen die wohlgepflegte, zierlich beschnittene Hecke; aber der Anblick, der nun seinem Auge sich darbot, der Blumengarten, der schönste, den er je geschaut, ließ ihn seines Vorhabens fast vergessen.

Ein staunendes, entzücktes „Ah!" entschlüpfte seinen

Lippen beim Anschauen all der Herrlichkeit, und selbstverloren trat er zu einer Gruppe rothflammender Helikonien, dann wieder zu den in allen Farben prangenden Mimosen; er konnte es kaum glauben, daß in Wahrheit, in greifbarer Wirklichkeit Lorbeer und Myrthe ihn umblühten, süß duftende Paullinienhecken ihn mit ihrem Wohlgeruch begrüßten, daß goldbeschwingte Käfer ihn umgaukelten; und träumerisch fragend blickte er hin auf die blühende, duftende, glühendes Leben ausströmende Erde und empor zu dem tiefblauen, klaren, ruhigen Himmel.

„Was wünschen der Herr?“ fragte plötzlich eine Stimme in gutem Englisch neben ihm, und ein alter Neger mit schneeweißen Haaren tauchte aus seiner knieenden Stellung am Boden empor, wo er beschäftigt gewesen, Rosen, die vollglühende Rose der Tropen, an Stöcke zu binden.

Reinhard legte unwillkürlich die Hand leicht an den Hut, und in so weichen Tönen, als ob er mit einem Kinde rede, erwiderte er: „Sie können mir gewiß sagen, guter Freund, wer diese Villa bewohnt?“

Der Neger grinste freundlich, des Fremden Art und Weise schien ihm zu gefallen, und ausführlich auf die Frage eingehend, sagte er: „Master Josef Burkleff wohnt hier, einer der reichsten Plantagenbesitzer, ein berühmter Gelehrter

und ein prächtiger Herr, der beste auf der ganzen Insel weit und breit."

„Dachte ich es doch!" murmelte Reinhard vor sich hin, dann eine Karte hervorziehend, bat er den Neger, diese seinem Herrn zu überbringen.

„Well Sir!" lautete die Erwiderung, und die Karte respectvoll aus der Hand Reinhards nehmend, entfernte sich der Neger und verschwand im Innern des Gebäudes. Nicht lange, so erschien der Schwarze wieder und bat Reinhard einzutreten. Derselbe leistete der Aufforderung Folge und stand gleich darauf einem alten Herrn gegenüber, welcher trotz der gelben Nankingbekleidung, die seine lange, hagere Gestalt vom Kopf bis zu den Füßen umhüllte, einen angenehmen und würdevollen Eindruck machte. Unter der hohen etwas vorspringenden Stirn leuchteten ein Paar kluge und feurige Augen, während die schmalen, fest zusammengepreßten Lippen ein seltsames Gemisch von Strenge und weichherziger Güte umspielte; die tief eingefallenen Backen waren von einem schneeweißen Bart umgeben. Nicht nur sein Aeußeres, sondern mehr noch sein ernstes, zurückhaltendes Wesen verrieth den Engländer, und ein wenig förmlich den jungen Fremden begrüßend, sagte er kalt: „Sie wünschen mich zu sprechen; nehmen Sie Platz, aber sagen Sie, bitte, schnell,

womit ich Ihnen dienen kann; ich hab' es eilig, werde zu einer bestimmten Zeit erwartet."

Und ohne selbst sich zu setzen, blieb er mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen vor Reinhard stehen, ungeduldig einer Erwiderung entgegensehend.

Leise Röthe färbte das Antlitz des jungen Mannes, während er höflich sagte: „Es thut mir leid, Mr. Burkleff, zu ungelegener Zeit Sie gestört zu haben; so gar schnell aber werden Sie mich nicht abfertigen können, da muß ich denn schon ein anderes Mal wieder kommen, und Sie haben vielleicht die Güte, inzwischen diesen Brief zu lesen."

Damit nahm er ein Schreiben aus seinem Portefeuille, überreichte es Mr. Burkleff und wollte sich entfernen; doch eine auffordernde Handbewegung des berühmten Botanikers nöthigte zum Bleiben. Derselbe öffnete alsdann das einhüllende Couvert und begann die Zeilen zu durchfliegen. Doch bald wurde er aufmerksamer, bat zwischendurch im höflichsten Tone, Reinhard möge sich setzen, und eilte schließlich auf diesen zu, beide Hände ihm entgegenstreckend, während er lebhaft sagte: „Seien Sie mir von ganzem Herzen willkommen, mein bester Herr Winkler; glauben Sie nur nicht, daß ich den Namen des jungen Gelehrten, dem der Ruf seiner Tüchtigkeit bereits vorangegangen, wieder vergessen hatte; ich bin nur zuweilen etwas zerstreut, besonders wenn

ich, wie eben jetzt, es ein wenig eilig habe. Aber dafür stelle ich in der Folge auch ganz mich Ihnen zur Verfügung; was an mir liegt, will ich gewiß dazu thun, Ihnen bei den beabsichtigten Forschungen behülflich zu sein. Doch ich darf jetzt davon nicht anfangen, ich kenne mich, ich würde kein Ende finden, während mich, wie gesagt, ein dringendes Geschäft von Hause ruft, und Sie jedenfalls noch nicht acclimatisirt genug sind, um an die Arbeit zu denken."

Reinhard hatte den alten Herrn zu Ende sprechen lassen; jetzt erwiderte er lächelnd: „Nein, so schnell acclimatisirt man sich hier wohl nicht, ich komme direct vom Schiffe, das mich von London herübergebracht hat."

„Und haben noch keine Wohnung, kein Unterkommen?"

Auf Reinhards verneinende Antwort sagte Mr. Burkleff freundlich: „Nun gut, so besteigen Sie jetzt mit mir das meiner harrende Cariol, und um nicht, während ich einen Geschäftsfreund aufsuche, im offenen Wagen zu verweilen, verlassen Sie denselben bei der Kathedrale, die vor der Sonnengluth einigen Schutz gewährt. In zehn Minuten bin ich dann wieder bei Ihnen und bringe Sie nach einem, europäischem Geschmack am besten entsprechenden Hotel, bis ich im eigenen Hause für Sie habe Raum schaffen lassen."

Ein eleganter Einspänner rollte vor den Garten und hielt am Eingange still. Burkleff ging voraus, Reinhard

folgte; beide nahmen auf dem Rücksitz Platz; der Neger auf dem Bock knallte mit der Peitsche, und fort flog das leichte Gefährt der Stadt zu, durch die engen Straßen, die kein Ende zu nehmen schienen. Mit großer Gewandtheit lenkte der Neger das feurige Roß, bis ein Zeichen des Herrn dem Wagen Stillstand gebot.

„So, Herr Winkler, haben Sie die Güte, mich hier zu erwarten, in ganz kurzer Zeit bin ich wieder zurück!" damit bezeichnete Burkleff die Stelle, wo er Reinhard zu finden wünschte, und der junge Mann verließ mit leichtem Sprunge den Wagen.

Drittes Capitel.

Die Schatten der Kathedrale, eines der schönsten Gebäude Havanna's und die Grabstätte des Weltentdeckers Christoph Columbus, schützten den jungen Nordländer ein wenig vor den versengenden Strahlen der tropischen Sonne; dennoch wurde ihm das Warten immer unbehaglicher, zumal die gesetzte Frist längst verstrichen war, ohne daß Mr. Burkleff zurückgekehrt. Nachdem der Wartende das wogende Getriebe der Fuhrwerke, der Fußgänger und Reiter, das emsige Hin- und Herlaufen schwarzer und brauner

Sclaven genugsam betrachtet hatte, trat er noch tiefer in den Schatten zurück; und an den Pfosten der Eingangsthür sich lehnend, überließ er mehr und mehr sich den eigenen träumerischen Gedanken.

Es war, als habe der schmale Goldreif an seinem Finger, auf den er zufällig niedergeblickt, in einen Zauberkreis ihn gebannt: Alles, was ihn umgab, was er noch eben gedacht, was ihm das Nächstliegende gewesen, es war seinem Bewußtsein entschwunden, und der Flug seiner Gedanken führte ihn auf einmal nach Deutschland, nach dem trauten Heimathsdörfchen, versetzte ihn in den Kreis seiner Lieben.

Wie sehnsüchtig gedachte jetzt wohl seiner die sanfte, weichherzige Mutter, die beim Abschiede den eigenen Trauring vom Finger gezogen, den einzigen, den werthvollsten Schmuck, den sie besaß, auf daß er den Sohn stets gemahne an die Heimath, und so ihm ein Talisman sei in dem fernen, fremden Lande.

Von vier Brüdern der Jüngste, war er der Stolz seiner greisen Eltern, er wußte es, der Vater, ein frommer, aber schlicht und recht denkender Landpfarrer, hatte es ihm beim Abschiede in herzlichem Wort gesagt, und dadurch in der Brust des jungen Mannes von Neuem den Vorsatz entflammt, der braven Eltern stets würdig zu handeln.

Er gedachte mit Wehmuth des ältesten Bruders, der gleich ihm hinausgegangen in die weite, weite Welt; aber unter welch' anderen Verhältnissen!

Johannes, von Jugend auf trotzig, eigensinnig, ehrgeizig, doch nur durch Neid diesen Ehrgeiz kundgebend, war aus dem Hause eines Verwandten, der des Knaben behufs fernerer Ausbildung sich angenommen hatte, heimlich entflohen — entflohen, weil sein Wohlthäter sich erboten, auch Reinhard, der — noch ein Kind — bereits ungewöhnliche Begabung verrieth, gleichfalls zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung Sorge zu tragen.

Der jüngste Bruder war merkwürdiger Weise von der Geburt an ein Gegenstand bitteren Neides für den ältesten gewesen, eines Neides, der sich in Abneigung und schließlich — als es immer deutlicher zu Tage trat, daß das schöne, talentvolle Kind ein Liebling Aller sei — in offenbaren Haß verwandelte. Keine Ermahnungen, keine Strafe von Seiten der Eltern, kein noch so freundliches Entgegenkommen von Seiten des Gehaßten selbst, konnte die Abneigung vermindern, die mit dem Knaben zu wachsen schien.

Im Hause des Kaufmann Berger, eben jenes wohlwollenden Verwandten in der Residenz, hatte Johannes, wenn auch sein finsteres, verschlossenes Wesen ihm keine Freunde erwarb, doch durch seine Fähigkeiten und seinen

Fleiß sich ausgezeichnet; als er nun aber die Fürsorge der Pflegeeltern mit dem stets gehaßten Bruder theilen sollte, als er mit selbstquälerischer Phantasie sich vorstellte, wie das einschmeichelnde Wesen des liebenswürdigen Kindes ihn gänzlich aus dem Herzen seiner Pfleger verdrängen würde, zog er es vor, das Haus derselben heimlich zu verlassen; und nie hatten weder sie noch seine tief bekümmerten Eltern irgend welche Nachricht von ihm empfangen.

An dies Alles dachte Reinhard jetzt, und so mit ganzer Seele war er auf heimischer deutscher Erde, unter dem lichtblauen nordischen Himmel, daß er die brennende Gluth der tropischen Sonne nicht fühlte, daß er vergaß, die Minuten zu zählen, die Mr. Burkleff ihn warten ließ.

Er dachte daran, wie er selbst dann später in das Haus des Kaufmann Berger eingezogen, dessen reiche Mittel dem armen Landpfarrers-Sohn nicht nur eine gute Erziehung gewährten, sondern ihm auch gestatteten, ganz seinen Neigungen sich hinzugeben, nach Herzenslust seine Lieblingsstudien, Geologie und Botanik, zu betreiben.

Er dachte daran, wie das Glück ihn begünstigt, wie schnell und sicher er von Stufe zu Stufe emporgestiegen, bis von jenseits des Canals der ehrenvolle Aufruf an ihn ergangen, die Flora und Fauna Westindiens und Brasiliens wissenschaftlich festzustellen, die dortige Gebirgsformation

genau zu untersuchen und seine Forschungen in einem bis jetzt noch fehlenden wissenschaftlichen Werke zusammenzustellen.

Höher hob der junge Mann das braungelockte Haupt; aber mit dem Gedanken, warum er auf Cuba sei, kehrte ihm auch zugleich der andere wieder, daß er dort sei, kam ihm seine augenblickliche Lage zum vollen Bewußtsein; und aus dem Schatten des Gebäudes tretend, spähte er aufmerksam die Straße hinab.

Ein ziemlich harter Schlag, der ihn plötzlich auf die Schulter traf, ließ ihn fast erschreckt sich umsehen. Jener Zudringliche der ersten Begegnung stand vor ihm und sagte höhnisch lachend: „Ei, ei, guter Freund, jetzt bin ich wohl ein Helfer in der Noth, denn wie mir scheint, haben der Herr noch immer kein Unterkommen gefunden!“

Reinhard antwortete nicht gleich: er wußte selbst kaum warum, aber diese wiederholte Begegnung war ihm so peinlich, daß er nicht anders konnte, als dem lästigen Burschen die Abneigung zeigen, die er gegen ihn empfand.

Mit einem heftigen Ruck befreite er sich zuerst von der Hand, die noch immer auf seiner Schulter ruhte, dann sagte er in beleidigendem Tone: „Ich bedarf keiner Hülfe, Herr, am wenigsten der Ihrigen.“

Es war ein seltsamer Blick, mit dem die dunklen, brennenden Augen des Fremden auf dem Antlitz des jungen

Mannes hafteten, er öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, da sauste Burkleffs Gefährt heran, und ohne ein Wort, ohne auch nur den Hut zu lüften, wandte der Bärtige sich um, und war den Blicken Reinhards so schnell entschwunden, wie er ihnen zuvor erschienen war.

Mr. Burkleff entschuldigte sein langes Ausbleiben auf das Höflichste, aber Reinhard schien den Worten des alten Herrn sein Ohr nur halb zu leihen; er versicherte flüchtig, daß ihm die Zeit nicht lang geworden und fügte dann hinzu, daß Mr. Burkleffs Erscheinen ihn von der Gegenwart eines recht unangenehmen Menschen befreit habe.

„Ich hab's wohl bemerkt; wie ich ihn, so erkannte auch er mich auf den ersten Blick," sagte Burkleff, und sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher in zorniger Erregung. „Doch lassen wir das!" brach er ab. „Kommen Sie, mein Bester, damit ich Sie endlich unter Dach und Fach bringe. Ich bedauere nur, Sie nicht gleich in mein Haus aufnehmen zu können, aber meine Wirthschaft ist augenblicklich die eines Junggesellen, da mein einziges Töchterchen in Gesellschaft ihrer Pflegeschwester sich auf einem meiner Landhäuser befindet, doch kehren Beide schon in den nächsten Tagen zurück, und dann, junger Freund, soll es Ihnen wohl werden in meinem Hause."

Reinhard wunderte sich im Stillen, daß Burkleff so

hastig über die Begegnung mit dem seltsamen Fremden hinweggeilt war, ja, sich nicht einmal erkundigt hatte, auf welche Weise Reinhard mit ihm zusammengetroffen. Für ihn selbst hatte der Unbekannte Abstoßendes und Anziehendes zugleich, er war ihm unheimlich und interessirte ihn, und gern hätte er seinen Begleiter wenigstens nach dem Namen jenes Räthselhaften gefragt. Allein Burkleffs ganzes Wesen ließ darauf schließen, daß es ihm zuwider sei, des Mannes auch nur zu erwähnen.

Inzwischen hatte man das Hotel erreicht, welches schon allein durch den wohlgepflegten Garten das monotone Einerlei der zum Verwechseln sich ähnlichen Häuser in der endlos langen Straße angenehm unterbrach.

Burkleff sprach selbst mit dem Wirth, der — ein Franzose — die Beweglichkeit selbst war, und sich unausgesetzt in Versicherungen erging, daß er Alles aufbieten werde, damit es dem von Mr. Burkleff so warm empfohlenen Gaste in seinem Hause gefallen möge.

Nachdem Reinhard von einem freundlichen, gegen die Außentemperatur kühlen Zimmer Besitz genommen, der geschmeidige Wirth ihn auch aus seinem eigenen Kleider-Magazin, das er für die Bequemlichkeit der Gäste bereit hielt, mit einem leichteren, dem Klima Rechnung tragenden Anzug versehen hatte, verließ der Engländer seinen jungen

Freund; doch schied er nicht von ihm, ohne das Versprechen erhalten zu haben, daß Reinhard seine Koffer, die noch auf dem Schiffe sich befanden, gleich nach Mr. Burkleffs Villa befördern werde, wohin der alte Herr ihn selbst nach spätestens drei Tagen abzuholen gedachte.

Als Burkleff ihn verlassen, machte sich bei Reinhard Hunger und Ermüdung geltend, und nachdem er den ersteren durch einen kleinen Imbiß beseitigt hatte, übermannte ihn die letztere, und er sank in einen festen, andauernden Schlaf, während Träume der wunderlichsten Art sein Hirn durchkreuzten.

Die Blumen aus Burkleffs Garten, die prächtigen, gluthvollen Pflanzen der Tropen, schwebten vor seinen geschlossenen Augen, und während er ihrer Schönheit sich freute, rückten sie zusammen und schlossen um ihn einen Kreis, bis sie dichter und dichter ihn umgaben und ihr süßer Duft berauschend ihn umfloß. Und plötzlich tauchte aus jedem Blumenkelche das bärtige Antlitz des Unbekannten hervor und grinste voll Hohn ihn an, während es doch weich und zärtlich sagte: „Ich liebe Dich, ich folge Dir allüberall!“ Und näher kamen die Blumen und näher die unheimlichen Köpfe in den Kelchen, die mehr und mehr sich verzerrten, dann ineinanderschmolzen zu dem Kopfe eines ungeheuren Alligators, dessen geöffneter Rachen den Träumer zu ver=

schlingen drohte. Aber der Muthige empfand keine Furcht, er blickte dem Ungeheuer fest in das wild rollende Auge — und siehe! aus dem weit geöffneten Rachen quollen die herrlichsten Blumen, weiß und roth und golden, in unabsehbarer Fülle, schmeichelnd legten sie sich um Stirn und Wangen des Schläfers, und er fühlte ihre weiche, sammetartige Berührung auf seinen Lippen und athmete in vollen Zügen ihren würzigen Hauch. Doch immer dichter wurde der Blumenregen, immer unheimlicher blitzten die Augen des Ungeheuers hindurch — und auf einmal erkannte voll Entsetzen Reinhard die Absicht, ihn in Blumen zu ersticken, und dieser Tod dünkte ihn schrecklicher, als der zuvor ihm gedroht. Er hob die Arme, um sich von den Blumen zu befreien, aber je mehr er entfernte, desto reichlicher strömten sie auf ihn nieder, und der Alligator lachte hämisch mit der Stimme des räthselhaften Fremden und sagte heuchelnd wiederum: „Ich liebe Dich, ich meine es gut mit Dir!" Und schwerer und schwerer wurde dem Schläfer das Athmen, immer krampfhafter seine Anstrengungen, von der Blumenlast sich zu befreien; vergebens! immer boshafter klang das Lachen, immer angstvoller wand der Gequälte sich unter dem furchtbaren Blumengrab, bis endlich ein Schrei seiner gepreßten Brust sich entrang — der ihn erwachen ließ. Erwachen? Nein — er träumte wohl noch? Stand doch vor

ihm die mächtige Gestalt des Unbekannten, beugte sich doch das bärtige Antlitz mit den unheimlich blitzenden Augen dicht über ihn, und die kaum vernommene und doch so wunderbar bekannte Stimme sagte ganz freundlich: „Seien Sie froh, daß ich Sie geweckt, Sie müssen einen schweren Traum gehabt haben!"

Reinhard sprang auf die Füße; so recht vermochte er sich noch immer nicht in die Situation zu finden, und sprachlos starrte er den Fremden an, der gelassen seine Rede wieder aufnahm: „Sie wundern sich wohl, daß ich Sie, der Sie mir eigentlich völlig fremd sind, hier schon wieder aufgesucht habe? Aber ich meine es gut mit Ihnen, und da ich mir schon dachte, daß der lange Engländer Sie hier in dem theuren Neste einquartieren würde, habe ich mich herbemüht, Ihnen ein besseres und billigeres Unterkommen vorzuschlagen. Ich bin nämlich überzeugt, mein Herr, daß Sie nicht gerade mit Schätzen beladen hier angekommen sind, sondern diese erst im fremden Lande sich erwerben wollen."

Reinhard blickte noch immer wie träumend auf den Sprecher, der mit großer Zungengeläufigkeit fortfuhr: „Ich wiederhole es, ich meine es gut mit Ihnen und will Ihnen helfen, sich hier Ihren Weg zu bahnen, die Widerwärtigkeiten zu beseitigen, mit denen jeder Fremde zu kämpfen hat. Ich bin selbst arm und unbekannt hier angekommen, habe

aber meinen Weg gemacht, wenn auch mit Mühe und Anstrengung, Sie sollen's leichter haben, junger Freund, ich will mit meinen Erfahrungen Ihnen zur Seite stehen."

Reinhard befand sich noch zu sehr unter dem Einfluß des Traumes, als daß ihm nicht auf der Stelle das Anerbieten des Fremden, seine Versicherung, daß er es gu mit ihm meine, als eine Falle erschienen wäre, und wie zur Abwehr die Hand erhebend, sagte er stolz und kalt: „Sie irren, ich bin weder arm, noch hier unbekannt: ich glaube, ich sagte Ihnen schon einmal, daß ich mit Empfehlungen reich versehen bin und keiner Hülfe bedarf."

Und mit einer Gereiztheit, die bei dem stets Gütigen nur das seltsame Traumbild verschuldet, fügte er hinzu: „Sie sprachen zuvor von den Widerwärtigkeiten, die Sie mir aus dem Wege räumen wollten, ich kann Ihnen sagen, nichts ist mir mehr zuwider, als daß Sie fort und fort mir entgegentreten!"

Der Fremde lachte, aber in seinen Augen blitzte es wie Haß, während er sagte: „Erinnern Sie sich dieser Stunde, Herr, wenn ich von nun an feindlich Ihnen gegenüberstehe; ich meinte es gut mit Ihnen!"

„Ja, wie der Alligator auch!" entschlüpfte es unwillkürlich Reinhards Lippen.

Der Fremde sah erstaunt ihn an; er konnte die Be-

ziehung nicht verstehen, doch schien das Wort ihn mehr noch zu beleidigen. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, von dem Reinhard nur das Wort „bereuen“ hörte, drückte dann den Hut fester in die Stirn und verließ das Zimmer.

Der junge Mann war aufgeregter, als er sich selbst gestehen mochte; er durchmaß mit großen Schritten das geräumige Gemach und konnte doch des beklemmenden Gefühles nicht Herr werden, das der Traum und die darauf folgende Unterredung mit dem Fremden über ihn gebracht. Endlich griff er zur Klingel und ließ durch den eintretenden Neger den Wirth des Hauses zu sich bitten.

Der zuvorkommende Franzose erschien sogleich, und Reinhard legte ihm die Frage vor, ob er den Herrn gesehen, der unlängst das Hotel verlassen.

„Master Relknew?“ fragte der Wirth zurück.

„Ich kenne den Namen des Herrn nicht und wollte ihn eben von Ihnen erfahren,“ entgegnete Reinhard.

Auf dem Antlitz des Wirthes malte sich leise Verwunderung, doch dieselbe unterdrückend, sagte er mit höflichem Bedauern: „So sind Sie wohl gar gegen Ihren Willen belästigt worden? O, dann bitte ich tausendmal um Verzeihung, ich selbst zeigte Master Relknew Ihr Zimmer. Derselbe ist Faktor hiesiger großer Tabaksplantagen, ein

tüchtiger, gesuchter Agent, und ich glaubte, der Herr stände in Geschäftsverbindung mit ihm!"

Ein Agent, ein Faktor? Eine bekannte Persönlichkeit? Er konnte sich unmöglich in der von Reinhard vermutheten Absicht der Gelderpressung oder der Beraubung an ihn drängen, und der junge Deutsche fragte erstaunt: „Meinen Sie den großen Herrn mit dem mächtigen dunklen Vollbart?"

„Denselben!" sagte der Wirth mit tiefer Verbeugung.

Reinhard versank in Gedanken. Was in aller Welt konnte der Fremde von ihm wollen? Und dazu der merkwürdige Traum! Kopfschüttelnd begann er im Zimmer auf- und abzugehen, während der Wirth, dessen Anwesenheit er vergessen zu haben schien, unter wiederholten Verbeugungen sich zurückzog.

Reinhard war allein. Unruhig schritt er im Zimmer hin und wieder. Er lächelte über sich selbst, als es ihm recht zum Bewußtsein kam, daß der Traum und die Begegnung mit dem seltsamen Fremden ein beklemmendes Angstgefühl in ihm wach gerufen. Unruhig fuhr er mit der Hand durch das dichte, leicht gelockte Haar, während er spöttisch sagte: „Die Hitze übt ja schnell und eigenthümlich ihren Einfluß, mir scheint, sie macht furchtsam, abergläubisch, mit einem Worte kindisch! brrr!" Und er schüttelte sich

wie im Entsetzen über seine eigene Thorheit, schellte dann und befahl dem eintretenden Neger, ihm Wasser, Zucker und einige Citronen zu bringen.

„So," sagte er dann, noch immer spottend, „das wird Dir gut thun, ein Gläschen Limonade wird die Gespensterfurcht verscheuchen."

Doch es bedurfte der Limonade nicht; schon die Süße der Citronen, die den Zucker überflüssig machte, brachte ihn auf andere Gedanken; es kam ihm wieder zum Bewußtsein, daß er das heiß ersehnte Ziel, das Land seiner Wünsche und Träume erreicht habe, und die ganze Fülle des Glückes, die ihn heut bei der Landung überkommen, durchströmte ihn auf's Neue.

Es war bereits vier Uhr Nachmittags, und Reinhard beschloß, Anstalten zur Abholung seines Gepäckes zu treffen, das sich noch immer an Bord des Schiffes befand. Er nahm Rücksprache mit dem Wirth, der ihm den Rath ertheilte, sofort einen Miethwagen zu nehmen, damit er den Hafen noch zu der Stunde erreiche, in welcher die Neger, die den Tabak nach den Schiffen zu befördern hatten, frei seien — nach fünf dürfe so wie so, der Douane halber, kein Gepäck an das Bollwerk gebracht werden.

Reinhard folgte dem Rathe. Ein zweiräderiges Fuhrwerk — landesüblich mit einem munteren Pferde bespannt,

während auf einem zweiten Thiere der Lenker des Gefährtes ritt — hielt vor dem Gasthof.

Reinhard bestieg den Wagen, und fort rollte derselbe mit einer Schnelligkeit, daß der junge Deutsche kaum begreifen konnte, wie es möglich sei, so leicht und gewandt alle Schwierigkeiten in dem wilden Durcheinander der engen Straßen zu überwinden.

Im Hafen herrschte noch das regste Treiben; Schiffe aller Nationen schaukelten in dem weiten Becken, das vom Westwinde bewegt, leichte Wellen an das Ufer spülte.

Das Fahrzeug mit der lustig flatternden Flagge des stolzen England lag noch auf derselben Stelle vor Anker, wo Reinhard es verlassen hatte, und sogleich fanden sich Neger, die gern bereit waren, ihn an Bord des Schiffes zu rudern.

Die Matrosen und der zweite Steuermann halfen dem liebgewonnenen Passagier das Gepäck aus dem Schiffsraum holen, und beförderten es auch in das Boot.

In der Villa Burkleffs nahm der alte weißköpfige Neger die Sachen in Empfang, und übergab Reinhard gleichzeitig ein Schreiben seines Herrn, worin dieser ihm mittheilte, daß er nach seinem eine Stunde von der Stadt gelegenen Landhause gefahren, um Georgia, seine Tochter, zur Rückkehr nach Havanna zu veranlassen; und in herzlichster

Weise war die Bitte wiederholt, daß Dr. Winkler alsdann seinen Aufenthalt in der Villa Burkleffs nehme.

Nachdem Reinhard den Brief seines neugewonnenen Freundes gelesen hatte, bestieg er das Miethsfuhrwerk und befahl dem Neger, langsam zu fahren, damit er vom Wagen aus in Behaglichkeit die schöne tropische Natur bewundern und genießen könne.

Reinhard ließ sich um die Festungswerke der Stadt fahren, die — in einer Ebene liegend — den Blick nach dem entfernteren Gebirge nicht eher gestatteten, als bis man das Weichbild Havanna's hinter sich hatte.

Der gut chaussirte Weg führte an wohlgepflegten Gärten vorüber: rechts und links dufteten blühende Orangen und boten verlockend die reifen Früchte dem schauenden Auge, dem lechzenden Gaumen. Doch fragte Reinhard nach dem Besitzer dieses oder jenes besonders schönen Gartens, so erhielt er stets den Namen eines Engländers oder eines Deutschen zurück; verwahrloste, gänzlich verwilderte Besitzungen waren immer das Eigenthum der eingeborenen Noblesse.

Schon hatte das weiße Licht des Tages sich in Purpurglanz gewandelt, der rings die Gegend übergoß, aus welcher der Riesenpalmen Kronen leuchtend hervorragten. Da auf einmal mit dem letzten Strahl des göttlichen Gestirns um=

hüllte Finsterniß die ermüdete Natur, und allmälig tauchte Stern um Stern aus dem Schwarzblau des Firmamentes empor.

Reinhard gab Befehl zur Umkehr, und trotz der herrschenden Dunkelheit — die Straßenbeleuchtung Havanna's bestand nur aus matt brennenden Cocusöllampen — erreichte das Gefährt schnell und sicher seinen Bestimmungsort.

Viertes Capitel.

Es war um die siebente Abendstunde, als der Wagen vor dem Hotel hielt, und Reinhard das allgemeine Gastzimmer betrat. Er fand daselbst eine bunt gemischte Gesellschaft; Tracht, Sprache und Benehmen der Versammelten zeigten, daß aller Herren Länder hier vertreten seien; und Reinhard, der still an einem Ecktisch Platz genommen, versprach sich von der Beobachtung des lauten Treibens um ihn her die angenehmste Unterhaltung.

An einem der Billardtische, welche in dem großen, durch Kronleuchter erhellten Saal sich befanden, spielten ein paar Männer, die nach jedem Stoß in Streit geriethen, einer den anderen beschuldigend, daß er ungeschickt spiele. Zuerst war der Streit nur harmloser Natur, er wurde leise und

ohne Störung der anderen Gäste geführt; doch bald lenkte er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich, da es schließlich zu Thätlichkeiten zwischen den Beiden kam.

Der eine der Spieler, eine kräftige Gestalt, deren wilde Physiognomie wüster noch erschien durch den dichten, röthlichen Bart, hob das Queue und schlug seinen Gegner damit über den Kopf, daß der Stock zerbrach, und der Geschlagene mehrere Schritte zurücktaumelte.

Wider Erwarten blieb der Beleidigte, ein kleiner Mann, dessen ungewöhnlich volles und starkes Haar den empfangenen Schlag bedeutend gemildert hatte, vollkommen ruhig, und indem er mehrere Male nach dem Kopf faßte und dann die Hand aufmerksam betrachtete, um sich zu überzeugen, daß er nicht blute, sagte er in nicht allzu feinem Englisch: „Bist doch ein grober Gesell! Hättest mich wahrhaftig todtschlagen können; sollst aber auch lang warten, ehe ich wieder mit Dir spiele!" Und damit griff er nach seinem breitkrämpigeu Hut und wollte das Zimmer verlassen.

„Halt, Kollremp! so geht ein ehrlicher Kerl nicht ab — erst die Zeche bezahlt für Dich und für mich, Du warst der Verlierende!"

Ohne ein Wort zu erwidern, zog der Kleine die Börse, zahlte dem neben ihm stehenden Kellner den Betrag der Zeche und verließ ohne Gruß das Gemach.

Der Zurückbleibende schaute ihm höhnisch nach, während er zwischen den Zähnen murmelte: „Verdammte, heimtückische Canaille! würde schon anders auftreten, wenn er mich nicht fürchtete.“

Er trank alsdann seine Limonade und ging langsam dem Ausgange zu. Als er an dem Ecktischchen vorüber kam und sein Blick auf Reinhard fiel, schien er einen Moment zu stutzen, doch denselben näher in's Auge fassend, schritt er lächelnd weiter, allerdings nicht ohne in der Thür sich noch einmal nach dem jungen Deutschen umzuwenden.

Zu den Wenigen, die auf nichts achteten, was um sie vorging, gehörten zwei Herren, die Schach spielend, an einem Tische in Reinhards unmittelbarer Nähe saßen, und denen er jetzt seine Aufmerksamkeit zuwandte.

„Schach der Königin!“ rief mit tiefer Baßstimme ein corpulenter Mann in den ersten dreißiger Jahren seinem Gegner zu.

Der Andere zog den Springer vor und veranlaßte dadurch seinen Partner zu fernerem Nachdenken.

Reinhard, ein leidenschaftlicher Schachspieler und außerdem durch das deutsch geführte Gespräch angezogen, erhob sich von seinem Platze und trat hinter den Stuhl des Herrn, welcher der Königin seines Gegners Schach geboten hatte.

Mit einem Blick übersah Reinhard den Stand der

Figuren und bemerkte, daß der eigenen Königin des Spielers, neben welchem er stand, durch den Läufer des Gegners und durch einen Thurm zur Linken Gefahr drohe.

Als Reinhard wahrnahm, daß keiner der Spieler dies beachtete, sondern der Eigenthümer der bedrohten Königin einen unwichtigen Zug machen wollte, rief er fast unwillkürlich dazwischen: „Ihre Königin ist in Gefahr, und mit dem eben gezogenen Bauer steht auch Ihr König ungedeckt gegen diesen Thurm!"

Beide Herren drehten sich überrascht nach dem Sprecher um, der jetzt mit leichter Verbeugung sich entschuldigte. Reinhards jugendlich schöne Erscheinung mußte wohl einen vortheilhaften Eindruck machen, denn der eine der Spieler, ein reichlicher Fünfziger mit schon ergrautem Haar und kleinen, listig blinzelnden Augen, erhob sich von seinem Platz und sagte höflich: „Ich würde dem Herrn Landsmann, der offenbar ein gewandter Schachspieler ist, sehr dankbar sein, wenn er die Partie für mich zu Ende spielen wollte. Ich habe einen schlimmen Gegner, mir ist es noch nie gelungen, ihn matt zu machen, und es würde mich freuen, könnte ich mit ansehen, wie ein Anderer dies zu Stande bringt."

„Ich bedaure, Herr Lorenz," meinte der Jüngere, dessen hübsches, offenes Gesicht einen Zug der Genugthuung nicht verbergen konnte, „daß Ihnen diese Freude schwerlich zu

Theil werden wird! es ist nicht möglich, eine so schlecht angespielte Partie schließlich zu gewinnen."

Reinhard, der während des Gespräches der Beiden aufmerksam den Stand der Figuren geprüft, sagte jetzt lächelnd: „Die Partie ist doch wohl noch nicht so unter allen Umständen verloren, sie ist sogar, meine ich, mit wenigen Zügen zu gewinnen."

„Spielen Sie, spielen Sie für mich!" bat der alte Herr übereifrig, während der andere den Kopf ein wenig nach hinten warf und in etwas befehlendem Tone sagte: „Sie müssen jetzt sogar spielen, um Ihre Behauptung zu beweisen!"

Reinhard nahm lächelnd Platz, übersah noch einmal das Spiel und bot vor Allem der Königin des Gegners Schach.

Es half demselben nicht, daß er den Springer zog, er hatte dadurch seinen König in Gefahr gebracht.

Sechsmal noch zog Reinhard, dann sagte er lächelnd: „So, mein Herr, jetzt sind Sie verloren, denn Ihr König so wie die Königin sind schach und matt."

„Bravo, bravo," rief der alte Herr. „Sehen Sie, lieber Brückmann, hundert Thaler sind mir nicht so lieb, als daß ich Sie einmal besiegt sehe. Aber vor Allem, Herr

Landsmann, möchte ich wissen, wer der famose Spieler ist, der mir diese Freude verschafft hat."

Während der mit Brückmann Angeredete noch immer auf das Schachbrett starrte, als halte er es für unmöglich, besiegt zu sein, beantwortete Reinhard die Frage des alten Lorenz.

„Mein Name ist Winkler," sagte er mit leichter Verbeugung, „wissenschaftliche Forschungen führen mich nach Cuba."

„Sehr angenehm, Herr Winkler, sehr angenehm! Ich heiße Balduin Lorenz und bin Plantagenbesitzer und Kaufmann; dies hier ist mein Freund Brückmann, gleichfalls Plantagenbesitzer!" und er schlug dem in seine Gedanken Vertieften so derb auf die Schulter, daß derselbe erschrocken in die Höh' sprang und dann kopfschüttelnd mit komischem Ernste sagte: „Ist das auch freundschaftlich, Lorenz? als ob ich nicht schon genug geschlagen wäre!"

„Ja, freilich! und in Ihrer Niedergeschlagenheit haben Sie gewiß noch nicht einmal gehört, wie Ihr Sieger heißt; und so stelle ich Ihnen denn Herrn — Herrn — Wielitz vor."

„Winkler!" berichtete Reinhard freundlich.

„Ach so!" lachte Brückmann, „die alte Schwäche meines Freundes!"

„Nun ja," meinte Lorenz, halb lächelnd, halb verdrieß-

lich, „ich habe ein schlechtes Gedächtniß für Namen, aber die Personen — und das ist die Hauptsache — vergesse ich nicht leicht. Wenn Sie also morgen mir die Ehre geben wollen, mich zum Frühstück zu besuchen, lieber Herr — Weiler, so sind Sie eines freundlichen Empfanges gewiß! Ich wohne dort, wo die Chaussee an den Gärten vorüberführt; sagen Sie nur zu ihrem schwarzen Rosselenker: nach der Villa Baldamos! unter diesem von der spanischen Sippe so geänderten Namen bin ich hier am bekanntesten."

Reinhard horchte hoch auf, als er den Namen Baldamos hörte, dann sagte er: „Der Zufall will immer sein Spiel treiben; einer meiner Empfehlungsbriefe und mehrere meiner Wechsel lauten auf Don Baldamos — ich habe den Brief hier, wollen Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, das Schreiben einzusehen?" Damit zog er ein Papier aus seinem Portefeuille und übergab es dem alten Herrn.

Dieser überschaute flüchtig den Brief, und reichte dann mit noch gesteigerter Freundlichkeit Reinhard die Hand.

„Von einem guten Bekannten, dem Professor Birming! unn heiße ich Sie noch um so lieber willkommen und erwarte Sie morgen bestimmt zum Frühstück; aber nicht zu einem spanischen, davon kein ehrlicher deutscher Magen satt werden kann, sondern zu einem Frühstück, wie es nur die gute heimathliche Küche zu liefern vermag."

„Nicht wahr, Brückmann," wandte er sich an diesen, „und auch Sie, dem ich ansehe, daß er darauf brennt, seinem Ueberwinder in einer Gegenpartie die eigene Stärke zu zeigen, werden meinen Champagner und meine Holsteiner Austern nicht verschmähen, zumal wenn Herr — Winkelmann sich zu der Schachpartie bereit erklärt?"

Reinhard verbeugte sich zustimmend, Brückmann aber sagte in seiner leichten jovialen Manier: „Zur Schachpartie bin ich bereit, Champagner will ich auch trinken, aber mit Ihren Holsteiner Austern bleiben Sie mir fern, unsere Küstenaustern sind wenigstens frisch, und ich bin großmüthig genug, auch für meinen Sieger um letztere zu bitten!"

Der alte Lorenz lächelte, schüttelte Reinhard freundlich die Hand mit dem Versprechen, daß es ihm frei stehen solle, zwischen Holsteiner und den einheimischen Austern zu wählen, und entfernte sich dann mit Brückmann, nachdem auch dieser dem jungen Deutschen in herzlicher Weise die Hand gereicht.

Fünftes Capitel.

Wer längere Zeit zwischen den Wendekreisen lebt, ist halb und halb gezwungen, des Südländers Sitten und Gebräuche anzunehmen, bis er schließlich kaum unterscheidbar sich mit der Nationalität vermischt. Auch im Hause des

Senor Baldamos trug Alles das Gepräge des Landes, und nur der wohlgepflegte Garten mit den üppigen Rosenhecken ließ darauf schließen, daß ein Deutscher oder Engländer hinter den mit Schlinggewächsen dicht umrankten Mauern des reizend gelegenen Wohnhauses residire.

Dasselbe Fuhrwerk, welches Reinhard zu seinem ersten Ausfluge benutzt hatte, führte ihn am nächsten Tage in aller Frühe nach der Villa Baldamos.

Zwei Neger in ganz weißen, leicht wollenen Blousen sprangen aus dem Hause, durcheilten blitzesschnell den Garten und standen schon am Wagen, ehe Reinhard noch Zeit gewonnen, das Fuhrwerk zu verlassen.

Dienstbereit wollten die Schwarzen dem jungen Manne beim Absteigen behülflich sein, doch er wies sie freundlich zurück, schwang sich gewandt vom Sitze herab und schritt dem Hause zu, auf dessen Treppenstufen Freund Lorenz zum Empfange schon bereit stand und den Gast durch ein cordiales Schwenken seines breitgeränderten Hutes begrüßte.

„Treten Sie ein, lieber Herr Landsmann, treten Sie ein! Meine Tochter freut sich bereits auf Ihren Besuch; Sie müssen wissen, wir leben im Ganzen ziemlich zurückgezogen. Jeanetta, Jeanetta! — über die Wetterhexe, wo steckt sie nur? sie weiß doch, daß ich es gern habe, wenn sie mir beim Empfange meiner Gäste zur Seite steht."

Reinhards einfach herzliches und doch sicheres und gewandtes Auftreten beruhigte den alten Herrn bald über die Abwesenheit der Tochter, und er führte mit sichtlicher Genugthuung seinen Gast in das Innere des Hauses, wo ein wahrhaft orientalischer Luxus herrschte.

Schon der Vorflur war mit kostbaren, fein geflochtenen Strohmatten belegt, die in seltener Farbenpracht dem Auge entgegenleuchteten. Oelgemälde, Jagdstücke darstellend, zierten die Wände, und zwischen den schweren Goldrahmen waren Siegestrophäen der localen Jagd: Vögel-, Affen- und Antilopenköpfe angebracht, und um diese wanden sich Schlangen, die von Künstlerhand ausgestopft, einen überraschend natürlichen Anblick gewährten.

Die offenstehenden Flügelthüren gestatteten vom Vorflur aus den Einblick in die Wohngemächer; doch die Ueberfüllung der Räume mit kostbaren Möbeln, eine prunkende Ueberladung mit Gegenständen der Kunst und des Luxus zeugte mehr von dem Reichthum und der Prachtliebe des Besitzers, als von feinem Sinn und edlem Geschmack.

„Treten Sie ein, Herr Landsmann, in die Hütte der Armuth!" rief der alte Lorenz und rieb sich so seelenvergnügt die Hände, als habe er den vortrefflichsten Witz gemacht; doch ernst gemeint fügte er hinzu: „und lassen Sie es sich

bei einem Manne gefallen, dem es großes Vergnügen gewährt, einen Freund Birmings bei sich bewirthen zu können!"

Reinhard erwiderte, er seinerseits müsse sich glücklich schätzen, gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes im fremden Lande eine so angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben.

Der alte Lorenz lächelte geschmeichelt. Er gehörte zu den Leuten, die — theils aus Anmaßung, theils aus Unkenntniß der Umgangsformen — jede Redensart der Höflichkeit im eigentlichsten Wortverstande auffassen, und deren Wohlgefallen zu erringen äußerst leicht ist, sobald man es versteht, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln.

Obgleich Reinhard diese Schwäche des alten Mannes augenblicklich erkannt hatte, war er doch weit davon entfernt, dieselbe zu benutzen; was er gesagt, empfand er auch, er hielt seinen freundlichen Wirth für eine offene, gutmüthige Seele, und nahm gern das Bischen Eitelkeit und Prahlerei, das bei einem Emporkömmling — mit einem solchen hatte er es offenbar zu thun — nur allzu natürlich war, mit in den Kauf.

Balduin Lorenz, oder wie er sich lieber nennen hörte, Don Baldamos, war der älteste Sprößling einer Berliner Schuhmacherfamilie, deren Stammhalter ein Bummler und Säufer, die Schuld trug, daß sämmtliche Familienglieder bis auf Balduin in Noth, Sünde und Schande ihren Untergang gefunden hatten.

Von der Natur mit einem ruhigen, friedliebenden Sinne bedacht, hatte Balduin das Leben im elterlichen Hause nicht lange ertragen können und war, noch ein Knabe, nach Bremen als Tabaksspinner gegangen. Als fleißiger Arbeiter, erwarb er sich schnell das Vertrauen und die Zuneigung seines Herrn.

Im Laufe der Jahre hatte er sich dann eine so gründliche Kenntniß des Rohtabaks angeeignet, daß ohne ihn fast kein Ballen geöffnet und untersucht wurde.

Da kam sein Chef auf den Gedanken, den zuverlässigen jungen Mann nach Havanna zu schicken, damit er dort als Agent die besten Tabake aufkaufe, die Schiffe befrachte und direct nach Bremen versende.

So geschah es — Lorenz nahm das Interesse seines Wohlthäters bestens wahr, sorgte aber auch für sich, handelte und verkaufte, und trotzdem er im Allgemeinen sich keines besonders hellen Verstandes rühmen konnte, so wurde dieser bei ihm durch eine gewisse instinctive Schlauheit ersetzt, die so leicht keinen Vortheil ihm entgehen ließ.

Viele Jahre sorgte Lorenz gewissenhaft für das Bremer Haus, dann theilte er seinem Prinzipal mit, daß er, der selbst bereits ein ansehnliches Vermögen erworben, im Begriff stehe, die Wittwe seines verstorbenen Freundes, eines der reichsten Plantagenbesitzer, zu heirathen, und daß er von

nun an nicht mehr Agent sein, sondern Tabake eigener Production über See versenden wolle.

Die alte Firma blieb ihm treu, und „Balduin Lorenz" war gar bald ein in allen namhaften Städten Europa's bekanntes und geachtetes Haus.

Die Gattin, welche Balduin sich erwählt, eine Mulattin, war vor ihrer ersten Ehe Sclavin gewesen, gehörte aber nun — berühmt durch Schönheit und Reichthum — zu den gesuchtesten Partien des Landes, und ihre Vermählung mit Lorenz bildete eine Zeitlang das Tagesgespräch der Stadt.

Doch nicht lange sollte der bisher vom Geschick so Begünstigte seines vollen Glückes sich erfreuen. Auf einer Spazierfahrt, die Frau Lorenz nach wenigen Monaten mit ihrem Töchterchen aus erster Ehe unternahm, wurden die Pferde scheu, warfen den Neger ab und gingen mit dem Fuhrwerk durch. Der Wagen schlug um, und zum Tode verletzt brachte man die unglückliche Frau nach Hause, während das Kind nur einige leichte Verwundungen davontrug.

Gleich bei dem Ehecontract hatten die Gatten auch ein gegenseitiges Testament gemacht, welches den Ueberlebenden zum Erben aller Güter einsetzte. Frau Lorenz war so überzeugt gewesen, daß Alles, was ihr Gatte wünsche, auch recht und gut sei, daß sie denselben Fehler gemacht hatte, den schon ihr erster Gemahl begangen, da er in seinem Testamente

des Kindes nicht gedacht, sondern sein Weib zur Universalerbin seiner Reichthümer ernannt hatte. — Jetzt auf dem Sterbebett dessen und der Gesetze sich erinnernd, die dem Kinde einer Farbigen so wenig Recht und Schutz gewähren, bat Frau Lorenz den Gatten die förmliche Adoption ihres hinterlassenen Töchterchens nicht zu vergessen.

Aber trotzdem Lorenz dem Kinde seine ganze Liebe zugewendet, war Jeanetta achtzehn Jahre alt geworden, ohne daß ihr Stiefvater sein Versprechen erfüllt hatte.

Im Anfange war es von Tag zu Tag hinausgeschoben worden und schließlich, da er zu keiner zweiten Ehe schritt und gewillt war, sein ganzes Vermögen der Tochter zu hinterlassen, als eine überflüssige Formalität, seinem Gedächtniß entschwunden.

Jeanetta war, trotz ihres wenig einnehmenden Wesens, der Liebling seines Herzens, und es war eben seine väterliche Schwäche, die den herrischen, gewaltthätigen und unsagbar hochmüthigen Character der jungen Mulattin nur beförderte statt unterdrückte —

„Geh Rollo!" befahl Lorenz jetzt einem nubischen Neger, dessen hohe Racenschönheit, die ebenholzschwarze Haut und das dicht gelockte, wollige Haupthaar, Reinhard bereits aufgefallen, „geh und sage dem Fräulein, daß ich Gäste habe, sie möge sich beeilen, zum Frühstück herabzukommen!"

Der Neger entfernte sich langsam, fast widerwillig, nachdem er zuvor einen seltsam gehässigen Blick auf das Antlitz des Fremden geworfen.

Kurze Zeit darauf trat Jeanetta in das Gemach, in welchem Lorenz beschäftigt war, seinem Gaste Kunstschätze zu zeigen und mit deren ungewöhnlichem Werthe zu prahlen. Doch als Jeanetta sich näherte, schien der Alte über diesen einen Schatz alle anderen zu vergessen, und strahlenden Angesichts sagte er zu Reinhard: „Dies ist meine Tochter, Herr Doktor! Bitte,“ fügte er dann hinzu, „kommen Sie meinem schwachen Gedächtniß zu Hülfe und nennen Sie selbst Ihren Namen!“

„Reinhard Winkler, mein Fräulein,“ sagte dieser, sich vor Jeanetta verneigend, „Ihr Herr Papa, mit dem ein glücklicher Zufall mich gestern bekannt werden ließ, war so gütig mir zu gestatten, ihn heut in seinem eigenen Hause aufzusuchen; darf ich hoffen, daß auch Ihnen, der Tochter vom Hause, mein Besuch nicht unangenehm ist?“

Das junge Mädchen, eine hochgewachsene, imposante Erscheinung stand vor ihm, ohne, nach dem ersten stummen Gruße, auch nur durch eine Regung der prächtigen Gestalt oder des eigenthümlich schönen und doch — Medusa gleich — abstoßenden Antlitzes kund zu thun, daß sie lebe.

Ruhig und dennoch mit versengender Gluth schauten

die großen, dunkeln Augen aus dem bräunlichen Angesicht zu dem Sprecher hinüber, auch dann noch, als er seine Rede schon beendet hatte. Erst nach kurzem, für Reinhard peinlichem Zögern, neigte die seltsame Erscheinung leise das Haupt; und die Korallenlippen öffneten sich zu einem förmlichen, kaum hörbaren: „Sie sind mir willkommen!" Dann wandte Jeanetta sich und schritt dem Nebenzimmer zu, wo sie mit dem Arrangement des Frühstückstisches sich zu schaffen machte.

Reinhard blickte betroffen der hohen Gestalt nach, die höher noch erschien durch das lang nachschleppende weiße Gewand; aber fast erschrocken fuhr er leise zurück, als er gewahrte, daß von dem rothen Gürtel des Kleides an der Seite eine Peitsche herabhing, über deren Bestimmung er keinen Augenblick in Zweifel war.

„Die Unglücklichen!" murmelte er unwillkürlich und nickte zerstreut mit dem Kopfe, als der alte Lorenz fragte: „Ist's nicht ein Prachtmädel? Selbst die Quittenfarbe, die trotz der vierten Kreuzung noch an die Negerabstammung erinnert, gehört zu ihrer Schönheit; sie ist die Schönste weit und breit und die Reichste dazu; können sich denken, was ich zu thun habe, die Räuber fern zu halten, die mir die Wetterhexe gern wegschnappten."

Reinhard dachte an die Peitsche, und ein Schauer

überlief ihn. In diesem Augenblick erschien Brückmann, und die Herren traten in das Nebenzimmer, dort das Frühstück sich munden zu lassen.

Zwischen Brückmann und Jeanetta schien das Einverständniß zu herrschen, sich gegenseitig so wenig wie möglich zu beachten. Brückmann hatte beim Betreten des Zimmers sich schweigend verneigt, ein Gruß, der von Jeanetta nicht, oder doch nur unmerklich erwidert wurde; und wenn jetzt eine Regung auf ihrem kalten Antlitz sich spiegelte, so war es die des Widerwillens, der tiefsten Abneigung.

Jeanetta selbst ließ sich nicht an dem Frühstückstisch nieder, und die Aufforderung ihres Vaters, an dem Mahle Theil zu nehmen, beantwortete sie in kurzen Worten dahin, daß sie bereits gefrühstückt habe. Jetzt zuerst vernahm Reinhard den vollen Ton ihrer Stimme, und so metallreich das tiefe Organ auch klang, es war etwas Hartes darin, daß Reinhard so unangenehm berührte, wie zuvor der Anblick der Peitsche.

„Wenn Du nicht mit uns essen willst, Jeanetta," sagte der alte Lorenz freundlich, „so spiele uns etwas!" Und zu Reinhard sich wendend, fuhr er mit väterlichem Stolze fort: „Meine Jeanetta, müssen Sie wissen, ist eine ausgezeichnete Clavierspielerin; auf der ganzen Insel ist nicht Eine, die ihr darin gleich käme."

Ein ungeduldiges Zucken flog über das stolze Gesicht des seltsamen Mädchens, und ihre Mienen sagten so deutlich, wie Worte es nur vermocht hätten: „Was du davon verstehst!"

Damit trat sie zu dem Instrument, und ihre Haltung war so königlich, ihre ganze Art und Weise so nachlässig stolz und trotz der Kraft, die in jeder Bewegung lag, so graziös, daß der Alte nicht umhin konnte, schmunzelnd seinem Nachbar in's Ohr zu flüstern: „Ist doch ein Blitzmädel, die Wetterhexe!"

Reinhard lächelte über die väterliche Eitelkeit, aber das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, als Jeanetta die ersten Töne anschlug. Fast unwillkürlich erhob er sich von seinem Platze und trat an die Seite des jungen Mädchens, welches eine moderne Composition nicht nur mit vorzüglicher Technik, sondern auch mit einer Ausdrucksweise vortrug, daß Reinhard wie gebannt auf die schön geformten, schlanken Hände blickte, die so thätig und sicher in die Tasten griffen. Und doch lag, wie in ihrer ganzen Erscheinung, so auch in ihrem Spiel etwas Wildes, Dämonisches, Etwas, das — alles Fesselnde überwiegend — wiederum abstieß.

„Ist dem Herrn gefällig?" fragte plötzlich eine laute Stimme so dicht neben Reinhard, daß er erschrocken sich umwandte. Im gleichen Augenblick entfiel der Hand des

Sclaven das Tablett, und die Gläser stürzten klirrend zur Erde und überschütteten mit ihrem feurigen Inhalt die kostbaren Teppiche.

Es lag im Blick und Gebahren des Negers eine Anklage, die Reinhard zu einer kleinen Zurechtweisung veranlaßte, indem er Rollo bedeutete, daß man weder so plötzlich noch so dicht an Jemand heranträte, um volle Gläser zu präsentiren.

Die blitzenden Augen des Nubiers richteten sich mit tückischem Ausdruck auf das Antlitz des Fremden; aber Reinhard hatte nicht Zeit darauf zu warten, denn Jeanetta, die das Gläserklirren nicht beachtet, war durch Reinhards Worte aufmerksam geworden und hatte kaum vernommen, daß Absicht oder Ungeschicklichkeit des Negers den Schaden angerichtet, als sie auch aufsprang, und Vernichtung in den zornsprühenden Augen, nach der Peitsche griff.

Da legte sich Reinhards Hand auf die ihre und bittend schauten die weichen grauen Augen des schönen Fremdlings in ihr zornerregtes Antlitz.

Sie blickte ihn an, erst unwillig staunend, fragend, dann aber, während sie so sich Aug' in Auge schauten, sänftigten sich all' ihre Züge, und ruhig sagte sie: „Nur Ihretwegen!“ dann setzte sie sich und spielte weiter, als sei

nichts geschehen, während Reinhard, eigenthümlich berührt von dem Vorfall, ihr zur Seite blieb.

Rollo, der Neger, aber las zähneknirschend die Scherben zusammen und während er sich entfernte, murmelte er halblaut, voll tiefsten Ingrimms: „Seinetwegen hat sie mich nicht geschlagen; doch das Weißgesicht soll's büßen!"

Als Jeanetta ihr Spiel beendet hatte, klatschte der alte Lorenz in die Hände, und sein lautes Bravorufen schreckte Reinhard aus seiner Versunkenheit jäh empor. Er hätte so gern dem jungen Mädchen seine Anerkennung ausgesprochen, doch lag in ihrem stolzen, selbstbewußten Wesen etwas, das ihn davon zurückhielt, ihn wenigstens im Augenblick die rechte Form nicht finden ließ.

Jeanetta hatte das Instrument verlassen, ohne Reinhard auch nur eines Blickes zu würdigen, und derselbe folgte im Grunde gern der Aufforderung seines Wirthes, nun auch „etwas zum Besten zu geben."

Es lastete auf ihm wie ein Alp, und er hoffte auf die befreiende und erlösende Macht der Musik. Mollklänge zogen durch seine Seele, und in freier Improvisation ließ er sie im weichen, schmelzenden Adagio auf dem Instrumente wiedertönen. Wie er so saß, den Kopf zurückgebogen, daß das dicht gelockte Haar die offene, gedankenreiche Stirn frei ließ, die Augen in Begeisterung halb geschlossen, und das

ganze Antlitz förmlich durchleuchtet von der Fülle und der Gluth des inneren Lebens, glich er Apollo selbst, dem Gott der Töne; und wie in einem geweihten Tempel herrschte andächtige Stille im Kreise seiner Hörer.

Jeanetta war neben den Flügel getreten, aber sie lauschte wohl kaum dem Spiel; ihr Auge hing starr an den Zügen des schönen Fremdlings, und — ihr selbst unbewußt — theilte ein Lächeln die rothen Lippen, ein Lächeln voll heißen Verlangens, aber auch voll so milder Innigkeit, daß es kaum zu begreifen war, wie es sich in dieses stolze, kalte Antlitz hinverirrt.

Am Eingang des Zimmers aber stand Rollo der Neger, und er sah den Fremden, und sah im Spiegel das Antlitz seiner jungen Herrin, das er als das Schönste unterm Himmelszelt bewunderte, das herrlicher ihn dünkte, als die Sonne selbst. Und wieder knirschte er mit den Zähnen, und wie unwillkürlich griff die Hand nach dem Gürtelmesser und ließ es nur zögernd wieder fahren.

„Guten Morgen, meine Herren!" tönte eine sonore Baßstimme und ließ sämmtliche Anwesenden, unwillig über die Störung, aufschauen; „ich bedaure, wenn ich zu unbequemer Zeit komme, aber es geht nicht anders, Geschäftsangelegenheiten, Geschäftsangelegenheiten!"

„Zum Teufel, Relknew!" rief Lorenz verdrießlich,

„gönnen Sie einem keine Stunde der Ruhe? Was führt Sie her? Kommen Sie morgen wieder, ich habe jetzt keine Lust zum Geschäft!“

Reinhard hatte beim Klange der Stimme, die so unangenehme Erinnerungen in ihm weckte, sein Spiel abgebrochen und schaute finster und doch mit gespannten Zügen nach dem Eindringling hinüber.

Dieser, ohne dem alten Lorenz zu antworten, näherte sich Reinhard, und mit einer Handbewegung auf Jeanetta, sagte er spöttisch: „Ei, ei! mein Freund, in so anziehender Gesellschaft? Heute wahrlich bedürfen Sie es nicht, daß ich mich Ihrer annehme, und dennoch — wenn ich in die schönen, lockenden Augen Ihrer Nachbarin schaue — möchte ich Ihnen rathen — —“

Der Ton seiner Worte und mehr noch seine Blicke brachten Reinhards Blut in Wallung, und einen Schritt vortretend, unterbrach er ihn mit erregter Stimme: „Ich möchte Ihnen rathen, Herr, diese beständigen Interventionen zu lassen, wenn anders Sie mich nicht herausfordern wollen, mit der deutschen Waffenführung Sie bekannt zu machen!“

Jetzt war's Jeanetta, deren bräunliche Hand begütigend auf Reinhards Arm sich legte, während sie mit der zermalmenden Verachtung in Haltung und Ton, die ihr so leicht

zu Gebote stand, sagte: „Senor, sprechen Sie nicht mit ihm, er ist's nicht werth!“

„Nicht so, schöne Donna!“ rief Relknew und sein Auge funkelte in wilder Leidenschaft, „ein guter Engländer nimmt die Herausforderung an, bestimmen Sie nur die Stunde, Herr.“

„Was zum Teufel!“ rief der alte Lorenz dazwischen, ehe Reinhard ein Wort erwidern konnte: „plagt Sie der Böse, Relknew, daß Sie in meinem Hause einen werthen Gast beleidigen? Der Herr hat Besseres hier zu thun, als mit jedem Krakeeler sich zu schlagen!“

„Schon gut,“ sagte Relknew besänftigt, „es geht auch so wie so nicht,“ und mit Lorenz ein wenig auf die Seite tretend, fuhr er im ruhigsten Geschäftston fort: „Tausend Ballen beste Blätter gekauft von Willm Uppmann — fünfhundert liegen fertig gepackt, fünfhundert sollen binnen fünf Tagen schiffsbereit sein. Der Tabak ist womöglich besser als der Ihrige, Herr Lorenz, er bedarf deshalb nicht des Mengens, daher ich gleich auf Schnürung der Ballen handelte.“

„Gut, gut, recht schön!“ erwiderte Lorenz, durch die erfreuliche Nachricht schnell gegen Relknew umgestimmt. „Aber gehen Sie jetzt, Bester, Ausführlicheres besprechen wir später;

nur sagen Sie mir noch, was Sie gegen Herrn Wielitz haben, der höheren Ortes sehr angesehen ist, Ihnen also —"

„Wie nannten Sie den Herrn?" fiel Relknew dem Alten in die Rede, „wär's möglich, sollte ich —?"

„Ach, was! weiß viel, wie er heißt! das thut auch nichts zur Sache!"

„Ah so, Verzeihung — ich vergaß Ihr ausgezeichnetes Namensgedächtniß," spottete Relknew. „Doch nun will ich gehen," fügte er hinzu, und mit jenem höhnischen Ausdruck, der fast dauernd auf seinem Antlitz lag, die Versammelten grüßend, verabschiedete er sich.

Unbemerkt von den Anderen — Reinhard und Brückmann schritten indessen zu ihrer Schachpartie — folgte der Neger dem sich Entfernenden und ging an seiner Seite durch den Garten der Straße zu.

Dort am Gehege, im Schatten einer Orange standen sie still und sprachen eifrig mit einander — und der Neger stieß ab und zu einen wilden Fluch aus, mit bedeutsamen Geberden sein Messer schwingend. Und der Andere schaute kalt lächelnd auf den Nubier, nickte aber zustimmend mit dem Kopfe, und schien überhaupt darauf bedacht, die Wuth des Schwarzen immer höher zu entflammen, bis die schallende Glocke im Innern des Hauses dem tête-à-tête ein Ende machte.

Sechstes Capitel.

Ein elegantes Cariol, von einem Schimmelhengst reinster andalusischer Race gezogen, rollte den wohlgeglätteten Kiesweg entlang. Der mit seidenen Gardinen verhängte Fond barg zwei Damen, die — um vor den brennenden Strahlen der Sonne geschützt zu sein — sich dieses luftigen Schirmes bedienten, der zugleich dem durch die Schnelligkeit der Bewegung entstehenden Zuge freieren Durchgang gestattete.

Die eine der Damen, eine blondgelockte Schönheit mit reizend unschuldsvollem Kindergesicht lehnte sich augenscheinlich von der glühenden Hitze ermüdet, in die Kissen zurück, während die dunklen Augen ihrer Gefährtin so munter und dabei so feurig blitzten, als wollten sie mit der Sonne wetteifern.

„Freust Du Dich nicht auch, Georgia," begann die Letztere nach längerem Stillschweigen, „daß wir einen Gast zu Haus antreffen werden? Es wird dies unsere Einsamkeit auf angenehme Weise unterbrechen; ich kenne den jungen Deutschen noch nicht, aber ich wünschte, er bliebe recht, recht lange."

„Nach Allem, was Papa von ihm erzählt hat," erwiderte die mit Georgia Angeredete, „muß er ein tüchtiger

Gelehrter und ein liebenswürdiger Mensch sein, zumal wir ja wissen, wie karg der Vater sonst mit seinem Lobe ist. Aber dennoch, Fernanda, kann ich nicht gerade sagen, daß ich mich zu unserem Gaste freue, noch daß ich wünsche, er bliebe recht lange; ich denke es mir nicht angenehm, nie mit dem Papa allein sein zu können. Und was soll aus unsern reizenden Plauderstündchen nach den Mahlzeiten werden, wenn immer ein Fremder zwischen uns sitzt?"

„Diese Plauderstündchen," unterbrach Fernanda lebhaft die Sprecherin, „werden erst recht interessant sein, wenn der Fremde uns von seiner deutschen Heimath erzählen wird, vom nordischen Winter, wo die Bäume statt mit grünem Laub, mit den unzähligen weißen Crystallsternchen bedeckt sind, wie das aussehen muß, Georgia! hast Du nicht auch ein Verlangen, das kennen zu lernen?"

Ein wehmüthiges Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mädchens, während es erwiderte: „Das ist ja mein mütterliches Erbtheil, Fernanda, die Sehnsucht nach dem fernen Lande, wo die Sonne leuchtet und wärmt, aber nicht glüht und versengt wie hier, nach dem Lande, in welchem keine verlockenden Giftpflanzen gedeihen, nicht Kaiman noch Schlange das Leben der Menschen gefährden, wo Alles ruhig, mild und friedliebend ist. Ach, Fernanda, ich denke, in einem solchen Lande muß es wie im Paradiese sein!"

Fernanda, die schöne lebhafte Brünette, lächelte, und den Arm um die zarte Gestalt der jüngeren Freundin schlingend, sagte sie mit ihrer hell und doch weich klingenden Stimme: „Das Paradies, Georgia, ist an keinen Himmelsstrich gebunden, es ist überall, wo wir es uns schaffen."

Die jungen Mädchen schwiegen; Georgia schloß die Augen; ob um zu schlafen, ob ungestörter ihren Gedanken sich zu überlassen? — die ruhigen, kindlichen Züge verriethen es nicht.

Georgia war die einzige Tochter Mr. Burkleffs, ihm hinterlassen von einem über Alles geliebten Weibe, das in der Blüthe der Jahre, im Vollbesitz ihrer Schönheit und alles irdischen Glückes in das Grab gesunken.

Von Geburt eine Deutsche, war sie dem Gatten erst nach England, dann als sein Wunsch und theilweise auch die Verhältnisse ihn veranlaßten, den Wanderstab zu ergreifen, auch nach Amerika gefolgt. Keine Klage war je über ihre Lippen gekommen, daß die Sonne zu heiß und der Himmel zu blau sei in der fremden Zone, aber ihrem Kinde, das verständnißinnig zu ihr aufblickte, erzählte sie immer und immer wieder von dem fernen Wunderlande, das im Sommer so grün und im Winter so weiß, wo man die Sonne sucht und nicht meidet, und wo die Dämmerstunde die traulichste ist von allen.

Vielleicht — wer kann es wissen? — war's die Sehnsucht gewesen nach dem rauhen Norden, die inmitten allen Glanzes und allen Glückes die Gattin und Mutter in das frühe Grab gelockt!

Mr. Burkleff hatte nie aufgehört, den unersetzlichen Verlust zu betrauern, und wenn er auch dem zarten Kinde, dem Ebenbilde der Entrissenen, all' die Liebe, all' die Sorgfalt eines Vaters angedeihen ließ, mit den stärksten, den lebendigsten Gefühlen seines Herzens weilte er bei der Verlorenen, halb süßem Erinnern hingegeben, halb Trost suchend in der Hoffnung eines Wiedersehens auf anderem, schönerem Sterne.

Todesgedanken hatten für ihn nichts Schreckendes mehr, seitdem das Liebste auf dem dunkeln Pfade ihm vorangegangen; er sehnte sich, der Gattin nachzueilen, und nur das Kind, ihr Kind, fesselte ihn an dieses Erdenleben.

Jahre waren seit dem Tode der Mutter hingeschwunden, und all' der Liebreiz, der ihr eigen gewesen, schmückte nun das zur Jungfrau erblühte Kind. Und nicht nur die äußere Schönheit der so früh Entschlafenen war das Erbe Georgia's geworden, auch die Herzensgüte, die herrlichen Geistesanlagen derselben waren der Tochter überkommen, zugleich mit der weichen, hingebenden Seele.

Anders war Fernanda, die Gespielin und Pflegeschwester

Georgia's, geartet. Eine vater- und mutterlose Waise hatte Burkleff sie in sein Haus genommen, als sie noch nicht ihr achtes Lebensjahr zurückgelegt; und sie hing an dem Vater und an Georgia mit einer Liebe, die nicht größer hätte sein können, wenn Bande des Blutes sie mit ihnen verbunden. Von spanischer Abkunft, entsprach nicht nur ihr Aeußeres, sondern auch ihr ganzes Fühlen der heißen Sonne des Südens; ihr Denken aber — vielleicht durch Burkleffs Erziehung so geleitet — war kühl besonnen, und ihr heller, scharfer Verstand jederzeit der Herrscher ihres allzu heißen Herzens. Die Gegensätze von Gluth und Kälte, von Ruhe und Erregtheit verbanden in sich ihrem Sein und Wesen zu einer erquickenden Wärme, zu einer beruhigenden Beweglichkeit und anregenden Stille, daß wohl Mancher, der in nähere Berührung mit ihr kam, für sich das Wort wiederholte, das Georgia der geliebten Freundin so gern zu sagen pflegte: „Wo Du bist, ist Ruhe und Frieden und doch Lust und Leben!" —

Der Wagen rollte vor Burkleffs Haus. Bob, ein von Burkleff freigegebener Schwarzer, der aber nun mit mehr als sclavischer Ergebenheit seinem Herrn diente, sprang an das Gefährt und war den jungen Damen beim Aussteigen behülflich.

„Papa ist doch daheim, Bob?" fragte Georgia, eilte

aber, ohne die Antwort zu erwarten, in das Haus und in die Arme ihres Vaters, der ihrer harrend auf dem Vorflur stand.

Erst am vorhergehenden Tage hatte Mr. Burkleff die Tochter auf seinem Landsitze in Fineland besucht, und doch war die Begrüßung zwischen Vater und Kind eine so innige, als wären sie lange von einander getrennt gewesen. Fernanda stand lächelnd dabei, dann aber umschlang auch sie den Schützer ihrer verlassenen Kindheit mit töchterlicher Zärtlichkeit.

Obgleich Mr. Burkleff über großen Reichthum verfügte, war doch das Innere seines Wohnhauses mit höchster Einfachheit ausgestattet. Die unteren Räume, wo neben dem Besuchs- und Wohnzimmer auch die Gemächer lagen, in denen Mr. Burkleff allein herrschte, verkündeten auf den ersten Blick, daß ein Gelehrter sie bewohne.

Repositorien, mit Büchern jeder Wissenschaft gefüllt, reichten bis zur Decke empor, große Schränke bargen die Schätze des Geologen und Geognosten, Kasten mit Glasdecken, welche Käfer und Schmetterlinge Cuba's wohl geordnet enthielten, hingen an den Wänden, physikalische und optische Instrumente standen und lagen auf den Tischen, und obgleich die jungen Mädchen zuweilen dagegen protestirten, diente doch häufig selbst das Besuchs- und Empfangszimmer zum Aufenthalt für Vögel, Steine, Pflanzen und Insecten.

Sonst aber theilten Georgia sowohl wie Fernanda die Liebe des Vaters zu wissenschaftlichen Untersuchungen; die Kenntnisse der Beiden waren besonders in der Botanik außerordentlich zu nennen, und ihre hellen, scharf sehenden Augen machten dem Vater nicht selten die vergrößernde Loupe entbehrlich.

Die Abwesenheit der jungen Mädchen hatte übrigens dazu beigetragen, die Unordnung der Zimmer zu vermehren, und lächelnd schauten sie einander an, als sie das Wohngemach betraten und fast jeden Stuhl mit Steinen und Pflanzen belegt fanden.

„Kommt Dein Gast heute noch, Väterchen?“ fragte Georgia, während sie den Hut abnahm und die langen goldblonden Locken aus der heißen Stirn zurückwarf.

„Ganz zu uns ziehen wird er erst morgen; ich traute der alten Mary nicht recht zu, daß sie die Zimmer für den Gast ohne Eure Anordnungen herstellen könne; Ihr müßt da erst selbst zusehen, Kinderchen! Aber zum Abendbrod habe ich den Fremden heut gebeten und seine Zusage erhalten.“

„Und wird er lange bleiben?“ fragte Fernanda, während sie sich anschickte, still, fast unbemerkt, einige Stühle zu räumen, hier einen Kasten, dort ein Instrument fortzunehmen und an seinen Platz zu stellen.

„Wohl kaum!“ beantwortete Burkleff die Frage seines Pflegetöchterchens. „Allerdings bedarf es einer gründlichen Besprechung mit mir und Professor Furnisson, ehe der junge Mann seine beabsichtigte Reise in das Gebirge antreten kann, doch das wird so lange nicht währen, zumal Furnisson und ich ihn möglicherweise bis zum Vorgebirge St. Antonio begleiten.“

„Und dann reist er allein?“ fragte Georgia und die weiche, melodische Stimme hatte einen Anflug von Besorgniß.

„Ich will ihm Joso mitgeben, der ist treu, tapfer und des Weges kundig; aber der alte Joso ist Dein besonderer Liebling — willst Du ihn auch so lange in unserm Haushalt missen?“

„Gern, Papa!“ und die blauen Kinderaugen richteten sich fast vorwurfsvoll auf das Antlitz des Vaters, als wollten sie sagen: Wie kannst Du nur daran zweifeln! Und des Greises Hand strich liebevoll über das goldgelockte Haupt seines gutherzigen Kindes.

„Joso, willst Du mit Herrn Winkler gehen?“ wandte Burkleff sich an den alten, gleichfalls freigegebenen Neger, der, in der Thür stehend, sich wieder des Anblicks seiner angebeteten Herrin freute.

„Well Sir, well!“ rief er jetzt funkelnden Auges. „Ich

gern gehen mit dem jungen schönen Herrn, kenne jeden Weg, werde sorgen, daß er nicht in Unglück kommt."

„Das thu, mein alter Joso!" sagte Georgia, freundlich dem Schwarzen näher tretend und ihm die kleine zarte Hand hinhaltend, die er nur mit den äußersten Fingerspitzen zu berühren wagte, als fürchte er, das glänzende Schwarz der seinen könne Spuren darauf zurücklassen.

„Komm, Georgia," sagte jetzt Fernanda, nachdem sie die Ordnung des Wohnzimmers wieder hergestellt hatte, „wir wollen einmal sehen, wie unsere gute Mary die Fremdenstuben arrangirt hat; möglicherweise kann Mr. Winkler doch gleich hier bleiben!"

„Du denkst auch an Alles!" lobte Georgia, und nachdem Beide den Vater nochmals umarmt und geküßt, entfernten sich die jungen Mädchen, um die für den Gast bestimmten Zimmer einer genauen Musterung zu unterwerfen.

Es währte nicht lange, so kehrten sie zu Mr. Burkleff mit der Nachricht zurück, daß Mary Alles vortrefflich besorgt habe, und daß kein Grund vorhanden sei, den Fremden, wenn er zum Abendessen komme, nicht gleich im Hause zu behalten.

„Das ist gut, Kinder!" lächelte Burkleff erfreut, „dann will ich aber noch einige Zeilen schreiben, damit unser junger Freund sich gleich darauf einrichtet. Joso mag den Brief

mitnehmen und auf Mr. Winkler warten, für den Fall, daß er noch Einiges zu tragen habe. Es ist übrigens nicht mehr früh, es wird gleich dunkel werden.“ Und Mr. Burkleff entfernte sich und überließ es den jungen Mädchen, sich auf die Ankunft des Gastes vorzubereiten.

Den Rest des Vormittags, an welchem Reinhard die Villa Baldamos besucht hatte, benutzte er, um mehrere seiner Empfehlungsbriefe persönlich zu überbringen. Es gelang ihm auch, bei verschiedenen einflußreichen Personen Zutritt zu erhalten, doch da dies Eingeborene spanischer Abkunft waren, so konnte er keinen Augenblick darüber im Unklaren sein, was er von ihren schwungvollen, vielversprechenden Reden zu halten habe. Er fühlte sehr richtig heraus, wie wenig die Don Diegos und Fernandos sich dachten bei den Versicherungen, daß der „berühmte Gelehrte“ jederzeit über ihr „ärmliches Haus“ und ihre „geringe Persönlichkeit“ nach seinem Belieben verfügen dürfe; und nicht gerade sehr heiterer Laune kehrte er in sein Hotel zurück.

Zu seiner Freude fand er daselbst Brückmann anwesend, und eine Schachpartie mit dem ihm bereits lieb gewordenen Deutschen brachte ihm die gewohnte fröhliche Stimmung wieder.

„Schach und matt, wie immer!“ sagte Brückmann, nach der verlorenen Partie sich in seinen Stuhl zurücklehnend

und mit dem Taschentuch über die heiße Stirn fahrend. „Weiß der liebe Herrgott, wie Sie's machen, immer gleich die Schwächen herauszufinden und geschickt zu benutzen. Ueben Sie diese Kunst mit gleicher Virtuosität auch im Verkehr mit den Menschen, dann kann es Ihnen nicht fehlen, junger Freund!"

Es war ein liebenswürdiges Lächeln, welches die Lippen des jugendlichen Gelehrten umspielte, während er entgegnete: „Nur Uebung macht den Meister; und ich habe bisher wenig Uebung gehabt in der schweren Kunst des Umgangs mit Menschen."

Brückmann richtete sich aus seiner nachlässigen Stellung empor und erwiderte lebhaft: „Nun, auf dies Geständniß hin darf ich es wagen, eine Warnung auszusprechen, die mir schon während der ganzen Zeit auf der Zunge sitzt." Und noch weiter sich vorbiegend, flüsterte er: „Hüten Sie sich vor Donna Jeanetta! Meiden Sie dieselbe, wie man eine giftige Schlange meidet! Ich behaupte, es giebt keinen Menschen, der so leidenschaftlich und dabei so heimtückisch und gewissenlos ist, wie die Mulattin!"

Reinhard nickte zustimmend mit dem Kopfe, dann sagte er: „Ich hätte nur eins zu sehen brauchen, um vor ihr zurückzuschrecken — die Sclavenpeitsche an ihrer Seite." Und nach kurzer Pause fügte er mit leichtem Stirnrunzeln

hinzu: „Ich begreife nur nicht, daß Ihr Freund Lorenz, der doch eine gutmüthige Seele zu sein scheint, dergleichen duldet.“

„Er ist trotz seiner mannigfachen Schwächen eine gutmüthige Seele,“ nahm Brückmann das Wort, „aber sein beschränkter Verstand hindert ihn, einzusehen, daß alle lebenden Wesen die gleiche Berechtigung, die gleiche Anwartschaft auf Glück und Wohlergehen haben, wie er selbst. Er hält die Sclaven für untergeordnete Geschöpfe; und wie viele, sonst nicht gerade gefühllose Menschen in ihrer Dummheit kein Verständniß für die Leiden der Thiere haben, so kennt auch er und fast alle Sclavenbesitzer der Insel kein Mitgefühl mit den armen Schwarzen, in deren Behandlung sie im Gegentheil glauben, nicht grausam genug verfahren zu können.“

„Die Unglücklichen!“ seufzte Reinhard. „Und ist denn Niemand hier, der sich ihrer annimmt, der es versucht, ihr hartes Loos zu erleichtern?“

„Was kann der Einzelne gegen die Menge? Da ist Mr. Burkleff, seine Hausneger sind von ihm Freigelassene, und er behandelt seine Sclaven auf das Freundlichste. Ich darf auch von mir sagen, daß ich es gut mit meinen schwarzen Seelen meine, und so sind vielleicht noch einige Andere, namentlich unter den Deutschen, die der Stimme der Mensch-

lichkeit Gehör geben; aber das sind vielleicht einige Hunderte der Unglücklichen, denen wir helfen, während Tausende und aber Tausende Furchtbares erdulden. Doch nichts empört mein Inneres so sehr, als wenn ich sehe, wie die Tochter einer Freigelassenen, wie Jeanetta, grausamer als alle Anderen mit denen verfährt, von deren Blut mehr als ein Tropfen auch in ihren Adern fließt."

Reinhard schwieg gedankenvoll, während Brückmann sich wieder in seinen Stuhl zurücklehnte und nach kurzer Pause tiefathmend sagte: „Puh! man muß sich bei dieser Hitze nicht aufregen, zumal wenn man nichts dadurch ändern kann! Ich bin nur froh, daß ich vom Herzen habe, was mich drückte, daß ich Sie gewarnt vor der buntschillernden Schlange!"

Reinhard lächelte über den wiederkehrenden Vergleich des biederen Deutschen und sagte dann: „Sie lieben Donna Jeanetta nicht, aber ich glaube fast, diese Abneigung beruht auf Gegenseitigkeit."

„Sicher!" lächelte Brückmann. „Jeanetta haßt mich, weil ich es bin, der zuweilen den alten Lorenz aufstachelt, sich nicht zum Sclaven seines Kindes zu machen. Ich kann nicht schweigen, wenn ich mit ansehen muß, wie das Mädchen den alten Mann beherrscht und tyrannisirt; und sie weiß sehr wohl, daß wenn der Alte sich einmal entschließt, ihren

Launen einen Damm entgegenzusetzen, ich es bin, dem sie ursprünglich dafür zu danken hat. Kein Wunder, daß sie mich haßt, doch wie Sie gesehen haben, ertrage ich die Nichtachtung, welche sie mir zu Theil werden läßt, mit stoischem Gleichmuth."

„Und dennoch glaube ich," nahm Reinhard sinnend das Wort, „daß es nicht ungefährlich ist, von der Mulattin gehaßt zu werden; es liegt etwas Unbarmherziges in ihrem Blick, in ihrem ganzen Wesen!"

„Schlangen sind auch nicht barmherzig," erwiderte Brückmann achselzuckend, „und ich kenne nichts Grausameres, als die Katze, welche mit ihrem Opfer spielt, und Jeanetta ist beides, Schlange und Katze zugleich."

Neckend entgegnete Reinhard: „Und darüber vergessen Sie so ganz, daß sie noch etwas Anderes ist? — nämlich ein wunderbar schönes Weib!"

Brückmann fuhr aus seiner nachlässigen Stellung empor: „Vergessen Sie das auch, lieber junger Freund, vergessen Sie das!"

Reinhard reichte ihm über'm Tisch die Hand mit den Worten: „Seien Sie unbesorgt; für mein Herz können Sie doch nicht fürchten, und meiner Sinne bin ich noch immer Herr gewesen!"

Brückmann drückte ihm die Hand, während er nur erwiderte: „Ich glaube es Ihnen!"

Am nächsten Tage suchte Reinhard wiederum einige der Herren auf, an die man ihn empfohlen hatte; heute war er glücklicher; er hatte es mit Privatgelehrten, dem Franzosen Fournier und einem Deutschen, Namens Richter, zu thun, die ihn auf das Herzlichste willkommen hießen.

Der Franzose war Botaniker, der Deutsche Zoologe und Beide besaßen reiche, mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragene Sammlungen.

Reinhard wurde nicht müde zu schauen, zu bewundern und zu studiren; der Deutsche hatte ihn gebeten, mit ihm zu Mittag zu speisen, aber der eifrige Forscher hatte sich kaum die nöthige Muße dazu gelassen, die Käfer und Insecten seines Gastgebers interessirten ihn viel mehr, als das sorgfältig bereitete Mittagsmahl.

Da unter den Schätzen der fleißigen Sammler viel Merkwürdiges doppelt und dreifach vertreten war, und Reinhard mit seinem Eifer, seinen Kenntnissen und seiner liebenswürdigen Bescheidenheit schnell die Herzen der Collegen gewonnen hatte, war man erfreut, ihm Interessantes nicht nur zeigen, sondern manches werthvolle Exemplar ihm auch mitgeben zu können.

Was in so freundlicher, herzlicher Weise geboten wurde,

ward auch von Reinhard gern entgegen genommen, und mit seinen Schätzen beladen, trat er erst, als es bereits schon dunkel, den Heimweg an.

Der junge Mann war so mit all' seinen Gedanken bei den Erlebnissen des Tages, daß er die hohe Gestalt nicht gewahrte, die — in einen Poncho gehüllt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt — dicht hinter ihm ging und augenscheinlich ihm absichtlich folgte.

Als Reinhard sein Hotel erreichte, wartete Joso bereits seit längerer Zeit auf ihn und übergab ihm den Brief Mr. Burkleffs.

Reinhard bedeutete den Neger, damit Burkleff über sein Kommen nicht länger noch in Ungewißheit bleibe, immer vorauszugehen; das wenige Gepäck, welches er bei sich führte und noch zu ordnen hatte, wollte er selbst dann tragen. Der Neger ging; und Reinhard ließ vom Kellner sich Licht bringen, um die neu erworbenen Schätze in seinen Handkoffer zu packen.

Als der Neger das Hotel verlassen wollte, trat der Mann im Mantel, der noch immer draußen in der dunklen Straße wartete, an ihn heran mit der Frage: „Bist Du ein Sclave Mr. Burkleffs?"

„Bin kein Sclave!" entgegnete barsch der Neger.

„Hund, verdammter! was geht's mich an, ob Du ein

Sclave bist oder nicht; ich will wissen, ob Du von Mr. Burkleff kommst?"

Joso schwieg.

„Wirst Du reden, oder soll ich Dir einen Denkzettel geben, daß er Dir das Maul öffnet?"

Der Neger knirschte mit den Zähnen und die Fäuste ballend, sagte er mit unterdrückter Wuth: „Hab' ein besseres Gedächtniß als Ihr, Mr. Relknew, kenne Euch auch im Poncho, und es hilft Euch nichts, den Hut in die Augen zu drücken; Joso kennt die Feinde seines Herrn und wird sie überall erkennen!"

„Verflucht!" brummte Relknew und zog sich zurück, gerade als Reinhard aus der Thür trat, vor welche im gleichen Augenblick das Gefährt Mr. Burkleffs rollte.

„Mein lieber junger Freund!" rief Burkleff vom Wagen herab, „Sie sind mir zu lange geblieben, und da mein Diener auch nicht zurückkehrte, bin ich selbst gekommen, Sie zu holen."

Reinhard entschuldigte sich, nahm an der Seite des alten freundlichen Herrn Platz; und fort ging es in lustigem Trabe.

Der Mann im Mantel aber preßte die Hand auf das wild pochende Herz, und mit krampfhaft verzerrtem Gesicht

schaute er dem Wagen nach, während er zwischen den Zähnen murmelte: „Ich hab's geahnt; doch wehe ihm, s'ist sein Verderben!"

Achtes Capitel.

Der Neger Bob schaute nach dem Fuhrwerk aus, das seinen Herrn und den jungen Fremdling bringen sollte. Zwei mächtige Kienfackeln brannten vor dem Eingange der den Garten umgebenden Hecke und warfen ein grelles Licht über die Straße, die trotz der späten Abendstunde von Spaziergängern aller Stände belebt war.

Die vom Meer herüberwehenden Winde verursachten hier eine leise Zugluft, welche eifrig aufgesucht wurde von den durch die Tageshitze Erschöpften.

Die unteren Zimmer in Burkleffs Villa waren erleuchtet, der Tisch gedeckt, Georgia und Fernanda aber hielten sich im Garten auf, mit einer gewissen Spannung die Rückkehr des Vaters erwartend.

In der Küche trippelte die alte Mary hin und her, und hörte nicht auf mit Klagen und Schelten, daß die Speisen, die nun schon so lange fertig, verderben müßten, und daß man es nachher ihr zur Last legen werde, wenn das Essen nicht genießbar sei.

Da tönte das Rollen der Räder an ihr Ohr. Das mußte der Herr sein, und schnell schwengte sie den Fasanen noch einmal in der Pfanne herum, bevor er angerichtet wurde.

Es war Mr. Burkleffs Gefährt, das vor dem Hause hielt. Bob half seinem Herrn beim Aussteigen, der dann Reinhards Arm nahm und ihn den Damen entgegenführte.

„Meine Töchter Georgia und Fernanda," sagte er vorstellend, „und hier, Kinder, Mr. Winkler, dem Ihr den Aufenthalt in meinem Hause so angenehm wie möglich machen sollt!"

Reinhard entschuldigte sich, daß er zu so später Stunde störe, worauf Fernanda ihm einige gewandte Worte entgegnete, während Georgia die Blicke zu Boden gesenkt, stumm an der Seite ihres Vaters dem Hause zuschritt.

„Machen es sich die Herren bequem," bat Fernanda, als die kleine Gesellschaft das hell erleuchtete Wohnzimmer betrat, wurde aber in ihrer Rede durch einen leisen Schrei Georgia's unterbrochen, der allseitig vernommen, die besorgte Frage des Vaters veranlaßte, was dem jungen Mädchen fehle.

Fernanda war bereits an Georgia's Seite und die Hand der Schwester drückend, mit einem leis geflüsterten „Fasse Dich!" sagte sie laut, während sie sich das Ansehen

gab, als entferne sie ein Thier von Georgia's Halse und werfe es aus dem Fenster: „Es ist nur ein Varato,*) der Georgia gebissen, das hat nicht viel zu sagen, der Schreck ist die Hauptsache, und der ist vorüber."

Und lächelnd schlang sie den Arm um die Freundin, deren zarte Gestalt noch immer ein leises Zittern durchflog; doch gewaltsam unterdrückte Georgia ihre Aufregung, da sie gewahrte, mit welcher Theilnahme das Auge des Fremden auf ihr ruhte.

Man nahm an dem gedeckten Tische Platz, und die Herren vertieften sich sehr bald in wissenschaftliche Gespräche, so daß die jungen Mädchen nicht nur ungestört den Gast beobachten, sondern auch, leise flüsternd, ihre Bemerkungen sich mittheilen konnten.

„Ich begreife mich selbst nicht," sagte Georgia kopfschüttelnd, „je mehr ich unsern Gast betrachte, desto mehr verschwindet auch die Aehnlichkeit, die mich im ersten Augenblicke so erschreckt hat."

„Thörichtes Kind," lächelte Fernanda, „es ist ein Unterschied zwischen den Beiden, wie zwischen dem Tage und der Nacht. Wie schön ist Mr. Winkler, und sicher eben so gut und klug!" Und die dunklen Augen Fernanda's blitzten

---

*) Ein großer Käfer, eine Plage der Tropen.

lebhafter, während sie bewundernd an des Fremden schönem Antlitz hingen, zu dem die blauen Augen Georgia's nur schüchtern und verstohlen sich zu erheben wagten.

Neuntes Capitel.

„Der Vormittag ist vergangen, Vater, ohne daß Mr. Winkler uns aufgesucht. Hast Du ihn nicht gebeten, recht bald wieder zu kommen?" Mit diesen Worten betrat Jeanetta das Gemach, in welchem der alte Lorenz rechnend am Pulte saß.

„Stör' mich nicht!" sagte er ziemlich unwillig. Das Ergebniß seiner Berechnungen schien kein erfreuliches zu sein, denn nur, wenn er in sehr übler Laune war, sprach er mit dem Liebling seines Herzens in so rauhem Tone.

„Es ist mein Wunsch, Vater, daß Du an Mr. Winkler ein Billet schreibst, in welchem Du ihn ersuchst, seinen bleibenden Aufenthalt in unserem Hause zu nehmen."

„Unsinn," brummte der Alte, wurde aber durch Rollo unterbrochen, der Herrn Brückmann meldete, und als er Jeanetta im Zimmer gewahrte, nach Eintritt Brückmanns dasselbe nicht wieder verließ, sondern an der Thür, von den Vorhängen halb verborgen, Posto faßte.

„Kommen gerade recht, Freund Brückmann, können mir

helfen, dem Mädel den Standpunkt klar machen; hat sich in den Kopf gesetzt, ich soll partout den Fremden auffordern, in meinem Hause zu wohnen, und ich habe keine Lust dazu!"

„Und Deine Gründe?" fragte Jeanetta heftig, ohne Brückmann, ganz wie am vorhergehenden Tage, auch nur eines Blickes zu würdigen.

„Gründe, Gründe!" sagte der alte Mann verdrießlich. „Ist's nicht Grund genug, wenn ich keine Lust habe?"

Jeanetta kämpfte augenscheinlich mit sich selbst; sie wußte, es bedurfte nur eines Wortes, des rechten Wortes, um ihren Willen zu erreichen; aber es wurde ihr, zumal in Brückmanns Gegenwart, namenlos schwer, dieses Wort zu sprechen. Doch ihrem geistigen Auge erschien plötzlich das edle Antlitz des Fremden, die weichen Klänge des Adagio's tönten wieder an ihr Ohr, und — für ihn Alles! brauste es in ihrer Seele auf; sie trat zum Vater, und die schlanke Hand auf seine Schulter legend, sagte sie schmeichelnd: „Und wenn ich den Papa nun bitte?"

„Mein Herzenskind, wenn es denn durchaus Dein Wunsch und Wille ist!" — und damit hatte Lorenz auch zu Feder und Papier gegriffen.

„Tigerkatze!" murmelte Brückmann und unwillkürlich so laut, daß er fast erschrak, besonders, da zu gleicher Zeit Jeanetta's Augen wie glühende Kohlen nach ihm hinüber=

flammten. Lorenz hatte, nachdem er Jeanetta zehn Mal gefragt, wie der Herr eigentlich heiße, den er einladen solle, die Zeilen beendet und couvertirt; Jeanetta griff nach dem Schellenzuge und Rollo erschien auf der Schwelle des Gemaches.

„Diesen Brief augenblicklich zu Mr. Winkler!“ sagte Lorenz, die selbstgeschriebene Adresse mit einiger Mühe entziffernd.

Der Neger nahm den Brief und entfernte sich; einige Stunden später verließ Jeanetta das Gemach.

„Noch nicht fort!“ herrschte sie den Nubier an, der, den Brief in der Hand, im Vorflur verweilte.

Der Schwarze antwortete nicht gleich, dann plötzlich warf er das Schreiben zu Boden, stürzte sich auf Jeanetta, und sie mit beiden Armen fest umschließend, rief er mit sich überhastender, vor Aufregung gänzlich tonloser Stimme: „Sterben will ich, ehe ich den verwünschten Weißen hole, den Du liebst. Und weißer Mann liebt Dich nicht, Du bist nicht weiß; aber Rollo liebt Dich, Du bist Rollo's Gebieterin und Rollo ist Dein Sclave lebenslang!“ Und mit der vollen Gewalt der Manneskraft riß er das fast betäubte Mädchen an sein stürmisch pochendes Herz und bedeckte ihr Antlitz mit heißen, glühenden Küssen.

Der gellende Aufschrei, welcher sich endlich der Brust

der an der Heftigkeit ihrer Erregung fast Erstickenden entrang, ließ Brückmann und Lorenz die Thür aufreißen und befreite so Jeanetta aus den sie umschließenden Armen des Negers.

„Schwarze Bestie!“ schrie sie voller Muth und griff nach der Peitsche, während Lorenz gleichzeitig ein an der Wand hängendes Gewehr herabriß.

Doch der Nubier war bereits die kleine Treppe hinab und eilte durch den Garten; die Kugel, die ihn treffen sollte, schlug in eine Banane; unverletzt entschwand er den Blicken seiner Verfolger.

Brückmann konnte ein leises Lachen nicht unterdrücken; Jeanetta in ihrer sprachlosen Entrüstung, der alte Lorenz in seiner Unbeholfenheit, mit dem vor Wuth braunrothen und doch wieder so verblüfften Gesichte, machten einen komischen Eindruck auf ihn.

„Lassen Sie den Burschen laufen, Lorenz!“ sagte er begütigend, indem er die Hand auf den Arm des Erregten legte. „Bei Ihrer Neigung zur Apoplexie sollten Sie sich überhaupt nicht so aufregen. Und was ist denn weiter? Der Rollo liebt das Mädchen und hat sich erdreistet, sie zu küssen: ein Unterfangen, das er schwer genug büßen wird, selbst wenn es ihm gelingt, in die Berge zu entkommen.“

Brückmanns Worte steigerten Jeanetta's Wuth bis zur Raserei, und ihre Peitsche aus dem Gürtel ziehend, deutete sie mit derselben nach der Thür. Ihre Bewegung war so bezeichnend, ihr Anblick — die wild rollenden Augen und die, von den Lippen ganz entblößten, knirschend aufeinander gepreßten Zähne — war so entsetzlich, daß Brückmann gern der Weisung folgte; und mit spöttischer Höflichkeit sich verneigend, sagte er nur: „Ich gehorche Ihren Befehlen, Donna Jeanetta, und gehe; werde aber wiederkommen, wenn Sie ruhiger geworden sind.“ Er reichte Lorenz die Hand und entfernte sich, aufathmend in der freien Luft, als sei er der Höhle eines Löwen entronnen.

Jeanetta aber, die endlich die Sprache wiedergefunden, ergriff den Arm ihres Vaters; und wie das Krächzen eines Raben klang ihre Stimme, da sie sagte: „Schaffst Du mir den Schwarzen nicht zur Stelle, daß ich Zeuge bin, wie er unter Peitschenhieben seine Sclavenseele aushaucht, so —“

„So?“ — fiel Lorenz der Tochter in's Wort, den Arm aus der fast schmerzenden Umklammerung reißend, und froh die eigene Wuth austoben zu können, fuhr er fort: „Was soll die Drohung? Sclavin selbst!“

Jeanetta lachte laut. Dergleichen Ausbrüche schienen ihr nichts Neues; und in der That war Lorenz zu un=

gebildet, um im Affect nicht die Rücksicht selbst gegen sein Liebstes zu vergessen.

„Kommt einmal wieder Deine wahre Natur zum Vorschein?“ höhnte Jeanetta: „bricht einmal wieder Deine eigentliche Gesinnung sich Bahn? Sclavin ich? wessen? vielleicht die Deine, der Du von dem Gelde prassest, das mein ist, der Du in meinem Eigenthum, im Hause meines Vaters lebst?“

„Ist es so weit gekommen?“ keuchte Lorenz.

„Es wird noch weiter kommen,“ lautete Jeanetta's Entgegnung; „wenn Du meinen Wünschen Dich nicht fügst, wenn Du mir den Rollo nicht zur Stelle schaffest, dem Brückmann nicht das Haus verbietest und den jungen Fremden noch heute in dasselbe einführst!“

Der alte Mann fühlte die Nothwendigkeit, sich zu beruhigen, wenn ihn der Schlag nicht auf der Stelle rühren sollte, und der Gedanke, daß in seiner Hand die Macht lag, Jeanetta zu verderben, trug wesentlich zur Mäßigung seines Zornes bei. Er ließ sich in einen Sessel nieder und sagte so kaltblütig, wie es ihm nur möglich war: „Dein Gebahren, Jeanetta, in der That, es ist sonderbar! Du scheinst nicht zu wissen, daß nur ein Federstrich von mir dazu gehört, Dich zur Bettlerin zu machen, ja, zur Sclavin, was Du, Deiner Abstammung nach, ohnehin bist.“

Jeanetta wollte auffahren, doch Lorenz ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Unterlaß Dein ungezügeltes Wesen, sonst sollst Du lernen, daß ich nicht Dein Vater, wohl aber Dein Herr bin. Und nun höre meine Bestimmungen. Der Rollo mag bleiben, wo er ist, der deutsche Grünschnabel soll mein Haus nie wieder betreten, welches dem Brückmann nach wie vor zu allen Zeiten offen stehen wird. Jetzt geh! wir wollen doch einmal sehen, wer hier Herr im Hause ist!"

„Wir wollen sehen!" höhnte Jeanetta, und mit dem Federwedel das glühende Antlitz fächelnd, verließ sie das Gemach.

Lorenz aber bestieg gleich darauf seinen Wagen und rollte der Stadt zu, in der Schnelligkeit des Fahrens Beruhigung seiner aufgeregten Nerven suchend.

Zehntes Capitel.

Vor dem schlechten Hause einer der Hinterstraßen Havanna's, die mit ihren zerstreut stehenden Gebäuden den Ausgang in das freie Feld gestatten, saß auf einem Felsstück Mr. Relknew. Eine Cigarette rauchend, war er so eifrig beschäftigt, in einem Taschenbuch zu lesen und Notizen zu machen, daß er die sich nahenden Schritte nicht beachtete

und erst aufsah, als Rollo, der Neger, athemlos stehen blieb und keuchend rief: „Herr, rettet mich! ich bin entflohen!“

Gegen die Erregtheit des Schwarzen stach die Ruhe Relknews sonderbar ab, mit der er aufblickte und gelassen fragte: „Weshalb denn so gar ängstlich? Doch sprich, warum bist Du entflohen?“

„Sollt' ich mich peitschen lassen, ich, eines Häuptlings Sohn, oder gar niederschießen, wie eine Bestie?“ fragte Rollo mit stolzer Leidenschaftlichkeit zurück.

„Nun, man peitscht doch Niemand, schießt doch Niemand nieder ohne Grund! was gab denn die Veranlassung dazu?“

„Ihr wißt,“ entgegnete Rollo finster, „ich liebe Jeanetta, und eben hab' ich meine Liebe ihr bekannt und habe sie geküßt — geküßt!“ wiederholte er und triumphirende Freude belebte seine Mienen.

„Ha, ha, ha!“ Relknew konnte das Lachen nicht unterdrücken. „Da hätt' ich sehen mögen, wie die Prinzessin sich geberdet! ha, ha, ha! Aber wie konntest Du auch ein solcher Narr sein?“

„Narr? Rollo wär' ein Narr gewesen, wenn er gegangen und den Fremden ihr in's Haus geholt, den schönen Weißen, den sie liebt! Eh' Rollo das thut, lieber will er sterben und sei's auch unter Peitschenhieben!“

War's das leidenschaftliche Pathos des Negers, das Relknews Theilnahme erweckt, hatte die Erwähnung des Fremden sein Interesse erregt — lebhafter als bisher fragte er:

„Was ist das mit dem Europäer und Jeanetta? Erzähle."

Und Rollo erzählte Alles, was er wußte.

Relknew lächelte gedankenvoll, und leise, dem Neger unverständlich, murmelte er: „Jeanetta liebt ihn, das ist klar! Ha Freund, das ist so gut, oder vielmehr, es ist schlimmer, als von einer Hyäne geliebt zu werden!" Und kurze Zeit überlegend, sagte er laut: „Folge meinem Rathe, schwarze Seele, und kehre still nach Hause zurück. Die Gemüther haben sich schon beruhigt, und eine Frau verzeiht nichts leichter, als wenn aus Liebe zu ihr gesündigt wird; es schmeichelt allemal ihrer Eitelkeit, wenn sie sich geliebt weiß, sei es auch nur von einem Sclaven. Geh' also heim — Deine Flucht zu rechtfertigen, hast Du nicht nöthig, denn jeder Wehrlose wird einer ansausenden Kugel den Rücken wenden — und sage Jeanetta, Du habest die Botschaft mündlich ausgerichtet. Mr. Winkler aber habe Dir höhnend geantwortet, die Einladung käme zu spät, er habe bereits Mr. Burkleff zugesagt, bei ihm zu wohnen. Und nebenbei erinnere dann Jeanetta an Mr. Burkleffs schöne Tochter,

das wird ihre Eifersucht entflammen; und Freund, das ist für Dich ein großer Vortheil, denn ein Mädchen ist nie geneigter, einen verschmähten Liebhaber zu erhören, als wenn der Begehrte eine Andere liebt!"

„Aber man wird mich peitschen," wandte Rollo ein, „und es wird herauskommen, daß ich gelogen, und dann wird man mich wieder peitschen."

„Wie ich Jeanetta kenne," entgegnete Relknew lächelnd, „wird sie allerdings mit einigen Peitschenhieben Dich traktiren. Doch was will das sagen? Wenn Du in die Berge entweichst, steht Dir vielleicht der Hungertod bevor, und was für Dich noch schrecklicher wäre, eine Verbindung Jeanetta's mit dem weißen Fremdling, die Du doch eher verhindern kannst, wenn Du um die Geliebte bleibst, als wenn Du feige fliehst. Und daß Dein Lügen nicht herauskommt, dafür laß mich sorgen. Also muthig die paar Peitschenhiebe ausgehalten, es wird so schlimm nicht werden."

„Es ist nicht der Schmerzen willen," murrte Rollo, den Relknews Gründe völlig überwunden hatten, und der bereits zur Heimkehr fest entschlossen war; „es ist die Schmach, und ich sage Euch, wenn man mich schlägt, geschieht ein Unglück."

Damit wollte er sich zum Gehen wenden, als in dem=

selben Augenblick ein Wagen in die stille Straße rollte und vor dem Hause Relknews hielt.

„Tod und Teufel, der Rollo!“ rief Lorenz von seinem Wagen herab. „Warte, Kerl! Dir will ich das Fortlaufen anstreichen!“

Aber ehe er, wie beabsichtigt, hinunterspringen konnte, war Relknew schon an das Gefährt getreten und sagte beruhigend: „Der Rollo ist ja gar nicht fortgelaufen, er hat bereits Ihren Auftrag bei Mr. Winkler ausgerichtet und kam nur zu mir, weil er sich fürchtete heimzukehren, zumal die Botschaft, die er von dem deutschen Narren zu bestellen hat, schwerlich nach Fräulein Jeanetta's Geschmack sein dürfte.“

Und auf die Fragen des alten Lorenz, der über den Aerger, daß man eine Einladung von ihm, dem reichsten Manne der Insel, nicht willig Folge leistete, den Neger fast vergaß, berichtete Relknew ausführlich, was er zuvor ersonnen. Nachdem er geendet, knüpfte er daran die Bitte, dem Neger sein ungebührliches Betragen zu verzeihen, worauf Lorenz die Augen listig zusammenkneifend, sagte: „Ich will ihn nicht bestrafen, er mag gehen, dem Fräulein die Botschaft auszurichten und deren Verzeihung sich zu erbitten; was sie dann über ihn beschließt, das will auch ich. Und nun marsch, vorwärts, Bursche, in einer halben Stunde bin ich zu Hause, und wehe Dir, wenn Du nicht da bist.“

Und er knallte mit der Peitsche, wie er es bei seinen Pferden gewohnt war.

Rollo eilte davon, während Lorenz, an Relknew sich wendend, in scharfem Tone sagte: „Ihr sprachet mir gestern von den zu kaufenden Tabaken, und heute höre ich, daß Burkleff bereits den größten Theil an sich gebracht hat; und da wollte ich nur fragen, wie ich das verstehen soll, Mr. Relknew?"

Relknew fuhr auf: „Zum Teufel auch, was Sie da sagen! Schnell, Herr Lorenz, nehmen Sie mich mit, wir fahren sofort zu Willm Uppmann und den anderen Verkäufern — bisher hat mein Handschlag noch immer Gültigkeit gehabt, und ich will den sehen, der es wagt, John Relknew zu hintergehen!" Und damit schwang er sich neben Lorenz auf den Wagen — der Rosselenker trieb die Pferde an, und fort flog das leichte Gespann die Straße aufwärts. —

Jeanetta saß auf der Veranda des Hauses, nachlässig in einen niederen Sessel zurückgelehnt, während eine Sclavin ihr zur Seite kniete und den Federwedel sanft hin und her bewegte.

Aber Jeanetta, in ihrer augenblicklichen Erregtheit, ward einer solchen Stellung sehr bald überdrüssig, und nachdem sie eine Zeit lang das Mädchen an ihrer Seite ge-

peinigt, sprang sie auf, und an die Brüstung der Veranda tretend, schaute sie aufmerksam die Straße hinab, die sie von ihrem Standpunkt aus deutlich übersehen konnte.

„Ha!“ schrie sie plötzlich auf, „der Rollo! bei meinem Leben, der Bursche ist frech genug, mir wieder unter die Augen zu treten!“ Und mit den geschmeidigen Bewegungen einer wilden Katze, sprang sie in das Zimmer zurück und über den Flur, auf der Steintreppe, die nach dem Garten führte, mit dem Neger zusammentreffend.

Der Schwarze hatte sich den ganzen Weg über auf diese Begegnung vorbereitet, und doch taumelte er entsetzt zurück, als Jeanetta so plötzlich funkelnden Auges ihm gegenüber stand, als ihre Peitsche pfeifend durch die Luft sauste, und der Hieb gerade in das Gesicht ihn traf, daß er fast aufgeschrieen hätte vor Schmerz und Wuth.

Dennoch erlangte er so schnell seine Besinnung wieder, daß er, als Jeanetta zum zweiten Male ausholen wollte, ihre beiden Hände ergriff und zugleich auf die Knie sinkend, sie am Schlagen verhinderte, während er ihr zurief: „Genug, genug, Herrin, haltet ein! Ihr habt Euch gerächt, obgleich Rollo nichts verbrochen: aber Ihr werdet Rollo's bedürfen, daß er Euch räche an dem elenden Fremden, der die Botschaft Eures Vaters, meines Herrn, mit Hohn aufgenommen und gesagt, er wolle lieber zu Massa Burkleff ziehen, wißt

Ihr — Massa Burkleff, dessen goldhaarige Tochter man die nordische Blume nennt."

Er ließ Jeannetta's Hände los, die wie betäubt auf die Worte des Sclaven lauschte. Er hatte lang geendet, als sie noch immer vor sich hinstarrend, schwieg. Dann sagte sie plötzlich in einem Ton, dessen merkwürdig veränderter Klang den Neger erstaunt zu ihr aufblicken ließ: „Es ist gut, Rollo, es wird sich ja herausstellen, ob Du die Wahrheit gesprochen; ist dies der Fall, so will ich Dir Alles verzeihen, vorausgesetzt, Du hilfst mir so oder so Verderben über — ihn und sie zu bringen. Hast Du mich aber hintergangen, so fliehe, wenn Dir Dein Leben lieb ist, denn vor meinen Augen laß ich Dich zu Tode peitschen."

Und sie wandte sich, suchte ihr Zimmer auf und kam den Tag über nicht mehr zum Vorschein.

Rollo aber blickte ihr nach und starrte wie geistesabwesend in die leeren Räume des Vorflurs, bis das Geräusch nahender Schritte ihn aus seinen Träumen schreckte.

„Holla, Rollo!" rief ein stämmiger Neger von untersetzter Figur, „das war ein schöner Empfang, der da!" Und näher tretend flüsterte er: „Da komm ich wohl gerade recht, will Dich auffordern, heute zur Nacht mit in die Berge zu fliehen. Ich für mein Theil will lieber hungern, als mich schlagen lassen!"

„Will mir's überlegen," gab Rollo zurück; „wenn ich mitgehen will, Bu, dann triffst Du mich heut Abend am blauen Berge, da wo der Strom den kleinen See durchschneidet!"

„Well!" sagte der Andere und schlüpfte hinter die Hecke, da im gleichen Augenblick ein Wagen vor dem Hause hielt.

Gewohnt dem Herrn beim Aussteigen zu helfen, sprang Rollo instinktmäßig die Stiege hinab und stand vor dem Gefährt, um Lorenz behülflich zu sein.

„Alle Hagel, Kerl!" rief Lorenz hell auflachend, „das Blitzmädel hat Dich gut gezeichnet, wärst aber auf dem Markte heute hundert Pesos weniger werth. Schwarzer Tölpel!" das letzte galt der Unbeholfenheit, mit der Lorenz vom Wagen herabstieg, den Neger aber dafür verantwortlich machte.

Als Lorenz Jeanetta in den gemeinschaftlichen Wohnräumen nicht anwesend fand, lenkte er seine Schritte direct nach ihren Zimmern. Doch die Eingangsthür war und blieb verschlossen und keine Antwort erfolgte auf all' sein Rufen und Fragen. So konnte er sich wenigstens die eine Genugthuung nicht versagen, durch die Thür zu rufen: „Deine Einladung ist bestellt, aber nicht angenommen. Mr. Winter zieht es vor, bei dem alten Engländer zu wohnen, der mir eben erzählt hat, daß er den Fremden heute noch erwartet

und zugleich seine reizenden Töchter, die er zuvor von Fineland hat herüberkommen lassen."

Kein Laut antwortete ihm, aber Lorenz wußte, daß Jeanetta, wenn sie — wie doch wahrscheinlich — seine Worte vernommen hatte, tödtlich verletzt sein mußte, und dessen freute er sich; seine Liebe zu dem Mädchen war so oberflächlicher Art, daß für Augenblicke wenigstens, sie gar leicht in das entgegengesetzte Gefühl umschlug.

Rollo, der dem Alten gefolgt war und die Worte desselben erlauscht hatte, athmete auf, als er bestätigt hörte, was er bisher nur für eine Erfindung Relknews gehalten. „Bu wird umsonst auf mich warten," murmelte er, „noch habe ich nicht nöthig zu entfliehen!"

Elftes Capitel.

Der nächste Tag fand Mr. Burkleff und Reinhard in voller Thätigkeit. Karten der Insel lagen auf dem Tische, man war beschäftigt, Reinhards Reiseroute festzustellen und aufzuzeichnen.

Je länger Mr. Burkleff und Reinhard sich unterhielten, desto höher stieg des Ersteren Erstaunen, seine Verwunderung über die reichen Kenntnisse des jungen Gelehrten und Reinhard

fühlte sich hinwiederum immer mehr angezogen durch das feine liebenswürdige Wesen des älteren Mannes.

Mittag nahte heran und die beiden Herren waren noch immer so vertieft, daß keiner von ihnen den leichten Schritt vernahm, der ihnen nahte, und erst die weiche melodische Stimme Georgia's ließ sie aufsehen von ihren Karten.

„Verzeihung, daß ich stören muß," begann Georgia und schmiegte sich zugleich mit dem Ausdruck kindlicher Schüchternheit an den Vater, „aber das Mittagessen ist aufgetragen, und Fernanda schickt mich, die Herren zu Tisch zu bitten."

Reinhard zeigte seine Bereitwilligkeit, indem er bei den ersten Worten des jungen Mädchens aufsprang und sich vor demselben verneigte. Burkleff aber strich liebreich die Locken aus der Stirn seines Töchterchens, während er sagte: „Wir lassen uns nur allzu gern durch Deine Aufforderung stören! Nicht wahr, lieber Freund, die Kleine ist uns ein willkommener Bote?"

„Ein Bote des Himmels!" entschlüpfte es Reinhards Lippen fast unwillkürlich, doch gab er schnell durch den scherzenden Ton den Worten eine andere Bedeutung als die ursprüngliche; und das unbefangene Lächeln Georgia's zeigte, daß auch sie den Ausruf nicht auf ihre Person, sondern auf ihre Sendung bezog.

Und doch war es leicht erklärlich, daß der Anblick der holden Mädchengestalt, umflossen von dem luftigen mattblauen Gewande, diesen Vergleich hervorgerufen; wenn Schönheit, lichte Klarheit, Herzensreine und selbstlose Güte am besten in der Erscheinung eines Engels zum Ausdruck kommen, dann hatte Reinhard Recht mit seiner Bezeichnung. Schöner konnte nichts gedacht werden, als diese zarte, graciöse Gestalt mit dem edlen, von langem goldenem Gelock umwallten Haupte, nichts klarer, als die ernste, gedankenvolle Stirn, reiner und gütiger nichts, als der unschuldsvolle Kinderblick der tiefblauen Augen, als das Lächeln des rosigen Mundes.

Stolz, Liebe und unendliche Wehmuth paarten sich in dem Blick, mit welchem Burkleff der voranschreitenden Tochter nachschaute. Reinhard aber hatte die Augen zu Boden gesenkt, und während er langsam nach dem Speisesaal folgte, warf er zu wiederholten Malen das dichte Haar zurück, mit einer Bewegung, als gälte es zugleich, unwillkommene Gedanken zu verscheuchen.

Im Speisesaal begrüßte Fernanda den Gast mit scherzhaftem Wort und der Frage, wie derselbe die erste Nacht unter fremdem Dache geschlafen, und ob er auch angenehm geträumt habe, was durchaus von Wichtigkeit sei, da der erste Traum in neuer Umgebung Wahrheit verkünde.

„Das verhüte Gott!“ sagte Reinhard, lächelte aber

gleich darauf und fuhr fort: „Sie machen mich mit Ihrer Erinnerung an den Volksglauben förmlich besorgt, um so mehr, da ich, so lange ich auf Cuba weile — heute ist es schon der vierte Tag — so bald ich mich zum Schlafen niederlege, von demselben Traumbild heimgesucht werde."

Fernanda bedauerte scherzend, daß der böse Traumgeist es wage, bis in dies freundliche Haus den Gast zu verfolgen, konnte aber nicht umhin, als während der Mahlzeit das Gespräch wiederum auf Träume und deren Auslegung sich lenkte, den Wunsch anzudeuten, Reinhard möge erzählen, welcher Art der schreckenvolle Traum eigentlich sei.

„Um Ihnen verständlich zu werden," berichtete Reinhard, auf Fernanda's Verlangen eingehend, „muß ich zuvor mittheilen, daß ich gleich beim Betreten der Insel, unmittelbar nach der Landung eine seltsame Begegnung hatte." Und er erzählte sein Zusammentreffen mit Relknew, ohne den Namen zu nennen, und ihn nur Mr. Burkleff als denjenigen bezeichnend, der ihn an der Kathedrale belästigt, und fügte dann hinzu, daß er gleich am ersten Tage, wo er zum Schlaf sich niedergelegt, einen seltsamen, nun allnächtlich wiederkehrenden Traum gehabt. Ihm erscheine stets der Kopf eines Alligators mit den Zügen des bärtigen Fremden, der zuerst ihn zu verschlingen drohe, dann aber sich bemühe, ihn in Blumen zu ersticken.

„In Blumen ersticken — o, es muß ein seltsamer Tod sein," sagte Georgia leise sinnend.

„Kein schöner, liebes Fräulein!" entgegnete Reinhard lächelnd. „Ich bin ein großer Blumenfreund, aber wenn ich sterben sollte und keine andere Wahl mir bliebe, dann will ich lieber von dem Rachen eines Alligators verschlungen werden, als durch die holden Kinder Flora's mein Ende finden."

„Ich glaube übrigens," nahm Burkleff das Wort, „daß die Ursache des Sie verfolgenden Traumes weit weniger in der Begegnung mit Relknew" — er hielt inne und schaute mit Fernanda zugleich besorgten Blickes auf die erbleichende Georgia; doch gleich darauf fuhr er ruhig fort: „sondern vielmehr in dem Einfluß zu suchen ist, den unsere tropische Vegetation, der eigenthümliche Duft, von welchem hier die ganze Atmosphäre durchhaucht ist, auf Ihre leicht empfäng lichen Nerven geübt hat."

Reinhard gab das zu und erzählte alsdann den aufhorchenden Mädchen von dem würzigen Duft der dunklen Tannenwälder Deutschlands, schilderte die Morgenstunden, die er im heimathlichen Buchenhain seinen ersten Studien gewidmet; aber es fiel ihm auf, daß man so schweigsam ihm zuhörte, ja selbst Fernanda's Munterkeit entflohen schien.

Das Mahl war beendet, und Burkleff forderte die

jungen Mädchen auf, die alte Sitte beizubehalten und nach Tisch ein wenig zu musiciren.

Georgia und Fernanda zeigten sich sofort bereit, nahmen an dem Instrumente Platz und spielten eine leichte vierhändige Ouvertüre.

Unwillkürlich drängte Reinhard die Erinnerung an Jeanetta's Spiel sich auf, an den dämonischen Zauber ihrer ganzen eigenartigen Erscheinung. Er schauerte leicht zusammen, ihm war, als ob von jener Seite Unheil ihm drohe, und doch kam ihm zugleich der Wunsch, den alten Lorenz wieder aufzusuchen.

In Gedanken versunken, hatte er kaum vernommen, was um ihn vorging, da fesselte Georgia's süße Stimme sein Ohr, die jetzt ein einfaches Volkslied vortrug, aber mit bestrickender Schönheit des Tones, mit tiefem innigem Gefühl.

Reinhard stand in unmittelbarer Nähe der holden Sängerin; als sie vom Instrument zurücktrat, mußte sie an ihm vorüber. Ein seltsames, nie gekanntes Gefühl erfaßte ihn, als sie so nah ihm war, daß ihr schleppendes Gewand ihn streifte, und ohne sich klar bewußt zu sein, was er that, streckte er ihr die Hand entgegen.

Sie legte ihr zartes Händchen hinein und blickte fragend zu ihm empor.

Er hatte ihr danken wollen für den Genuß, den sie ihm bereitet, aber plötzlich war jeder Gedanke ihm entschwunden, er konnte das rechte Wort nicht finden, und schweigend drückte er Georgia's Hand an seine Lippen, bevor er sie sinken ließ.

Die stumme Huldigung machte sie verwirrt, und hocherröthend eilte sie nach Kinderart zum Vater, als wolle sie in seiner Nähe Schutz suchen, als fühle sie da allein sich sicher.

Fernanda indessen plauderte mit dem Gaste, und ihre fröhlichen Augen blitzten immer heller, Witzworte und Neckereien flogen immer treffender von den schön geschwungenen Lippen und Reinhard, fast mit Gewalt aus seinem träumerischen Sinnen emporgerissen, mußte sich im Beginn förmlich zusammennehmen, um die sprühenden Geistesfunken des schönen Mädchens, in gleicher Weise zurückzugeben; dann aber unterhielt ihn das Gespräch, das allmälig die Form eines scherzhaften Kampfes angenommen, und Rede und Gegenrede flog Schlag auf Schlag hin und her.

Burkleff hatte anfangs lächelnd zugehört, dann war er in Gedanken versunken; er wußte es wohl kaum noch, daß Georgia neben seinem Stuhle stand, den Arm um seinen Hals geschlungen, und so achtete Niemand des jungen Mädchens, das lächelnd und doch mit einem trüben Schimmer

in den blauen Augen, auf die Freundin und den Gast sah, und der lebhaften Unterhaltung lauschte, ohne an derselben Theil zu nehmen.

Zwölftes Capitel.

„Wo nur der Relknew steckt?"

„Vielleicht irgendwo auf der Lauer, wie gewöhnlich," lautete die Antwort.

„Höre Du!" sagte die erste Stimme, „heute ist es wieder so rabenfinster wie damals, als wir — nun, Kollremp, Du weißt schon?"

„Zum Henker auch, Vandropp, halt' Dein Maul! Kannst Du nicht noch mehr schreien? Und einen so laut beim Namen zu nennen, ist eine vertracte Manier — Du hast mehrere solcher üblen Gewohnheiten; auch Deine Wuth, mit der Du immer gleich, selbst auf Deinen besten Freund und Kameraden einkeilst, ist kaum zu ertragen. Mir brummt heute noch der Kopf von dem Schlag, den Du mir neulich mit dem Billardstock versetzt hast."

„Unsinn!" erwiderte der mit Vandropp Angeredete. „So'n Kerl wie Du kann schon 'n Puff vertragen, und ich wollt' lieber eins mit dem Billardstock kriegen, als hier auf

den verdammten Relknew warten! Wenn der Kerl nicht kommt, geh' ich meines Weges."

„Ich auch," entgegnete Kollremp, „oder besser, wir sehen einmal zu, ob er in seiner Wohnung ist; wir sind ja ganz in der Nähe."

„Ha, ha! richtig, das wollen wir; da spielen wir ihm gleich einen Possen: der Esel denkt ja immer, es schadet seinem spitzbübischen Renommée, wenn zwei ehrliche Kerle, wie wir sind, ihn besuchen."

Und die beiden Gestalten bewegten sich in der Dunkelheit vorwärts, bis sie vor Relknews Hause standen.

„Tritt einmal auf das Felsstück, Vandropp, Du bist der Längste, und klopfe an das Fenster; das ist vielleicht wirksamer und erregt weniger die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft, als wenn wir gegen die Hausthür bombardiren."

Ein starkes Klopfen gegen die Fensterscheibe folgte dieser Rede.

Schnell wurde das Fenster geöffnet, und eine gedämpfte Stimme fragte barsch: „Wer da? Wer wagt es, zu so später Stunde mich zu stören?"

„Zum Teufel, Master Relknew," erwiderte Vandropp leise, „wie lange sollten wir denn eigentlich am bezeichneten Orte warten? Was ist's für ein Geschäft? Wer weiß, ob sich's verlohnt, die kostbare Zeit deswegen zu vergeuden!"

„Sprecht leiser," mahnte Relknew, „'s ist Jemand drinnen bei mir, zwar nur ein dummes Negervieh; aber zum Verrath ist jede Bestie schlau genug. Ich werde zu Euch hinaus kommen." Und damit schloß er das Fenster, und sich nach dem matterleuchteten Nebengemach begebend, wo eine dunkle Gestalt am Boden kauerte, wendete er sich an diese mit den Worten: „Verhalte Dich einen Augenblick ganz ruhig, Bu, ich muß hinaus, ein paar Geschäftsfreunde zu sprechen. Aber rühre Dich nicht vom Fleck, wenn man Dich sieht, bist Du des Todes."

„Nicht vom Fleck, Massa!" wiederholte Bu, der seinem Herrn entlaufene Sclave, und kauerte sich noch mehr zusammen.

Relknew trat indessen hinaus zu den würdigen Genossen, nicht gerade im freundlichsten Tone zu ihnen sagend: „Ihr hättet ruhig an Ort und Stelle meiner warten sollen, konntet Euch denken, daß irgend etwas Wichtiges mich noch zurückhielt. Ist mir verdammt unangenehm, von Euch Besuche zu empfangen; doch tretet wenigstens in's Haus."

„Na, was giebt's denn eigentlich Wichtiges, Master Relknew, weshalb sind wir herbeschieden? Wollen hoffen, daß ein gutes Geschäft dabei zu machen ist!" Und in ziemlich unverschämter Manier stellte Vandropp mit diesen Worten sich vor Relknew hin.

„Ihr kennt doch Mr. Burkleff?" fragte Letzterer noch leiser und den Beiden näher tretend.

„Den reichen Engländer?" zischelte Kollremp; „den haben wir schon lange auf dem Strich! ha, ha! Mr. Relknew wollen wohl auch von der Partie sein? Ich hab's schon lange raus — das Hornvieh hat nicht einmal einen eisernen Geldschrank; ein Schreibpult, so mit dem Daumennagel aufzumachen, birgt seine Schätze."

„Es handelt sich nicht darum, Spitzbuben! Glaubt Ihr vielleicht, ich sei von Eurem Gelichter und ließe in solchen Kram mich ein?"

„Na, na!" unterbrach Vandropp ihn ziemlich laut; „'s ist auch gerad' kein ehrliches Geschäft, Herr Factor, das Tabakspioniren!"

„Schweig, Hallunke!" stieß Relknew hervor, „und paßt jetzt auf, was ich Euch zu sagen habe. Die ganze Angelegenheit hat mit Mr. Burkleff nichts zu schaffen; es handelt sich nur darum, den jungen Fremden, der bei ihm wohnt, in seinem Thun und Lassen zu beobachten und mir Bericht darüber zu erstatten. Ich selbst werde Euch Mittel und Wege in Burkleffs Haus und Garten zu gelangen, angeben, denn gerade dort das Treiben des Fremden auszukundschaften, daran liegt mir zumeist."

„Das behagt mir nicht," erwiderte Kollremp murrend,

„die beiden Neger des Engländers sind schlimmer als wachsame Hunde. —“

„Wie hoch beläuft sich unser Honorar?“ unterbrach Vandropp launig den Gefährten.

„Zehn Dollars für einen Jeden von Euch!“

„Zehn Dollars?“ nahm Kollremp das Wort. „Pah; das ist verdammt wenig für die Gefahr, mit des Engländers Pistolen Bekanntschaft zu machen! Mir gefällt der Handel nicht.“

„Mir auch nicht!“ warf Vandropp ein. „Das Spioniren ist überdies ein so niedriges Gewerbe, welches wir beim Tabak nur Ihnen zu Gefallen thun. Ja,“ fügte er mit widerlichem Grinsen hinzu, „wenn es sich darum handelte, Mr. Burkleff oder dem interessanten Fremden den Garaus zu machen, das wäre doch noch eine Aufgabe, unserer würdig.“

Relknew zuckte zusammen, und er war froh, daß die Dunkelheit den Ausdruck seines Gesichtes nicht klar erkennen ließ. „Schweig, Schurke!“ rief er entrüstet, „wenn Dir Dein Leben lieb ist, laß ein solches Wort nie wieder über Deine Lippen kommen, wenigstens nicht, wenn ich zugegen bin.“

„Wenn Sie so subtil sind, Master Relknew,“ brummte Vandropp, „dann können wir Ihren Auftrag nicht vollziehen; denn nur für den Fall würd' ich meine Haut zu Markte tragen, daß es nicht darauf ankäme, wenn wir bei

dieser Gelegenheit den Säckel des alten Engländers ein wenig leichter machten, daß es gleich wäre, wenn Ein oder der Andere im Hause daran glauben müßte.“ Und die Hände auf den Arm seines Gefährten legend, sagte er: „Komm Kollremp, das ist nichts für uns. Master Relknew muß sich selbst nicht viel von dem Geschäft versprechen, da er's billiger haben will, als das Erforschen von Comptoirgeheimnissen, was doch mit weniger Gefahr verbunden ist.“

„Scheert Euch zum Teufel!“ sagte Relknew ärgerlich, der bisher, tief in Gedanken versunken, schweigend dem Redefluß des verworfenen Gesellen zugehört hatte. „Mir ist's gerade recht, wenn aus dem ganzen Handel nichts wird. Spar' ich mein Geld; und nun macht, daß Ihr fortkommt!“

„Schon gut, schon gut!“ murrte Kollremp, während Vandropp sagte: „Ich werde mir ein ander Mal und auf eigene Rechnung das Vergnügen machen, Mr. Burkleffs Villa zu besuchen! Gute Nacht, Herr Factor, morgen wieder von Tabaksgeschäften.“

Und die Burschen entfernten sich, ohne von Relknew zurückgehalten zu werden, der langsam und gesenkten Hauptes das Zimmer betrat, in welchem Bu seiner wartete. Noch immer in Gedanken versunken, beachtete er den Neger kaum, sondern trat an eine der Kisten, um die Oellampe darauf

ein wenig in die Höh' zu schrauben. Der Schein der Lampe beleuchtete ein dürftiges Gemach, das eigentlich jeder Ausstattung entbehrte. An den Balken des Zimmers war eine Hängematte angebracht, das Bett Relknews, sonst waren beide Räume mit Kisten und Kasten angefüllt, die meist als Tische, Stühle und Schränke dienten. Es war zum Theil der Cyniker, zum Theil aber auch der Geizige, der diese Behausung einer anderen, seinem Wohlstande angemessenenen, vorzog.

„Höre, Bu," sagte Relknew, sich endlich zu dem Neger wendend, „die Nacht ist finster wie der Teufel selbst; Du kannst ruhig abtrollen. Dein Korb mit Nahrungsmitteln ist gepackt, sie werden ausreichen, bis Du auf Deines Gleichen stößt. Sei klug und vorsichtig, vergiß nicht, Deinen Genossen in den Bergen getreulich zu berichten, was hier vorgeht, der Aufträge, die ich Dir gegeben, gewissenhaft Dich zu entledigen; Du kennst den Lohn, der Deiner harrt, wenn unser Plan gelingt."

„Massa sehr gut mit arme Neger!" sagte Bu unterwürfig; nahm seinen Korb, versprach noch einmal, Alles auf's Pünktlichste auszurichten, und schlüpfte dann aus dem Hause, das Relknew hinter ihm verschloß.

Relknew selbst löschte die Lampe, und warf sich, angekleidet wie er war, in die Hängematte, um nach des Tages

Last und Hitze den süßen Trost der Nacht, den Schlaf zu suchen. — Umsonst! — Bilder trüber Vergangenheit tauchten ungerufen in seiner Seele empor, und verschwanden ungeheißen, um anderen schreckensvolleren Platz zu machen.

Wilde Zukunftspläne durchkreuzten sein Hirn, und ließen ihn sich aufrichten, damit das fieberhaft rollende Blut, die schnellen Schläge seines Herzens ihn nicht erstickten. Dann plötzlich sprang er ganz empor von dem schwankenden Lager, während er mit unterdrückter Heftigkeit ausrief: „Wie ich ihn hasse! wie das Blut in den Adern mir kocht, wenn ich nur an ihn denke! Und es kostete mich doch nur ein Wort bei diesen Halunken, und ohne daß ich meine Hand mit seinem Blute befleckte, verschwände er aus der Welt, die nicht groß genug ist für mich und ihn! — Gott," stöhnte er plötzlich auf und drückte die geballten Hände gegen die brennenden Augen, „Gott! wie weit ist es mit mir gekommen!"

Und dann die Hände sinken lassend, fuhr er leiser, aber voll tiefen Ingrimms fort: „Und soll es vielleicht wieder werden, wie in früheren Tagen? Soll das Haus ihn schirmen, aus dem man mich verstieß? Soll er schwelgen, wo ich darbte? Soll er besitzen, was man mir geraubt? Verflucht! Verflucht!"

Und er wühlte mit den Händen in seinem dichten Haar,

und warf sich stöhnend auf das Lager, um schon nach wenigen Secunden wieder von demselben emporzufahren. Ruhelos ging er im Zimmer auf und nieder, abgerissene Worte murmelnd: „Und womit habe ich verdient,“ sagte er halblaut, „daß Alles, was Anderen zum Heil und Segen gereicht, in meiner Hand zum Fluch sich wandelt! War's nicht in frühster Jugend, war's nicht schon im Elternhause so? War ich denn weniger, war ich denn schlechter, als die jüngeren Brüder, daß sie mir immer vorgezogen wurden? Ich hatte Fehler, ich war jähzornig und eigensinnig, auch wohl neidisch; aber waren diese Fehler mir nicht angeboren? Ist's nicht mit den Fehlern der Seele wie mit den körperlichen Gebrechen? Ohne unser Zuthun, ohne unsere Schuld werden sie uns zu Theil, aber die Folgen — den Spott und Hohn, die Verachtung der Welt müssen wir tragen, ganz so, als ob wir die Wahl, die Macht gehabt hätten, einen schönen Körper, eine sanfte, unterwürfige Seele uns zuzulegen! Unterwürfig! Nein, meine Seele ist nicht unterwürfig; wild braust's in mir wie ein Orkan, der schonungslos die Welt vernichten könnte. Wehe dem, der in den Weg mir tritt! Welch' seltsames Geschick, das gerade ihn mir entgegenführte. Wehe, wenn meine Vermuthung Wahrheit würde! Es wäre sein oder mein Tod! Er oder ich! Ich bin begierig zu er=

fahren, ob das Schicksal nicht wieder mich einmal bestimmt hat, ihm den Platz zu räumen!"

Er warf sich von Neuem in die Hängematte und schloß die Augen. Doch der Schlaf blieb ihm fern. Die Riesenglocke der Kathedrale schlug die dritte Morgenstunde; dumpf verhallten die Töne in dem entlegenen Stadttheil und klangen wie ein Mahnruf dem Ohr des einsam wachenden Mannes.

Dreizehntes Capitel.

Zu ihrem Lieblingsaufenthalte hatten Georgia und Fernanda das kleine Gartenhaus gewählt, welches dicht an dem Ufer des Flüßchens erbaut war, der aus dem Gebirge kommend, hinter Burkleffs Villa sich vorüberschlängelte und die Grenze der Besitzung bezeichnete. Das Häuschen war im Innern auf das zierlichste eingerichtet, und Wasser von dem Flusse aus in den von Holz und Blattwerk umwandeten Raum hineingeleitet; im Vordergrunde umgaben laubartige Gruppirungen großblätteriger Tropenpflanzen einladende Ruhesitze, während im Hintergrunde das Bassin mit dem hellen, fließenden Wasser Kühle und Erquickung versprach. Hier wurde in der Regel das Frühstück eingenommen, hier wurde gelesen und geplaudert, hier suchte Mr. Burkleff seine Kinder stets zuerst, deren Vorliebe für dieses Plätzchen er kannte.

„Laß uns nach dem Bassin gehen," sagte Georgia auch heute zur Schwester, nachdem die jungen Mädchen in früher Morgenstunde den parkähnlichen Garten durchwandelt hatten, „die Luft ist noch gar nicht so heiß, und doch ist mir so beklommen, so schwül, daß ich nach erfrischender Kühle mich sehne."

Fernanda lächelte: „Schwül, beklommen? Etwa um's Herz, Georgia? Sollte der schöne Fremde, der so prächtig von der deutschen Heimath, von dem Lande Deiner Sehnsucht zu erzählen weiß, sollte er etwa —"

„Wie Du nur ihm gegenüber so munter, so vorlaut mit ihm sein kannst?" unterbrach Georgia die Freundin. „Ich habe eine solche Scheu vor dem Fremden, ich weiß nicht, ist es die Aehnlichkeit, die mir immer wieder besonders in einzelnen Bewegungen und Geberden auffällt — aber mir ist oft so angst in seiner Nähe, die ich fliehen möchte und doch suchen muß, ach Fernanda, ich —"

Georgia hielt inne; Fernanda aber schien es nicht zu bemerken, daß die Gefährtin den angefangenen Satz nicht vollendet; ein Schatten hatte sich plötzlich auf das fröhliche, lächelnde Antlitz gelegt, und wie absichtlich machte sie sich mit den Blumen am Wege zu schaffen, einige Schritte hinter Georgia zurückbleibend, daß diese nichts gewahren konnte

von der Erregung, welche augenscheinlich der Freundin sich bemächtigt hatte.

So war es denn Georgia, welche die Thür des Gartenhauses öffnete und dasselbe zuerst betrat, aber mit einem so wilden Schrei des Entsetzens zurücktaumelte, daß Fernanda erschrocken die Wankende in ihre Arme schloß mit der hastigen Frage: „Was hast Du, Georgia, was ist Dir geschehen?"

„Er!" stammelte die Todesbleiche nur und barg ihr Antlitz unter strömenden Thränen an die Schulter der Freundin.

„Wer?" fragte Fernanda erstaunt, „Mr. Winkler? und das erschreckt Dich so?"

Georgia schüttelte den Kopf. „Relknew!" flüsterte sie dann leise, als scheue sie sich, den Namen auszusprechen.

„Unmöglich!" erwiderte die muthige Fernanda; „wie sollte er in unseren Garten gelangen? Du hast Gespenster gesehen, liebste Georgia; laß mich hineingehen, ich will Dich von Deinem Irrthum überzeugen."

Georgia schüttelte den Kopf, und Fernanda festhaltend, rief sie ängstlich: „Geh' nicht, geliebte Schwester, ich habe ihn ganz deutlich gesehen jenseits des Bassins, und er sieht jetzt so wild aus mit dem langen, dichten Bart! Bleibe bei mir, ich fürchte mich so sehr."

„Und darf ich nicht wissen, wovor Sie sich fürchten, mein Fräulein?" fragte eine Stimme neben Georgia, die so sanft, so mild und freundlich klang, daß nicht einmal die Plötzlichkeit der Anrede die jungen Mädchen erschreckte.

Georgia sah auf, und die Thränen trocknend, sagte sie, während ein Lächeln über ihr noch immer bleiches Antlitz irrte: „Sie kommen gerade recht, Mr. Winkler, um Fernanda zurückzuhalten, das Gartenhaus zu betreten."

„Georgia glaubt nämlich," ergänzte Fernanda die Rede der Freundin, „dort die Gestalt eines fremden Mannes erblickt zu haben."

„Dann werde ich allerdings Fräulein Fernanda zurückzuhalten suchen," erwiderte Reinhard lächelnd, „doch mir, mein Fräulein, müssen Sie gestatten, das Gartenhaus zu betreten und, wenn Sie recht gesehen, den Eindringling daraus zu entfernen."

„Nicht allein," bat Georgia, unwillkürlich ihre Hand auf den Arm des jungen Mannes legend, „lassen Sie mich Bob und Joso zur Hülfe rufen."

Er war bei ihrer Berührung leise zusammengezuckt, und nun die Hand nehmend und an seine Lippen führend, sagte er freundlich:

„Ich bedarf keiner Hülfe, lassen Sie mich nur hinein!" und ohne eine Entgegnung abzuwarten, trat er auf das

Gartenhaus zu. Aber im gleichen Augenblick war auch Fernanda an seiner Seite, entschlossen, ihn zu begleiten.

„Bleiben Sie bei Georgia, das Kind ängstigt sich allein!“ sagte er bittend, und doch so bestimmt, daß Fernanda ruhig umkehrte; und sich an einander schmiegend, erwarteten die jungen Mädchen ängstlich und gespannt die Rückkehr ihres Schützers.

Nach wenigen Minuten trat derselbe wieder zu ihnen, in demselben Augenblick, da von der anderen Seite her, Mr. Burkleff mit seinen Töchtern sich nahte.

„Ich kann nichts finden, meine Damen!“ rief Reinhard ihnen entgegen, „ich habe jeden Winkel durchsucht, aber nicht die Spur eines unberufenen Gastes endeckt.“

„Was giebt es?“ fragte Burkleff näher tretend, „was habt ihr Kinder.“

Georgia wandte sich ab, sie mochte dem Vater das Vorgefallene nicht erzählen; Fernanda aber trat auf Mr. Burkleff zu, und ihm den Vorgang berichtend, knüpfte sie daran die Bemerkung, daß Georgia's Nerven wohl ein wenig erregt sein möchten, und die Aehnlichkeit des jungen Deutschen mit Relknew wahrscheinlich das ihre dazu beigetragen habe, der Aufgeregten dergleichen Geschichten vorzuspiegeln.

Bei Erwähnung dieser Aehnlichkeit, stieß Burkleff ein

leises „Ah" aus, wie Jemand, dem plötzlich klar wird, worauf er lange vergebens sich besonnen. „Merkwürdig," sagte er dann, „diese Aehnlichkeit ist wirklich vorhanden und auch mir bereits aufgefallen."

Reinhard war inzwischen zu Georgia getreten, und schüchtern zu ihm aufblickend, hatte sie nicht ohne Verlegenheit gefragt: „Was werden Sie von mir denken, daß ich am hellen, lichten Morgen Gespenster sehe! Und doch bin ich überzeugt, daß es keine Sinnestäuschung war, sondern glaube vielmehr, daß irgend eine verborgene Oeffnung den Ausgang aus dem Häuschen nach der Wasserseite hin gestattet."

„Und wie sah denn derjenige aus, den zu erblicken Sie gemeint, mein Fräulein, war es eine Ihnen bekannte Persönlichkeit?"

Purpurwogen überflutheten Georgia's holdes Antlitz bei dieser Frage, und leise zögernd entgegnete sie: „Sie kennen ihn auch, es war der Factor Relknew."

Reinhard schaute fast bestürzt darein. Georgia's heißes Erröthen bei dem Aussprechen des ihm so verhaßten Namens berührte ihn fast schmerzlich. Es war ihm im Augenblick unmöglich, noch länger mit ihr über diesen Gegenstand zu sprechen, und er wandte sich, um Mr. Burkleff zu begrüßen.

Auf Georgia's Wunsch wurde das Frühstück heute nicht in dem Gartenhause, sondern auf der Veranda eingenommen.

Die jungen Mädchen zogen sich alsdann zurück, während die Herren ihre Cigarren anzündeten und in den Alleen des Gartens unter Palmen, Orangen und Bananen lustwandelten.

„Haben Sie Relknew," begann Mr. Burkleff plötzlich, dem das Herz gerade von dieser Angelegenheit sehr voll sein mochte, „in den Tagen, die Sie hier bei uns verlebt, schon wieder gesehen?"

Reinhard verneinte, fügte aber hinzu, was Georgia ihm soeben mitgetheilt.

„Hat das Kind selbst Ihnen das gesagt?" fragte Burkleff erstaunt. „Das nimmt mich Wunder, Georgia spricht sonst niemals den Namen des Elenden aus."

Reinhard erbleichte, die Schläge seines Herzens setzten aus. In welcher Beziehung konnte Georgia, die Reine, Engelgleiche zu dem Verhaßten stehen? Und wenn es sein Leben gekostet hätte, er konnte die Worte nicht unterdrücken: „Darf ich nicht wissen warum —?"

„Sie sollen Alles wissen, lieber, junger Freund!" unterbrach der alte Mann ihn lebhaft. „Ich habe noch zu Niemandem in gleich kurzer Zeit ein so inniges Vertrauen gefaßt, wie zu Ihnen. Doch" — fügte er lächelnd hinzu — „es ist ja eine bekannte Thatsache, daß selbst Gegner sich einen, wenn wider einen Dritten, einen gemeinschaftlichen Feind zu Felde gezogen wird, da mag es denn auch sein, daß Freunde

sich schneller finden, wenn gleiche Abneigung gegen ein und dieselbe Persönlichkeit sie erfüllt. Habe ich je Ursache gehabt, einen Menschen zu hassen, so ist dies bei Relknew der Fall, und wie mir scheint, hegen auch Sie keine freundschaftlichen Gesinnungen für ihn."

„Ihn zu verabscheuen habe ich eigentlich keinen Grund," erwiderte Reinhard nachdenkend, „und doch ist eine Begegnung mit ihm mir mehr zuwider, als die Berührung giftiger Reptilien."

„Ich meine, der erwachsene Mensch hat auch einen gewissen Instinkt, das böse Element herauszufühlen, was beim Kinde und beim Thiere oftmals so augenscheinlich zu Tage tritt. Wir möchten uns nur gerne immer über das instinctive Gefühl erheben, und um gerecht zu sein, nur nach Erkenntniß und Erfahrung urtheilen; da verwirren sich denn unsere Empfindungen, und was zuerst uns abstieß, erscheint später im milderen Lichte, wir schelten uns thöricht, vorurtheilsvoll, bis uns dann plötzlich die Augen aufgehen, und wir meist zu unserem eigenen Schaden erkennen, daß unser erstes Gefühl das richtige war. So ist mir's wenigstens mit diesem Relknew ergangen; er kam in geschäftlichen Angelegenheiten zu mir in's Haus, und so angenehm die äußere Erscheinung des jungen Mannes auch war — er trug damals noch nicht den wilden Bart, zeigte überhaupt nicht wie jetzt,

Aehnlichkeit mit einem Banditen oder Räuberhauptmann — verletzte mich ein Etwas in seinem Wesen, im Blick des finsteren Auges, das ich mir nicht erklären konnte, das mich aber zur Vorsicht ihm gegenüber mahnte. — Ich alter Narr!" und Burkleff schlug sich mit der Hand vor die Stirn, heftig erregt durch die Erinnerung an seine eigene Thorheit; „in geschäftlicher Beziehung bewahrte ich meine Vorsicht ihm gegenüber, und was that ich nachher? Doch hören Sie, wie's kam. Sie wissen, daß hier auf der Insel musikalische Bildung nicht gerade in Blüthe steht; meine Gattin aber war eine ausgezeichnete Clavierspielerin gewesen und ihre Kunst hatte uns beiden so viele und genußreiche Stunden verschafft, daß der Wunsch nahe lag, den Kindern womöglich das gleiche Mittel zur Erheiterung und Veredlung ihrer Seelen in die Hand zu geben. Da nun aber hier Mangel an trefflichen Musiklehrern ist, so suchte ich lange vergebens nach einer geeigneten Persönlichkeit. Ein Zufall ließ mich Relknews fertiges Spiel hören und als ich darauf ihm mittheilte, in welcher Verlegenheit ich sei, erbot er selbst sich, den Kindern Clavierunterricht zu geben. Sein ganzes Auftreten dabei war so bescheiden, so zurückhaltend und doch wieder so freundlich gefällig, daß ich im Stillen ihm Abbitte leistete für das, was ich in Gedanken gegen ihn gesündigt hatte und ihm gern den Unterricht der Kinder anvertraute.

Ich war oftmals zugegen während der Stunde und freute mich der schnellen Fortschritte, die beide machten; oftmals aber verhinderten mich geschäftliche Angelegenheiten oder wissenschaftliche Studien, dem Unterrichte beizuwohnen und der Zufall fügte es, daß auch Fernanda nicht immer während Georgia's Clavierstunde anwesend war. Niemand erblickte eine Gefahr darin, Lehrer und Schülerin allein zu lassen, zumal Joso immer zugegen war, der Georgia selten aus den Augen läßt.

„Aber unser ehrlicher Schwarzer spricht nur englisch und versteht allenfalls ein wenig spanisch; deutsch und französisch sind ihm fremd und Relknew spricht alle diese Sprachen — welche auch Georgia nicht fremd sind — mit gleicher Fertigkeit. So glaubte denn die treue Seele, es handle sich um sachgemäße Dinge, wenn Relknew in deutschen Lauten dem sechzehnjährigen Mädchen von seiner Liebe sprach, die reine Kindesseele mit Bildern heißer, unlauterer Leidenschaft erfüllte.

„Georgia, auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, wo Herz und Sinne eben erst erwachen und jedem Eindruck willig sich eröffnen, ward berauscht, betäubt von der lodernden Gluth einer Leidenschaft, an deren Vorhandensein sie glaubte. Unbekannt mit dem Vermögen ihres Vaters, unbekannt mit der Gier der meisten Menschen

nach Geld und Gut, konnte ihr der Gedanke nicht kommen, daß ein Mann im Stande sei, Liebe zu heucheln, nur um in den Besitz des vielbegehrten Mammons zu gelangen, sie glaubte an die Liebe des Elenden, und wie sollte das Kind Kraft finden, zu widerstehen, da es selbst für das gereifte Weib oft nur ein kleiner Schritt ist von dem Glauben an die Liebe des Anderen bis zum Erwachen dieses mächtigen Gefühles in der eigenen Brust.

„Daß Georgia mir, dem Vater, ja selbst der Schwester ein Geheimniß aus dem Zustand ihres Herzens machte, war das Werk Relknews, der dem Kinde einen Schwur abgefordert, eher nichts zu verrathen, als bis er eine Stellung errungen, die ihm gestatte, frei und offen um die Hand meiner Tochter zu werben; das hieß, sie solle ihn nicht verrathen, bis es ihm gelungen, das Kind dahin zu bringen, daß mir keine Wahl mehr bliebe, — daß ich ihm die Tochter geben müßte!"

„Jetzt weiß ich, warum ich ihn so hasse!" murmelte Reinhard, während Burkleff einen Augenblick wie erschöpft inne hielt und erst nach kurzer Pause fortfuhr:

„Joso's Ohr war wohl zu täuschen, aber nicht das treue Auge, das unablässig über Georgia wachte. Als Relknew eines Tages, vielleicht in dem Glauben, der dumme Schwarze verstehe das nicht, sich so weit vergessen hatte, Georgia's Locken wiederholt mit seinen Lippen zu berühren,

kam Joso außer sich zu mir mit dem Bericht, daß Relknews Benehmen ihm schon lange verdächtig vorgekommen, und daß er sich verpflichtet fühle, mich darauf aufmerksam zu machen.

„Ich dankte der treuen Seele und beschloß — um Georgia für den Fall, daß Joso sich getäuscht haben sollte, nicht erst auf Dinge zu bringen, die ich noch lange ihr fern zu halten wünschte — nicht sie selbst zu fragen, sondern durch den Augenschein mich zu überzeugen.

„Mit klopfendem Herzen stand ich während der nächsten Unterrichtsstunde hinter der Portière und hörte mit an, wie Relknew Georgia zu bereden suchte, am Abend mit ihm im Garten zusammenzutreffen; er forderte es schließlich von ihr Kraft des Rechtes, das sie durch ihre Liebe ihm auch auf ihre Person gegeben. Doch Georgia setzte diesem Verlangen die Bitte entgegen, dem Vater ihr Herz eröffnen zu dürfen, und mit rührender Zuversicht sprach sie die Ueberzeugung aus, daß ich ihrem Glücke nicht im Wege stehen würde.

„Noch sei es nicht Zeit, gab er darauf zurück, noch habe er auch nicht den Glauben, daß Georgia's Liebe stark genug sei, allen Stürmen zu trotzen, so fest und innig ihn zu lieben, das könne er sie erst lehren in trautem, unbelauschtem Beieinandersein, in stiller abendlicher Stunde.

„Da trat ich vor, den Schurken zur Rechenschaft zu ziehen. Sein Erbleichen, seine sprachlose Bestürzung bei

meinem Anblick zeigten den Elenden schon in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Ich sandte Georgia hinaus und brach dann mit meinen Anschuldigungen hervor, denen er auch nicht das kleinste Wörtchen entgegensetzen konnte. Und als ich ihn immer und immer wieder fragte, warum er nicht frei und offen um die Hand meiner Tochter geworben, sagte er nur, daß er sich nicht würdig gefühlt, der Gatte eines so ausgezeichneten Mädchens zu werden.

„Ersparen Sie mir, lieber Freund, die Wiederholung dessen, was ich ihm darauf entgegnete; das Ende vom Liede war, daß er mich zu einem Zweikampf auf Leben und Tod forderte, worauf ich ihm zurief:

„Das würde Ihnen allerdings gelegen kommen, den treuen Wächter der Ehre seines Hauses aus dem Wege räumen zu können, auf eine Weise, die wenigstens einen besseren Anstrich hat, als Meuchelmord; ich schlage mich nicht, am wenigsten mit einem Schurken! Kaum war das Wort meinen Lippen entflohen, als Relknew wie ein Wahnsinniger sich auf mich stürzte und mich unfehlbar zu Boden geschmettert hätte, wenn Bob und Joso nicht rechtzeitig zugesprungen wären, den Rasenden überwältigt und zum Hause hinausgeworfen hätten.

„Daß Georgia's keimende Neigung zu dem Elenden in Abscheu und grenzenlose Furcht sich verwandelt hat, ist leicht

erklärlich; und obgleich nun schon ein Jahr darüber vergangen ist, hat dieses Gefühl sich nicht vermindert, sondern mit der zunehmendeu Reife des jungen Mädchens, die sie immer klarer die Verhältnisse überblicken läßt, vermehrt sich ihre Abneigung und ihre Angst so, daß wir sie gern vor jeder Erinnerung an die Vergangenheit, besonders aber vor einem Zusammentreffen mit Relknew zu schützen suchen!"

„Das arme Kind," sagte Reinhard leise, und ihm war, als möchte er Georgia an sein Herz nehmen, sie vor jeder Unbill, vor jeder Versuchung, dort zu bergen.

Vierzehntes Capitel.

Der nächste Tag ward mit Vorbereitungen zu Reinhards Abreise nach dem Innern der Insel zugebracht. Am Vormittag hatte sich eine Anzahl von Gelehrten in Burkleffs Haus zusammengefunden, die sämmtlich bereit waren, den jungen liebenswürdigen und kenntnißreichen Collegen mit Rath und That zu unterstützen. Man besprach die Reiseroute, gab gute Lehren, und warnte hauptsächlich vor den nordwestlichen Felsenabhängen, wie überhaupt vor den wilderen Gebirgspartien, die am besten gänzlich vermieden würden, da die wissenschaftliche Ausbeute jedenfalls in

keinem Verhältniß zu den Gefahren stehe, die damit verbunden.

Letzteres Thema wurde während der Mittagsmahlzeit von Neuem angeregt, und Georgia blickte bittend zu dem Gast empor, als wollte auch sie ihn bestimmen, sein Leben nicht unnütz in Gefahr zu bringen, während Fernanda derselben Bitte durch Worte Ausdruck verlieh, deren inniger Ton Reinhard zu überraschen schien.

Er hatte bisher von dem heiteren, lebhaften Mädchen nur Scherze und Neckereien gehört, sie hatte ihn förmlich verfolgt mit geistreichen Spöttereien, die er in gleicher Weise erwidert; und wenn er auch überzeugt gewesen, daß hinter all' dem Muthwillen und der anscheinenden Sorglosigkeit ein edles Gemüth sich berge, so war ihm doch der Gedanke fern geblieben, Fernanda hege für ihn nur die geringste Theilnahme.

Georgia, ja, das hoffte er, das empfand er, wenn die seelenvollen Kinderaugen so schüchtern und doch so vertrauend zu ihm aufblickten, Georgia fühlte sich zu ihm hingezogen, bei ihr hatte er auch wahrzunehmen geglaubt, daß es sie traurig mache, ihn scheiden, eine nicht gefahrlose Reise antreten zu sehen. Daß auch die sonst so lebhafte Fernanda seit dem Ereigniß des gestrigen Morgens ernst und still ihre Obliegenheiten erfüllte, hatte er nicht beachtet, es nicht

bemerkt, daß sie nicht wie sonst Gelegenheit suchte, mit ihm zu streiten und zu disputiren. Erst die herzliche Theilnahme, die jetzt in ihren Worten, im Ton ihrer Stimme sich kund gab, fiel ihm auf, doch ohne ihn zu weiterem Nachdenken zu veranlassen.

Reinhard versprach Allen, nicht unnöthig einer Gefahr sich auszusetzen, und Georgia erwiderte darauf lächelnd, daß sie diesem Versprechen allein nicht allzusehr trauen würde, daß sie aber beruhigt sei, da Joso mit ihm ginge, Joso, der ihn vor der Gefahr warnen, in der Gefahr aber, sei es auch auf Kosten seines eigenen Lebens, beschützen würde.

Die Tischgesellschaft hatte, während Georgia ihrem Nachbar diese Worte sagte, sich erhoben, und es wurde von den Anderen nicht vernommen, daß Reinhard darauf entgegnete: „Sie haben Joso sehr lieb, wie ich gesehen und gehört, und wenn er nun wirklich sein Leben hingäbe, um das meine zu retten, würde Sie das nicht betrüben, würden Sie mir das je verzeihen können?"

„Ihnen verzeihen?!" wiederholte sie erstaunt, und fügte dann mit kindlicher Aufrichtigkeit hinzu: „Wenn Joso es vermöchte, im Augenblicke der Gefahr mit seinem Leben das Ihre zu erkaufen, ich glaube das Glück über Ihre Rettung

würde der Trauer um den alten Freund nur wenig Raum in meinem Herzen gönnen."

Er sah zu ihr nieder mit dem Ausdruck tiefinnerster Glückseligkeit in den schimmernden Augen; er wußte, wie werth sie den alten weißköpfigen Neger hielt, und unnennbares Glück erfüllte seine Seele bei dem Gedanken, daß er selbst noch theurer ihr sei.

„Ich danke Ihnen, Miß Georgia," sagte er, ihr die Hand reichend, „ich werde diese Worte nie vergessen!"

Burkleff trat in diesem Augenblicke zu den Beiden, und Reinhard wandte sich an ihn, indem er sagte: „Ich habe heute noch einen Abschiedsbesuch zu machen, der alte Lorenz hat mich, da ich fremd und allein hier war, zu freundlich in seinem Hause aufgenommen, als daß ich abreisen könnte, ohne meinen ersten Besuch ein einziges Mal wiederholt zu haben."

„Gut, gut, lieber Freund, nehmen Sie meinen Wagen und fahren Sie, wohin Sie wollen, nur kommen Sie nicht zu spät zurück, verkürzen Sie uns nicht zu sehr die wenigen Minuten Ihres Hierseins."

Nachdem die letzten der Gäste, die Naturforscher, Furnisson und Richter sich entfernt hatten, bestieg auch Reinhard Mr. Burkleffs Fuhrwerk und rollte der Villa Baldamos zu.

Jeanetta saß auf der Veranda des Hauses, ihr zur Seite befand sich ein Messingständer, der einen wunderschönen Arras trug.

Jeanetta war damit beschäftigt, den Vogel zu necken, dem sie bald den süßen Kern einer Nuß, bald eine saftige Banane entgegenhielt, doch ohne sie dem eifrig danach haschenden Thiere zu reichen, so daß dasselbe mehr und mehr in Wuth gerieth.

Arras! arras! schnarrte der prächtige Vogel und schnappte vergeblich nach der lockenden Speise. Die Federn des gereizten Thieres hoben sich, es rollte das rothglühende Auge und schien Funken zu sprühen, der krumme Schnabel klappte hörbar auf und zu, und immer lauter tönte der Zornesruf: Arras! arras!

Da hielt ein Wagen vor dem Hause. Jeanetta's Aufmerksamkeit lenkte sich der Gestalt zu, welche den Kiesweg heraufschritt. Ihr scharfes Auge hatte sofort den schönen Fremden erkannt, und aufspringend von ihrem Platze, den Oberkörper leicht vorgebeugt, die vollen Lippen halb geöffnet, starrte sie einen Moment dem Kommenden entgegen, ohne zu wissen, welches Gefühl das stärkere in ihr sei, die Freude über sein Erscheinen oder der Zorn, der Haß, der bei seinem Anblick sie erfüllte.

Doch ihr blieb nicht lange Zeit sich zu besinnen;

Reinhard war dem Hause schon nahe, und sie ging in das Zimmer zurück, dort ihn zu empfangen.

„Wie gut," sagte sie leise, während sie sich in einen Schaukelstuhl niederließ, „daß der Alte ausgegangen ist; das hätte sich gar nicht besser treffen können."

Und mit erhöhter Stimme sich zu dem Sclaven wendend, der eben berichtete, Herr Winkler lasse anfragen, ob es ihm gestattet sei, dem Fräulein seine Aufwartung zu machen, sagte sie kalt und stolz: „Der Herr mag eintreten!" fügte aber leise die Frage hinzu: „Wo steckt der Rollo?"

„Hinten im Garten, bei den Blumen beschäftigt."

„Gut!" erwiderte Jeanetta nur; und einige Sekunden später schlug der Sclave die Portière zurück, um Reinhard eintreten zu lassen.

Es war Reinhard nicht angenehm gewesen, als er gehört, daß der alte Lorenz nicht zu Hause sei. Ein tête-à-tête mit der jungen Mulattin war durchaus nicht sein Wunsch; doch hatte er sich eingeredet, er müsse wenigstens fragen lassen, ob sie seinen Besuch annehmen wolle oder nicht; und er hätte nun nicht sagen können, ob es ihm nicht doch zum mindesten interessant sei, wiederum der seltsamen Erscheinung gegenüber zu stehen, die — basiliskengleich — mit einem Blick des Auges das aus=

erkorene Opfer in ihren Zauberkreis zu bannen vermochte.

Sie sprach nicht; stumm begrüßte sie ihn, aber sie streckte ihm die Hand entgegen, und ihre sonnenhaften Augen senkten sich fragend in die seinen. Schon bei der Berührung dieser heißen Hand, deren Adern er fieberhaft klopfen fühlte, ward ihm schwül und bang um's Herz.

Er sagte einige Worte der Entschuldigung, daß er erst heute seinen Besuch wiederhole, aber er wußte selbst nicht recht, was er sprach, und er sah es Jeanetta an, daß sie seine Worte kaum vernahm.

Sie war aufgestanden und hielt noch immer seine Hand, noch immer ruhte ihr vorwurfsvoll fragender Blick auf seinem Antlitz, und das Eigenthümliche der Situation legte sich wie ein Alp um seine Brust.

Er machte einen neuen Versuch zu reden, ein Gespräch in Gang zu bringen; doch sie unterbrach ihn, und in weichen, klagenden Tönen, wie er nie geglaubt, daß diese Stimme deren fähig wäre, sagte sie mit den klangvollen Lauten der spanischen Sprache: „Sage nichts zu Deiner Entschuldigung, Du würdest doch nur die Unwahrheit reden. Ich weiß, warum Du nicht gekommen bist, Du liebst das Kind der Trope nicht, Du liebst die nordische Blume. Ist es nicht so? Aber sieh! der Trope heißes Kind liebt Dich mit glühender

Leidenschaft, liebt Dich, wie in Deiner Heimath kein Mensch zu lieben weiß!"

Und ehe Reinhard sich recht besonnen, hatte sie beide Arme um seinen Hals geschlungen, suchten ihre Lippen die seinen und bedeckten sie mit brennenden, athemlosen Küssen.

Er fühlte das stürmische Klopfen ihres Herzens, er sah ihre Augen in unmittelbarer Nähe wie glühende Kohlen leuchten, und er schloß unwillkürlich die seinen, wonneberauscht und doch mit einem Gefühle, als werde er von einer Löwin geliebkost, die drohe, im nächsten Augenblick ihn zu zermalmen.

„Du liebst Jeanetta nicht, weil sie nicht gut und sanft ist, wie die Töchter Deiner Heimath," sprach sie zwischendurch und ihm mit unsagbarer Liebe in die Augen sehend; „liebe Jeanetta! und sie will gut werden, so gut wie Du es bist! — Liebst Du Jeanetta?"

Mit der Frage rief sie sein Bewußtsein wach, aber nicht gleich, nicht voll kam es ihm zurück und träumerisch sagte er: „Deine Küsse sind die Blumen, an denen ich ersticke!"

„Wenn Du mich nicht liebst," rief sie mit einer Leidenschaft, die den starken muthigen Mann erbeben ließ, „ja, dann sollst Du an meinen Küssen sterben!"

Und auf's Neue umschlang sie ihn, und wilder noch

und heißer küßte sie ihm Augen, Mund und Wangen. Aber er gab sich dem Zauber nicht hin; ein holdes, unschuldsvolles Kinderantlitz, umglänzt von goldiger Lockenfülle, tauchte plötzlich vor ihm auf, sanfte, blaue Augen blickten mit schüchternem Flehen zu ihm empor; und — den Namen „Georgia" rufend — entwand er sich den ihn umschlingenden Armen des leidenschaftlichen Weibes.

Der Name der gehaßten Nebenbuhlerin aus seinem Munde und in diesem Augenblicke, schien Macht zu haben, Jeanetta zu verwandeln.

Die Circe wurde zur Megära.

Unter den Spielereien, die ihr zur Seite auf einem Tischchen lagen, ein Stilett ergreifen und damit auf Reinhard eindringen, war das Werk eines Augenblickes.

Reinhard stand unbeweglich: es war, als ob der Anblick der Schrecklichen ihn zwinge, regungslos hineinzustarren in dieses fahle Antlitz mit den wild rollenden Augen, umwogt von Schlangenwindungen der wirren Locken.

Sie hob zum Stoß die Waffe, und nur unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, beide Hände wie zur Abwehr ihr entgegenstreckend.

Unfehlbar würde es Jeanetta gelungen sein, ihn schwer, vielleicht gar tödtlich zu verwunden, wenn nicht im selben Augenblicke, da sie die blitzende Waffe zückte, ein fester

Griff ihr Handgelenk umspannt, und Relknews laute und zornige Stimme sie erschreckt hätte. „Wenn Euch die Liebe toll macht, sollte man Euch wenigstens in's Irrenhaus bringen!" rief er heftig und entwand zugleich mit leichter Mühe den Dolch Jeanetta's Händen.

In der Thür stand der alte Lorenz, der mit Relknew zugleich das Zimmer betreten hatte; aber unfähig, sich die Scene, deren Zeuge er war, zu erklären, murmelte er nur immer vor sich hin: „Ist das Jeanetta? Ist das mein Kind? Wo bin ich denn? Was giebt's nur eigentlich?"

Relknew lachte laut über des alten Mannes gänzliche Fassungslosigkeit, dann, während Jeanetta dem Schauplatze ihres wahnsinnigen Treibens enteilte, wandte der Factor sich an Reinhard mit der boshaften Bemerkung: „Nun, wollen Sie nicht heut auch meine Hülfe, wie seiner Zeit die wohlgemeinte Warnung, mit einer Herausforderung mir lohnen?"

Reinhards Brust hob und senkte sich stürmisch, sein Antlitz war todesbleich und finster grollend der Ausdruck, mit dem er sagte: „Ich wäre lieber von der Hand der Mulattin gestorben, als daß ich Ihnen mein Leben danke."

Wiederum lachte Relknew. „Seien Sie unbesorgt," sagte er höhnisch, „vielleicht kann ich ein anderes Mal wieder gut machen, was ich heute gegen Sie verbrochen."

Damit nahm er seinen Hut und ohne um Lorenz sich zu kümmern, verließ er das Gemach.

Reinhard schaute sich einen Augenblick im Zimmer um wie Jemand, der aus bangem, schwerem Traum erwacht, dann ordnete er mit langsamen, mechanischen Bewegungen sein verwirrtes Haar; und dem alten Lorenz, der sich endlich so weit gefaßt, um vor allen Dingen die Bitte auszusprechen, über den Vorfall zu schweigen, flüchtig dies Versprechen gebend, verließ er gleichfalls das Haus und bestieg den Wagen, der ihn nach Burkleffs Villa zurückbrachte.

Aber es war ihm nicht möglich, gleich das Wohnhaus zu betreten und er verlor sich in die schattenreichen Gänge des Gartens, gedankenvoll auf und niederwandelnd.

Bereits war es dunkel geworden, und die weiche, laue Luft der Tropennacht legte sich kühlend und erquickend auf seine stürmisch erregten und doch wieder ermatteten Sinne. Er schaute empor zu dem hehren Himmelsdome mit den feierlich flimmernden Sternen, und wie nie, so verfehlte auch jetzt nicht der „Anblick der Glanznacht," das Aufschauen zu den zahllosen Welten, Welten größer und unzweifelhaft herrlicher noch, als der Stern, den wir Erde nennen, Ruhe und Frieden in sein pochendes Herz zu ergießen.

Und als er den Blick senkte, und das Wasser, im Widerschein des Mondes schimmernd, ihm entgegenleuchtete,

und die zarten Paullinienblüthen ihn mit süßem Wohlgeruch umdufteten, da breitete er unwillkürlich die Arme aus, und „Georgia“ rang es sich mit lieb- und sehnsuchtsvoller Klage von seinen Lippen.

Ein leiser, halb unterdrückter Schrei, der wie ein Weheruf durch die Stille erzitterte, antwortete ihm, und eine weiße Gestalt schlüpfte an ihm vorüber, ohne daß er dieselbe zu erkennen vermochte.

Er fühlte sich bewogen, das Haus aufzusuchen, und er fand Burkleff und Georgia im Wohnzimmer, ihn erwartend.

Man freute sich offenbar seiner Ankunft, aber er wußte es seinen Wirthen Dank, daß ihr feines Zartgefühl sie zurückhielt, dem Gast auch nur den leisesten Vorwurf über sein spätes Kommen zu machen, und ihm so jede Entschuldigung ersparten.

Nicht lange darauf erschien auch Fernanda, Reinhard mit ruhiger Freundlichkeit begrüßend, aber der forschende Blick, den er unwillkürlich auf den, vom Abendthau durchnäßten Saum ihres weißen Gewandes warf, schien sie zu verwirren, mit zuckender Lippe wandte sie sich von ihm und trat zu Georgia, ein gleichgültiges Gespräch beginnend.

Reinhard selbst war von den Ereignissen des Tages zu sehr erregt, um zur Unterhaltung sich aufgelegt zu fühlen;

so trat er denn an das geöffnete Instrument, und zuerst in den aufgeschlagenen Noten blätternd, ließ er sich schließlich am Flügel nieder, um die Unruhe, den Schmerz, die Sehnsucht, die ihn erfüllten, in Tönen ausklingen zu lassen.

Weder Burkleff noch seine Töchter hatten bis jetzt gewußt, daß Reinhard ein so trefflicher Clavierspieler sei, und sie lauschten mit Staunen und Bewunderung den nie gehörten Klängen, die er dem Instrument zu entlocken verstand.

Aber ihre Bewunderung ging in Entzückung über, als das Chaos der Töne sich lichtete, als es immer heller, immer klarer wurde, bis dann der Spieler in Beethovens herrliches Lied „Adelaide“ einlenkte.

Fernanda hatte sich in die äußerste Ecke des Gemaches zurückgezogen, und ungesehen von den Andern — das heiße, schmerzende Haupt gegen die kühle Mauer lehnend, netzten Thränen die erbleichte Wange.

Sie kannte den Text des Liedes. „Strahlt Dein Bildniß, Adelaide!“ sprach sie in Gedanken nach. Ach, und sie wußte, wem sie galten, die Töne voll schmelzender Innigkeit, die ihr Ohr mit Zaubermacht berührten.

Nicht ihr, der elternlosen Waise — in nächster Nähe des Spielers saß Georgia, und ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten, daß sie schöner noch erschien als sonst.

Auch sie ahnte, wem es galt, dieses staunende, selig entzückte: „Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe eine Blume der Asche meines Herzens, deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen: Adelaide.“

Und feuriger wurde der Vortrag des Spielenden, immer sehnsüchtiger, immer verlangender, und dann, nach einem Blick in das strahlende Antlitz der Geliebten, klang es wie ungetrübte aufjauchzende Freude, bis der letzte Ausruf in inniger, reiner Hingebung verklungen war.

Schweigen herrschte in dem kleinen Kreise. Dann war es Burkleff, der Reinhard die Hand reichend, zuerst das Wort nahm: „Haben Sie Dank, lieber Freund,“ sagte er herzlich, „dieser Abend wird uns unvergeßlich bleiben.“

„Unvergeßlich!“ wiederholte Georgia, und der Blick, der für dieses Wort ihr dankte, blieb ihr wohl gleichfalls unvergeßlich.

Und es kam die Stunde des Scheidens. Reinhard, der am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang abreisen wollte, zögerte und zögerte, seinen Wirthen gute Nacht und Lebewohl zu sagen. Aber endlich mußte es doch geschehen, und Burkleff, welcher merkte, wie schwer dem jungen Manne das Abschiednehmen fiel, suchte es ihm zu erleichtern, indem er vom Wiedersehen sprach, das ja voraussichtlich schon nach wenigen Wochen erfolgen müßte.

Das half auch bei Georgia.

Zwar immer noch bewegt, aber doch muthig und mit einer gewissen Freudigkeit reichte sie dem Gaste die Hand zum Abschiede, während sie einfach sagte: „Des Himmels Segen begleite Sie!“

„Und der eines Engels, meines Engels!“ flüsterte er, voll Innigkeit Georgia's Hand an seine Lippen drückend, die sie in holder Verwirrung ihm sanft entzog.

Fernanda stand ein wenig entfernt von den Uebrigen; als er aber auf sie zuging, streckte sie ihm beide Hände entgegen. Er erfaßte dieselben und drückte sie herzlich, während er nur sagte: „Leben Sie wohl!“ Die wort- und thränenlose Klage, die in ihren schönen, bleichen Zügen sich aussprach, ließ auch ihn keine anderen Abschiedsworte finden.

„Haben Sie Dank, Alle tausend Dank!“ sagte er noch einmal tief bewegt; dann wandte er sich und verließ das Zimmer, um in unendlicher Aufregung schlaflos die Stunde seiner Abreise zu erwarten.

Fünfzehntes Capitel.

Magische Dämmerung umhüllte noch schützend den Schlaf der Natur, als Fernanda am nächsten Morgen bereits im Garten lustwandelte.

Hinaus in's Freie! hinaus unter Gottes Sternenhimmel! das war der brennende Wunsch gewesen, der sie die ganze Nacht gequält. Dann endlich vernahm sie, wie es lebendig im Hofe ward, wie die Maulthiere aus dem Stalle gezogen wurden, sie hörte noch einmal Reinhards Stimme, die Mr. Burkleff und dem zurückbleibenden Bob ein Lebewohl zurief, während er selbst mit Joso davontrabte.

Nun hatte sie kein Begegnen mehr zu fürchten, sie konnte ihr Verlangen stillen und für ihr schmerzvoll pochendes Herz Trost und Beruhigung suchen in der heiligen Stille, in dem hehren Frieden der Natur.

„Es ist noch dunkel!" sagte Georgia, in deren Augen gleichfalls kein Schlaf gekommen war. „Wo willst Du hin, Fernanda? Hast Du Reinhards letztes Lebewohl vernommen?"

„Ja!" entgegnete Fernanda kurz. „Ich habe schlecht geschlafen; es ist unerträglich heiß, mich duldet's länger nicht im Zimmer!"

„Mir ist nicht heiß," gab Georgia in mattem Ton zurück, „aber ich habe ein Grauen vor dem anbrechenden Tage; ich möchte schlafen!" Und die leichte Decke ein wenig höher ziehend, schloß sie die müden Augen und ließ Fernanda ruhig gewähren, die gleich darauf hinab in den Garten schlüpfte.

Immer heller ward's in der Luft. Die Zweige, die Blätter begannen sich zu regen; Käfer schwirrten, Mücken summten und der Haushahn verkündete den nahen Tag.

Fernanda lenkte ihre Schritte nach dem Gartenhäuschen; der Erscheinung, die Georgia vor kurzem dort gehabt, gedachte sie wohl kaum, und wenn auch, sie hatte ein zu muthiges Herz, um leicht vor einer Gefahr zurückzuschrecken, und überdies bleibt Furcht demjenigen fern, den tiefer Seelenschmerz daniederdrückt.

Sie öffnete die Pforte, und die kühle, feuchte Luft wehte vom Bassin her wohlthuend ihr entgegen. Sie trat an den Rand des Bassins, da fiel ihr Auge auf einen Brief, der offenbar absichtlich dort niedergelegt war. Sie nahm ihn auf. „Miß Georgia", nichts weiter stand darauf.

Fernanda's erster Gedanke flog zu Reinhard, war die Vermuthung, daß er in diesem hinterlassenen Briefe Georgia seine Liebe gestehe. Doch schon im nächsten Augenblick sagte sie sich, daß Reinhard freier, offener handeln würde; und je länger sie den Brief in der Hand hielt, desto sicherer drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, er berge nichts Gutes, er werde Sorge und Leid über Georgia verhängen.

Und war sie, die Aeltere, die Stärkere, nicht berufen über Georgia's Glück, über die Ruhe der geliebten Schwester zu wachen? War der Seelenfrieden des geliebten Kindes

ihr nicht doppelt theuer, seitdem sie wußte, daß er, den sie selbst mit der ganzen Gluth ihres heißen Herzens liebte, nur glücklich sein konnte, wenn Georgia es war?

Sie wußte, es gab kein Geheimniß mehr, das die Schwester vor ihr verbergen möchte, und mit muthiger Hand öffnete sie den leicht verschlossenen Brief. Die wenigen Zeilen lauteten:

„Miß Georgia, es lebt Ihnen ein Freund, der es gut mit Ihnen meint und nicht will, daß Sie ungewarnt in Ihr Verderben rennen. Der Fremde, der Ihre Gastfreundschaft genießt, den Sie in Ihr Herz geschlossen, ist — ein Schurke, der einzige Zweck, den er verfolgt, eine reiche Erbin zu gewinnen. — Er wirbt um Ihre Hand, aber der schönen Mulattin, der Tochter des reichen Lorenz, gehört sein Herz, welches diese jedoch verschmäht. — Er war heute lange Zeit von Ihnen fort, und wird ziemlich verstört nach Hause gekommen sein; lassen Sie sich von einem Augenzeugen sagen, daß er bei Jeanetta weilte, seine Liebe ihr gestand, und trotz der Abweisung, die ihm wurde, seiner Leidenschaft ihr gegenüber so wenig Herr war, daß er der Gefahr sich aussetzte, ermordet zu werden, da die auf's Tiefste Beleidigte in gerechter Entrüstung und gebotener Selbstvertheidigung ihre Zuflucht zur ersten besten, ihr in die Hände fallenden Waffe nahm.

„Ich selbst habe den Dolch der zum mörderischen Stoß erhobenen Hand entrissen; und Mr. Winkler wird schwerlich undankbar genug sein, wenn Sie ihn fragen, die Situation zu leugnen, aus der ich ihn befreit."

J. R. war der Brief unterzeichnet.

„John Relknew!" sagte Fernanda leise, und — wie erstarrt ob des Vernommenen — unbeweglich auf derselben Stelle bleibend.

„Wie wahr das klingt!" sagte sie dann plötzlich und fuhr mit der Hand durch die dunklen Locken. Eine Fluth qualvoller Gedanken bestürmte sie. Sollte sie glauben, was da stand? Sollte sie der Schwester es erzählen? Und war es denn möglich, daß Reinhard Jeanetta liebte? Nein, nein, sie war ja Zeugin gewesen, sie hatte ja unfreiwillig vernommen, mit welcher Inbrunst er Georgia's Namen durch die stille Nacht gerufen.

Und wenn er sie nun gesehen, vielleicht gar für Georgia selbst gehalten, und Alles, Alles nur Verstellung war, um Geld und Gut zu gewinnen! Fernanda vermochte das nicht auszudenken; was jetzt ihre Seele durchzuckte, war ein wilder, heißer, verzweiflungsvoller Schmerz, und in die Knie sinkend, drückte sie die gefalteten Hände gegen die wogende Brust, während sie halblaut stammelte: „Vater im Himmel! habe ich Strafe verdient, daß ich nicht ver-

mochte, des Glückes der Schwester mich rein zu erfreuen, so strafe die Schuldlose nicht mit. Ich will Alles ertragen, mein Vater, schütze nur sie, und bewahre mir den Glauben an die Güte und Größe dessen, den ich liebe!"

Beruhigt erhob sie sich, ihr edles Angesicht von stillem Glanz verklärt. Und den Brief in viele kleine Stückchen zerreißend, warf sie dieselben in das Bassin, wo die Strömung sie ergriff und mit sich fortführte.

Kaum war das Werk gethan, als ein leichter Schritt der Thür sich nahte, und Georgia im weißen Morgenkleide auf der Schwelle des Gemachs erschien.

Fernanda eilte auf sie zu, zärtlicher noch als sonst sie begrüßend. Das Bewußtsein, der Schwester die schmerzvollen Zweifel, die sie selbst eben niedergekämpft, fern gehalten zu haben, verlieh ihrem Antlitz und ihrem Wesen einen so fröhlichen Schimmer, daß Georgia nichts wahrnahm von den Kümmernissen, die Fernanda's Herz in sich verschloß.

„Laß uns hinausgehen," bat Fernanda, für die das Gartenhäuschen nun doch unheimlich zu werden begann, „es plaudert sich besser im Auf- und Niederwandeln." Georgia legte gutwillig ihren Arm in den der Schwester, dann aber das erröthende Antlitz zur Seite wendend, sagte sie leise,

kaum vernehmbar: „Ob Mr. Winkler schon weit von hier ist, und ob er wohl hierher zurückdenkt?"

Fernanda lächelte schelmisch, und sich zu der Freundin niederneigend, intonirte sie leise: „Einsam wandelt Dein Freund im Frühlingsgarten!" Sie besaß Selbstbeherrschung genug, so mit eigener Hand in die schmerzende Wunde greifen zu können; aber für Georgia war die Erinnerung zu viel, und in Thränen ausbrechend, schlang sie die Arme um den Hals der Schwester, während sie klagte: „Mir ist so bang, Fernanda, das Herz liegt mir so schwer in der Brust. Was kann's nur sein, daß mir ist, als leuchte die Sonne nicht mehr so hell, als wäre Alles ohne den gewohnten Glanz? Mir ahnet ein Unheil, Fernanda, ich fühl' es näher kommen, und kann ihm nicht entfliehen."

„Thörichtes Kind!" mahnte Fernanda, „Du hast den Abschied von unserem neugewonnenen Freunde noch nicht überwunden. Durch seine erheiternde Gegenwart, durch seine anregende und belehrende Unterhaltung verwöhnt, erscheint Dir nun auf einmal Alles verändert, und statt in dieser Veränderung die natürliche Folge einer natürlichen Ursache zu erkennen, willst Du sie lieber als ein mystisches Zeichen nahenden Unheils betrachten. Thorheit, Georgia! Dort kommt der Vater, trockne Deine Thränen. Und nach dem Frühstück wollen wir an unsere gewohnten Beschäftigungen

gehen, ich habe mir immer sagen lassen, daß Arbeit am schnellsten und besten derartige Grillen und quälende Ahnungen vertreibe.“

Und lachend die Schwester mit fortziehend, eilte das treffliche Mädchen dem Vater entgegen.

Sechszehntes Capitel.

Seit jener verhängnißvollen Scene, da Relknews Dazwischentreten Jeanetta von einem Mord zurückgehalten, mußte das früher so feindliche Verhältniß der Beiden wohl eine Umwandlung erfahren haben. Wenigstens ließ Relknews unangemeldetes Betreten des Wohngemaches, in welchem Jeanetta am Flügel saß, und der nicht unfreundliche Empfang, der ihm von ihrer Seite wurde, darauf schließen.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, Donna Jeanetta,“ lauteten seine ersten Worte, „sind wir allein und unbelauscht?“

„Ja,“ entgegnete sie, von ihrem Platz am Flügel sich erhebend, „was giebt es denn? — Doch heute,“ fuhr sie fort, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, „sollen Sie vor allen Dingen mir Rede stehen, mir sagen, warum Sie neulich meinen Weg durchkreuzt, warum Sie mich gehindert

haben, Rache zu nehmen an einem Menschen, den Sie eben so tödtlich hassen, wie ich?"

„Eben weil ich ihn tödtlich hasse, und weil er durch diesen lang genährten Haß mein Eigenthum geworden ist, konnte ich es Ihnen nicht gestatten, schöne Donna, frei über mein Eigenthum zu verfügen."

Jeanetta zuckte die Achseln und sagte spöttisch: „Ich denke, nur was wir lieben, ist unser! Das ist eine neue Lehre, die Sie da aufstellen, Don Relknew."

„So klug Sie sind, Donna Jeanetta, hierin irren Sie; es ist eine uralte Geschichte, daß der Haß unzertrennlicher verbindet, als die Liebe. Was wir lieben, entschlüpft uns tausendmal, geben wir früher oder später selbst vielleicht auf; nur unser Haß ist für die Ewigkeit, nur was wir hassen, kann uns nicht entgehen."

Jeanetta stampfte mit dem Fuße. „Sie schwatzen wie ein Narr, Relknew; hat der Vorfall neulich nicht zur Genüge dargethan, daß auch das Opfer unseres Hasses uns entgehen kann?"

Relknew lächelte dämonisch wie der Fürst der Hölle, während er erwiderte: „Ihr Haß war nicht echt, Donna Jeanetta, er war mit zu viel Liebe untermischt; wäre er groß und wahr gewesen, Sie hätten Mittel und Wege ge=

funden, nachdem ich den Dolch Ihnen entrissen, den Verhaßten mit Ihren Händen zu erdrosseln."

Einen Augenblick betrachtete Jeanetta die feinen Formen ihrer schlanken Finger; ein leiser Schauer durchrieselte ihre Gestalt, dann sagte sie aufathmender: „Sie sind ein Teufel, Relknew."

„Teufel?!" wiederholte Relknew fragend, und selbstvergessen fuhr er auf: „Jeanetta, wenn Sie wüßten, wie dieser Knabe mir von jeher in den Weg getreten, was Alles ich seinetwegen geduldet und erlitten, Sie würden mich einen Engel nennen, daß ich —" er hielt inne; er hatte sagen wollen, „daß ich ihn neulich Ihren Händen entrissen," aber sie sollte ja glauben, daß dies aus Haß geschehen sei; sie sollte nicht wissen, was er gern vor sich selbst verborgen hätte, daß auch in seinem wilden Herzen eine Stimme noch von Liebe, wenigstens von Pflicht sprechen konnte.

Jeanetta achtete nicht auf die unvollendet gebliebene Rede, sie fiel ihm vielmehr mit der Frage fast in's Wort: „Sie sagen ‚von jeher!' war er, dieser Deutsche, Ihnen denn nicht fremd, ehe er unsere Insel betrat?"

„Thut nichts zur Sache!" erwiderte Relknew abweisend. „Lassen Sie uns nicht so die Zeit vergeuden, sondern überlegen, was geschehen soll, diese uns Beiden gleich verhaßte Verbindung zu hintertreiben."

„Ich weiß nichts, was geschehen könnte," sagte Jeanetta, die dunklen Brauen zusammenziehend. „Daß Ihr Brief erfolglos bleiben würde, habe ich Ihnen zuvor gesagt; oder haben Sie etwas erlauscht, das darauf schließen ließe, er habe seine Wirkung nicht verfehlt?"

Relknew schüttelte den Kopf. „Viel läßt sich überhaupt nicht mehr erlauschen, da man den einstigen Lieblingsaufenthalt jetzt eher zu meiden scheint."

Mit großen Schritten ging Jeanetta im Zimmer auf und ab; dann plötzlich vor Relknew stehen bleibend, rief sie scharf und heftig: „Nun, wollen Sie nicht endlich sagen, was Sie beschlossen haben, Don Relknew? Sind wir nicht darüber einig, daß diese Verbindung verhindert werden muß, und sollten wir Beide auch darüber zu Grunde gehen?"

„Darüber sind wir einig!" wiederholte Relknew, und sich in einen Wiegenstuhl werfend, forderte er Jeanetta durch eine Handbewegung auf, sich gleichfalls niederzulassen.

Als Jeanetta sich gesetzt hatte, stand er noch einmal auf, die Portièren zu untersuchen, ob auch kein Lauscher hinter ihnen verborgen sei, dann nahm er seinen Platz wieder ein und begann in leisem, geschäftsmäßigem Tone: „Also, wie gesagt, wir sind einig darüber, daß eine Verbindung des gehaßten Fremden mit der goldhaarigen Tochter des alten Engländers niemals stattfinden darf. Den Burschen

bei Seite zu schaffen, wäre nun allerdings der einfachste Weg zur Erreichung dieses Zieles. Aber selbst, wenn das ohne alles Aufsehen geschehen könnte, ist doch meine Rache nicht so leicht befriedigt. Was ist's auch weiter zu sterben, was ist der Tod" — fuhr er erregter fort — „gegen die Höllenqual, die Geliebte nicht sein nennen zu dürfen, sie im Besitze eines Anderen zu wissen. Nein, er darf nicht sterben, wir wollen unsere Hände mit seinem Blute nicht beflecken; aber ich habe etwas ersonnen und vorbereitet, das uns sicher zum Ziele führen muß." Und aufstehend und nahe an Jeanetta herantretend, fuhr er im Flüstertone fort: „Es ist ein Negeraufstand im Werke! ich habe das Feuer geschürt, obgleich ich weiß, daß die armen schwarzen Teufel sich selbst darin verbrennen werden. Aber einige Weiße werden doch auch daran glauben müssen. Der Plan ist so trefflich angelegt, daß der alte Burkleff das erste Opfer ist, welches fällt, welches fallen muß. In der allgemeinen Verwirrung wird Georgia entführt, und Mr. Winkler findet bei seiner Rückkehr das Nestchen leer."

Jeanetta lachte laut und spöttisch: „Wie schnell Sie damit fertig sind, Don Relknew, Sie rechnen nur mit geraden Zahlen und werden doch in die Brüche kommen. Wo bleibt Fernanda, und wird Mr. Winkler nicht Georgia suchen, entführten Sie dieselbe auch über das Meer?"

„Suchen? das kann er, aber ob er sie finden wird, ist eine andere Frage. Und Fernanda zu entfernen, hat Rollo bereits übernommen. Es ist Alles vorbedacht, Jeanetta, besser und gründlicher, als ich in der Geschwindigkeit es Ihnen sagen kann."

„Nun wohl," erwiderte Jeanetta forschend, „so weiß ich nicht, warum Sie's überhaupt mir sagen. Sie müssen doch irgend einen Zweck dabei verfolgen."

Relknew lächelte. „Ganz recht, Donna Jeanetta, ein Mann wie ich, thut nicht das Kleinste ohne Absicht. Ich bedarf Ihrer Hülfe bei Georgia's Entführung, die nicht mit Gewalt, sondern mit List geschehen soll.

„Wenn der Vater getödtet, die Schwester von ihrer Seite gerissen und der Aufruhr durch die Straßen tobt, dann sollen Sie dem Mädchen wie ein rettender Engel erscheinen, sollen mit ihr an einen sicheren Ort entfliehen.

„Ein Zufall wird alsdann mich dorthin führen, Sie haben ihr inzwischen bestätigt, was mein Brief ihr mitgetheilt. Sie ist von Schmerz bewegt, in Angst, in Furcht, in bitterer Verzweiflung, und dann — erscheine ich, ihr Freund und Schützer, Helfer in der Noth zu sein. Und dann wird sie es lernen mich zu lieben, sie wird mir folgen, und das Herz, das halb und halb schon mir gehörte, wird wieder mein, ganz mein sein!"

Relknew schien Jeanetta's Gegenwart vergessen zu haben und fuhr erschrocken, wie aus tiefem Traum, empor, als ihre harte Stimme spöttisch sagte: „Nun wohl, und was hab' ich von der ganzen Sache? Glauben Sie vielleicht, ich hege so große Freundschaft für Sie, daß ich uneigennützig die Kastanien aus dem Feuer holen werde? Und riskire ich nicht, daß während ich Ihr Schätzchen in Sicherheit bringe, man meinen Vater hier ermordet?"

„Ich habe Sie noch nie für uneigennützig gehalten, Donna Jeanetta," lächelte Relknew, „und ich habe Ihnen den Vorschlag nur gemacht, weil ich glaubte, es sei Ihnen in gleichem Maße darum zu thun, wie mir, dem verdammten Burschen seine erschlichene Beute abzujagen.

„Und was das Andere betrifft, Jeanetta," fügte er leise und mit diabolischem Lächeln hinzu, „so sollten Sie es nicht allzu sehr beklagen, wenn Ihr Stiefvater abzöge, ehe er seinen Vorsatz, den er ganz öffentlich ausspricht, durchgeführt und Sie, sein einzig geliebtes Kind, in einem vollgültigen Testament enterbt hat."

„Mich enterben?!" fuhr Jeanetta auf. „Ist der Alte wahnsinnig, daß er mein eigenes Vermögen mir entziehen will? Darüber muß ich doch, sobald er heimkommt, ein Wörtchen mit ihm reden!"

„Thun Sie das, Donna Jeanetta, denn wenn Sie

enterbt würden, wäre es aus mit dem schönen Fremdling, so aber kann vielleicht noch etwas werden, wenn drüben das Goldfischchen unwiederbringlich ihm verloren ist."

„Sie sind unverschämt, Relknew, so unverschämt, daß ich am liebsten Sie die Peitsche fühlen ließe."

„Glaub' es, Donna Jeanetta, und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie bei dem Wunsche stehen bleiben, ihn als unerfüllbar niederzukämpfen. Doch es wird Zeit, mich zu verabschieden. Leben Sie wohl, überlegen Sie meinen Plan, und wenn Sie eine Scene mit dem Alten haben, sagen Sie ihm nicht, daß ich der Verräther seiner Vorsätze gewesen!"

Unter lächelnden Verbeugungen entfernte Relknew sich, und Jeanetta blieb ihren hin- und herwogenden Gedanken überlassen.

Siebzehntes Capitel.

Am entgegengesetzten Ende der Straße, in welcher die Villa Baldamos gelegen, stand ein hübsches, zierliches Häuschen, das durch den sauber gehaltenen Vorgarten gleichfalls den deutschen Besitzer verrieth.

Ganz in weißen Piqué gehüllt, das Haupt mit einer Mütze gleichen Stoffes bekleidet, saß Brückmann auf einem

Wiegenstuhl, der in einen Kreuzlaubengang des Gartens placirt war, wo ein sanfter Luftzug die drückende Hitze des Tages weniger fühlbar machte.

Dennoch hatte Brückmann das Taschenbuch, in welches er mit Bleistift einige Notizen gemacht, bei Seite gelegt und ein Palmblatt ergriffen, mit dem er sich Kühlung fächelte, bis die Hand ermattet herabsank, und die tiefen Athemzüge verkündeten, daß der Schlaf den durch die Hitze Erschöpften übermannt habe.

Da knarrte die Gartenthür, und fast athemlos eilte eine Schwarzhaut den Steig herauf, dem Wohnhause zu, auf dessen Schwelle ein Neger kauerte, der sich gleichfalls süßem Nichtsthun überließ.

„Wo ist Massa? sag' schnell, Sam!" rief der Ankommende schon von weitem, und so laut, daß Sam ärgerlich erwiderte: „Schrei nicht so; Massa schläft. Wird wohl nicht eilen, Jim!"

„Nicht eilen?! schrecklich, schrecklich!" rief Jim noch lauter, während er mit der Hand über die schweißtriefende Stirn fuhr. Dann schnellte er plötzlich auf Brückmann zu, der durch das Geschrei erweckt, den Gang herauf kam, um zu sehen, was es gebe.

„Ach Massa, Massa, schrecklich!" wiederholte der Neger,

und sah so ängstlich sich um, als erwarte er, den leibhaftigen Gottseibeiuns hinter sich zu sehen.

„Was giebt's, Jim?“ fragte Brückmann, der so schnell sich nicht aus seiner Ruhe herausbringen ließ und überdies wußte, wie leicht die Schwarzen zu übertriebenen Vorstellungen geneigt seien. „Vor allen Dingen, hast Du meine Botschaft ausgerichtet?“

„Massa sandten Jim nach die Hafen,“ begann der Neger, offenbar bemüht, ruhig zu erscheinen, „hier ist Brief von Capitain.“

Und er händigte den Brief ein, den Brückmann zu sich steckte mit der Aufforderung weiter zu erzählen.

„Viel warm,“ stammelte der Schwarze, „sehr müde, setzte mich an die Wand, bei den großen Weg, und schlief, geschützt von Sträuchern, in tiefe Schatten.“

„Glaub's Dir, Faulpelz,“ sagte Brückmann gutmüthig; „aber ist das Alles? seit wann habt ihr Schlingel denn solche Furcht, wenn ihr faul gewesen seid? Ich dächte, eure Bekanntschaft mit der Peitsche wäre dazu nicht groß genug.“

„O Massa Jim hat nicht Furcht vor Massa, Massa so gut zu arme Negermann, daß alle unser Leben für Massa lassen wollen, und nicht mit sein in die Aufstand, wo alle Neger die Herren todt machen.“

„Was schwatzest Du, Kerl, wo ist ein Aufstand? Sammle Dich, damit ich Dich verstehen kann."

Nachdem Jim sich nochmals scheu und ängstlich umgesehen, trat er näher an seinen Herrn heran und fuhr leise fort: „Jim saß und schlief. Da regte es sich an der Hecke und Jim wachte auf und hörte Stimmen, die verabredeten, daß alle Negermann Waffen haben sollten, und an bestimmte Platz sollten die liegen; und morgen beim Sclavenmarkt sollte Einer das Zeichen geben durch Tödtung des Massa Engländer vom Hafen und dann alle losbrechen, und alle weiße Herren todt machen."

Brückmann schwieg einen Augenblick, dann fragte er: „Und kanntest Du die Stimmen, welche sprachen?"

Jim schüttelte den Kopf. „Nicht die weißen, die meist sprachen, nur die eine schwarze, und Jim sein eigen Fleisch nicht verrathen will."

Brückmann verfiel wieder in Nachdenken, und trotz der Hitze hin- und hergehend, murmelte er leise: „Dieser ganze Negeraufstand ist ein offenbarer Unsinn, und sicher handelt es sich nicht darum, den armen Schwarzen ihr Loos zu erleichtern; die ganze Geschichte hat mehr das Ansehen einer Privatrache, und zwar gegen Mr. Burkleff, der als erstes Opfer fallen soll. Wer um Alles in der Welt kann das nur angestiftet haben! — Höre," wandte er sich plötzlich an

den Neger, „Du sagst, Du habest die Stimmen der Weißen nicht erkannt; erinnerst Du Dich nicht, wie Master Relknew spricht, der Factor, der ja auch schon öfter hierher gekommen ist?"

In des Negers etwas einfältigem Antlitz leuchtete es auf: „Eine Stimme so bekannt," sagte er grinsend, „das wird Master Relknew gewesen sein."

„Und der Schwarze, den Du erkannt, wer war es, Jim?"

Jim zögerte.

„Ich muß das wissen, Jim; wir wollen den armen bethörten Schwarzen nichts thun, sondern sie warnen und retten."

„Rollo!" stammelte Jim leise.

„Wie, Rollo? der Rollo, der von Mr. Lorenz drüben entflohen ist? Er hält sich noch hier in Havanna auf? Der Teufel auch, dem Kerl ist Alles zuzutrauen!"

Und Jim auf die Schulter klopfend, fügte er hinzu: „Du hast Deine Sache brav gemacht, laß mein Carriol vorfahren, und dann ruh' Dich aus von der Anstrengung und Aufregung."

„Massa wollen ausfahren bei dieser vielen Hitze?" fragte Jim besorgt.

Brückmann aber, welcher dergleichen Besorgnisse nicht

liebte, winkte abwehrend mit der Hand und sagte nur: „Schon gut; laß vorfahren!“

Eine halbe Stunde später hielt Brückmanns Wagen vor der Villa Burkleffs, und Fernanda war es, die im Garten sitzend, den fremden Gast zuerst begrüßte, während Bob ihn dem Hause zuführte.

Brückmann und Burkleff kannten und schätzten sich, ohne jedoch bisher Gelegenheit gehabt zu haben, in nähere Berührung zu kommen.

Als Brückmann nach einigen einleitenden Worten berichtet hatte, was Jim ihm heute mitgetheilt und was er selbst über die Sache vermuthete, sagte Burkleff, indem er dem biederen Deutschen herzlich die Hand reichte: „Der Dienst, den Sie mir geleistet, ist so groß, daß ich schwerlich je im Stande sein werde, Ihnen denselben vergelten zu können.“

Aber es war Brückmann unbehaglich, Dank hinnehmen zu müssen, wo er nur der einfachsten Menschenpflicht genügt hatte, und er lenkte das Gespräch auf die Sache selbst zurück.

„Sie mögen Recht haben,“ erwiderte Burkleff darauf hin, „daß das Ganze von den Anführern und Aufwiegelern unternommen ist, um einer Privatrache zu genügen, möglicherweise aber hat man meine Person nur deshalb als Ziel=

scheibe des ersten Schusses ausersehen, weil man von mir ganz sicher weiß, daß ich nie verfehle den Sclavenmarkt zu besuchen."

„Schändlich, schändlich," fiel Brückmann ihm in's Wort, „den Mann zum ersten Opfer auszuersehen, von dem es allgemein bekannt ist, daß allein in der uneigennützigen Absicht zu helfen, den armen Teufeln ihr Schicksal zu erleichtern, er stets den Markt besucht."

Man besprach die Angelegenheit noch hin und her und beschloß, auch die anderen Pflanzer zu warnen und Vorkehrungen zu treffen, die Rebellion im Keime zu ersticken.

Burkleff, dem die biedere, einfache und ruhig besonnene Art Brückmanns ungemein zu gefallen schien, sah denselben nur ungern so bald schon wieder scheiden. Doch man durfte nicht viel Zeit verlieren, und Brückmann fuhr unverzüglich nach der Villa Baldamos, Lorenz zu warnen und ihm mitzutheilen, daß der ihm nun doch entlaufene Rollo noch in Havanna sei.

Der alte Lorenz hatte in den letzten Tagen viel gelitten.

„Jeanetta ist ein Teufel!" Das waren die Worte, mit denen er den Freund begrüßte. Und auf Brückmanns verwundert fragendes Gesicht, antwortete er: „Ich habe immer viel Aerger mit dem Mädchen gehabt; aber seitdem die Geschichte mit dem verwünschten Deutschen spielt, von dem sie

sich partout in den Kopf gesetzt hat, er solle sie heirathen, halte ich es nicht mehr mit ihr aus. Ich wünschte, ich könnte es machen, wie der Rollo, und vor ihr davon laufen. Hat sie doch auch nach mir schon geschlagen, in ihrer unbändigen Wuth, und ich bin überzeugt, sie vergiftet mich noch einmal, wenn es ihr nicht länger paßt, daß ich Herr im Hause bin; und Herr im Hause will ich bleiben, so lange ich lebe." Und er schlug mit der geballten Hand auf den Tisch, daß es dröhnte.

Brückmanns Erzählung von dem beabsichtigten Sclavenaufstand beunruhigte ihn nicht sonderlich. „Unsinn!" sagte er, „ich habe Anderes zu denken, Sie sollen mitkommen gleich heute zum Notar; ich will mein Testament machen und Jeanetta enterben."

„Unsinn!" erwiderte Brückmann jetzt seinerseits. „Verdienen mag sie es; aber morgen ist es Ihnen doch wieder leid."

„Verstehen Sie mich recht; ich will mich nur schützen, daß das Mädchen mich nicht einmal über Seite schafft. Sie wissen nicht Alles, Freund, ich kann's, ich darf's nicht sagen; aber sie ist schlimmer als der leibhaftige Teufel, das können Sie mir glauben."

„Ich verstehe nur nicht, wie das Testament Sie vor diesem Teufel schützen soll," warf Brückmann ein. „Nichts klarer als das. Jeanetta soll um das Testament wissen, das

ich gemacht, und wenn sie nun die Gewißheit hat, daß mein Tod sie an den Bettelstab bringt, wird sie schon zahmer werden."

Brückmann zuckte die Achseln: „Im Gegentheil, sie wird Ihnen noch mehr zusetzen, bis Sie das Testament geändert haben."

Lorenz lächelte pfiffig, während er sagte: „Aber sie wird wenigstens sich hüten, mein Ende mit eigener Hand herbeizuführen, und das ist's, was ich am meisten fürchte."

„Gott steh mir bei!" ergriff Brückmann stirnrunzelnd das Wort. „Sie freveln, Sie können selbst nicht glauben, was Sie sagen. Und wie, wenn Sie Ihr Testament nun so gemacht haben und sterben dann darüber hin?"

Lorenz sann einen Augenblick nach, dann erwiderte er mit verschmitztem Lächeln: „Bis dahin denke ich, das Mädel zu verheirathen. Alles, was ich Ihnen vertraut, bleibt natürlich unter uns, sonst dürfte am Ende trotz der Millionen sich kein Freier für Jeanetta finden. Ich gebe ihr viel Geld mit, und ist sie erst aus meinem Hause, setze ich sie auch in alle ihre Rechte ein, aber so lange sie hier bei mir weilt, muß ich mein Leben sicher stellen, kommen Sie, Freund Brückmann, kommen Sie schnell!"

„Ich kann nicht, Lorenz," wiederholte Brückmann, „ich muß in Betreff des Aufstandes noch Vorkehrungen treffen."

„Ach was, Puppenspiel!“ brummte Lorenz. „Ich helfe Ihnen nachher, wenn Sie sich durchaus mit Ihrer Furcht blamiren wollen; aber jetzt kommen Sie mit, oder die Schuld trifft Sie, wenn mir ein Unglück zustößt.“

„Sie sind ein Narr, Lorenz,“ sagte Brückmann ärgerlich; von der wirklichen Gefahr, die Ihnen droht, wollen Sie nichts hören, und die eingebildete, die widersinnigste, die Sie sich in den Kopf setzen konnten, treibt Sie zu noch widersinnigeren Handlungen.“

Und trotz neuer Bitten des Alten, beharrte er bei seiner Weigerung, und gab sich der Hoffnung hin, Lorenz werde gänzlich von seinem Vorhaben abstehen.

Achtzehntes Capitel.

Fast lautlos war die Stille der schwülen Tropennacht, kein Lufthauch störte die Wassersäule des Springbrunnens, die senkrecht aufsteigend, plätschernd in sich selbst zusammenbrach.

Das gleichmäßige Geräusch der fallenden Wasser übte eine einschläfernde Wirkung auf den am Bassin lagernden Mann, der halb träumend zu dem zahllosen Sternenheer aufblickte, bis nahende Schritte seine Aufmerksamkeit erregten.

„Endlich!“ murmelte er und richtete sich aus seiner liegenden Stellung empor, den beiden Gestalten, die ihm nahten, einige Schritte entgegengehend. „Wie steht es, Leute, ist's nicht, wie ich gesagt?“ fragte er die Ankommenden in ziemlich barschem Tone.

„Ein dumm' Ding, Master Relknew,“ tönte Kollremps gurgelnde Stimme durch die Nacht; „wir haben noch keinen Anfang gemacht und sind schon am Ende. Es sind Vorkehrungen getroffen, die uns die Lust zur weiteren Betheiligung an der Sache verleiden. Und das Schlimmste ist, die dummen Schwarzen sind wüthend auf uns, und der Rollo schwört Stein und Bein, er läßt nicht ab, wir mögen nun wollen oder nicht; er giebt das Zeichen, und seine Brüder würden dann schon wissen, was sie zu thun hätten, auch wenn Keiner von uns ihnen Hülfe leistet.“

„Und habt Ihr ihm nicht gesagt, was ich erkundschaftet? daß Burkleff morgen gar nicht zu Markte fährt und also das Zeichen nicht gegeben werden kann?“

Vandropp lachte in seiner höhnischen Manier, während er entgegnete: „Da hat der Esel nun Recht, wenn er sagt, daß — wer darin ein Hinderniß sieht, entweder ein Schafskopf ist, oder die Sache nicht will, denn ob Mr. Burkleff oder Don Cataneo oder Herr Lorenz die Ziel=

scheibe des ersten Schusses, das ist doch für die Sache selbst ganz gleich."

„Vorlauter Kerl," erwiderte Relknew grob, „halt Dein Maul! Du weißt recht gut, daß ich die Sache nicht mehr will, die einen schlechten Ausgang haben wird, haben muß, da sie bereits verrathen ist."

Vandropp zuckte die Achseln: „Ja, ja, wir wissen's, Herr, warum Sie nicht mehr wollen. Was Sie nur uns gegenüber so geheimnißvoll thun; wir wissen's ja doch, daß Sie den alten Engländer gern aus dem Wege geräumt hätten. Machen Sie sich's doch bequem, wir haben Ihnen unsere Hülfe oft genug schon angeboten, 's ist so gut wie der Negeraufstand, soll kein Verdacht auf den hochachtbaren Herrn Factor fallen."

„Unverschämter Kerl!"

„Schimpfen Sie nicht, Herr, Sie brauchen uns so gut, wie wir Sie; und im Uebrigen sind Sie ganz dasselbe, was wir sind, nur mit dem Unterschied, daß Sie von Haus aus feinerer Leute Kind sind und eine bessere Erziehung genossen haben als wir."

„Was weißt Du von meiner besseren Erziehung!" zürnte Relknew; unhörbar aber fügte er hinzu: „Das heißt, mein Thun ist noch verwerflicher als ihres!" und er preßte die Zähne aufeinander, daß sie knirschten.

Kollremp, der fürchtete, sein Genosse könne durch seine vorlauten Worte Relknew erzürnen, und ihnen einen wohlüberlegten Plan verderben, legte sich jetzt in's Mittel, und dicht an Relknew herantretend, sagte er leise: „Wir wissen Alles, Herr, wir sind auch schlaue Leute, und haben's endlich ausgekundschaftet, daß Sie dem alten Engländer nicht gewogen sind und auch wahrlich keine Ursache dazu haben. Und aus alter Anhänglichkeit haben wir beschlossen, Ihnen zu helfen, den Alten über Bord zu bringen und der schönen Tochter sich zu versichern."

„Laßt mich zufrieden!" brauste Relknew auf, „ich weiß von all' dem nichts, was Du da sagst."

„Hören Sie unseren Plan, Herr, das Gedächtniß wird Ihnen schon wiederkommen!" entgegnete Kollremp mit unerschütterlicher Ruhe.

Und Relknew lauschte wider Willen.

„Wie Sie wissen," begann Kollremp, „fällt es nicht allzu schwer, in Burkleffs Haus zu kommen, und wir hätten schon längst das Unternehmen gewagt, brauchten wir nicht einen verschwiegenen und geschickten Kameraden, der außen Wache hält und, wenn es nöthig, warnt, oder uns zu Hülfe kommt, wenn unsere Kraft allein nicht ausreicht. Sie sollen diesen Posten übernehmen; doch hören Sie erst weiter. Im Flur des Hauses schläft der Neger, der einzige,

der jetzt um die Herrschaft ist; das andere Personal schläft unten bei der Küche, zu weit entfernt, um auch nur das Geringste zu vernehmen, was oben vorgeht. Rechts vom Flur liegen die Fremdenzimmer, die jetzt leer sind, links des alten Engländers Gemächer, gleich das zweite sein Schlafzimmer, in welchem das Schreibpult steht, wo er seine Gelder liegen hat. Die jungen Damen schlafen noch ein Treppchen höher, mit ihnen haben wir vorläufig nichts zu thun. Die Hausthür wird geöffnet, der Neger überwältigt; in Burkleffs Zimmer eingebrochen, dem Alten das Lebenslicht ausgeblasen und unser Säckel mit seinen Schätzen angefüllt. Wir wären nun fertig, nun kommt, was wir für Sie thun wollen, damit wir uns auch dankbar zeigen für die Hülfe, die Sie uns angedeihen lassen. Nachdem wir unten fertig, schleichen wir hinauf, die Schmucksachen der jungen Damen zu besehen. Wir machen Lärm dabei, sie wachen auf und schreien um Hülfe. Wir thun, als ob wir unbarmherzig sie ermorden wollten, doch der Hülferuf lockt einen Mann herbei, der vor Gericht aussagen wird, die Sehnsucht nach seinem Schätzchen habe ihn nicht schlafen lassen, sondern in ihre Nähe ihn getrieben. Wir ergreifen das Hasenpanier und so rettet Ihr Dazwischenkommen — denn Sie sind dieser Mann natürlich — das Leben der holden Kinder, die Ihnen ewig dankbar sein und —"

„'S ist dieselbe Geschichte, wie wenn der Negeraufstand und Miß Georgia's Entführung uns geglückt wäre!" fiel Vandropp grinsend ein.

„Seid Ihr des Teufels, Hunde, daß Ihr Eure verfluchte Geschicklichkeit im Spioniren auch bei mir anwendet!" fuhr Relknew wüthend auf.

„Lassen Sie's gut sein, Master!" beruhigte Kollremp. „Haben wir spionirt, war's nur zu Ihrem Vortheil, wir wollen Ihnen helfen. Unser Plan ist gut; prüfen Sie ihn einmal. Sie waren doch zu dem anderen schon entschlossen; so oder so, die Sache ist dieselbe und der Zweck wird vielleicht besser noch erreicht, denn selbst vom Gelde sollen Sie ehrlich den dritten Theil haben."

„Ich brauche das Geld nicht!" brummte Relknew, und preßte die Hände vor das Gesicht, und sann und sann, daß die Anderen darüber ungeduldig wurden, und Kollremp mahnte: „Na, Herr, besinnt Euch nicht so lange, schlagt ein!"

Da streckte er die Hand aus und sagte mit heiserer, tonloser Stimme: „Topp, ich will! Doch nun geht; nach dem Sclavenmarkt besprechen wir das Weitere."

„Ein Mann, ein Wort!" meinte Vandropp und schüttelte die dargereichte Hand.

„Geben Sie Ihr Ehrenwort, Herr!" gurgelte Kollremp.

„Sie sind so wankelmüthig, geben Sie Ihr Ehrenwort, daß Ihnen die Sache nicht wieder leid werden soll.“

Relknew lachte auf, daß es gellend durch die Stille der Nacht schallte. „Ehrenwort?“ sagte er dann höhnisch, „zum Teufel! geben Leute von Eurem Gelichter auch etwas auf ein Ehrenwort?“

„Wir denken zu gut von Ihnen, als daß wir nicht glauben sollten, Sie würden das Ihre halten.“

„Danke!“ sagte Relknew noch immer höhnend. „Doch sei es so, mein Ehrenwort darauf, daß mir der Plan nicht wieder leid werden soll, daß ich nach besten Kräften Euch helfen und unterstützen will!“ Und nachdem auch Kollremp ihm die Hand geschüttelt, entfernten sich die beiden Männer, und ließen den Unglücklichen mit seinen Gedanken allein.

Starren Auges lauschte er auf die allmälig verhallenden Schritte, dann, als es wieder still ringsum war, als nichts sich regte, kein Laut hörbar ward, außer dem eintönigen Gesang der plätschernden Wasser, da warf er mit verzweiflungsvoller Geberde sich an dem Bassin des Brunnens nieder, und stöhnte auf aus der Tiefe seines gequälten Herzens, auf zu der ruhigen Pracht des Himmels, an welchem soeben das Silberlicht des Mondes aus verhüllenden Wolken hervortrat, so mild, so klar hernieder=

leuchtend, als wolle er Frieden gießen in das arme, wild bewegte Menschenherz dort unten.

Aber die Nacht dieses Herzens konnte kein Mondlicht, kein Sonnenstrahl durchdringen.

„Ha! ha!" lachte der Einsame wild und plötzlich auf. „Nun hat sich's ja erfüllt, was man in meiner Kindheit schon mir prophezeit. Ehrwürdiger Vater, Du hast's ja oft genug gesagt, daß es mein Schicksal sei, Räuber und Mörder zu werden! Vielleicht ist auch der Galgen, den man mir immer so gütig vorausgesagt, nicht allzu fern!"

Er erhob sich, und auf- und niedergehend, fuhr er in seinem Selbstgespräch fort:

„Und kam ich nicht hierher in der Absicht, ein rechtschaffener Mann zu werden? Aber das Geschick wollte nichts wissen von meinem Vorsatze; es ließ mich hungern und darben, bis ich darauf kam, Schleichwege zu erfinden, die zum Glücke führen. Mit der Ehrlichkeit, da hab ich's zu nichts bringen können, sobald ich's aber mit meinem Gewissen nicht allzu genau nahm, ward ich ein angesehener, von den Kaufleuten gesuchter Mann. Den ehrlichen Kerl, der in Lumpen ging, den hätte Jeder aus seinem Hause hinausgeworfen; als ich mich aber anständig zu kleiden vermochte, da öffnete sogar der stolze Engländer mir Thor und Thür, und" — er brach ab und warf sich, den Arm auf

das Bassin, den Kopf in die Hand stützend, wiederum zur Erde.

Relknew liebte es, wie alle schwachen, schlechten und doch nicht ganz gesunkenen Charaktere, seinen Handlungen auch im stillen Verkehre mit sich selbst, andere Motive unterzubreiten, als diejenigen waren, die ihn in Wahrheit dazu veranlaßt. Was er so sich einredete, empfand er in voller Wirklichkeit, und wußte er allein nicht, wie viel Selbstbetrug dabei im Spiele war, als es jetzt von seinen Lippen bebte:

„Ach, Georgia, hätte ich damals hoffen dürfen, Dich auf geradem Wege zu erreichen! — Aber unmöglich! Ich mußte Dich, Du Reine! erst zu mir herabziehen in den Staub, wenn Du die Meine werden solltest! Weh mir, daß es mißlang! Georgia, Georgia, ich wäre nicht so tief gesunken, hätte ich Dich niemals gesehen! — Nein, nicht Dir gilt mein Fluch," fuhr er empor, „dem Buben, dem Elenden," — und er schüttelte die geballte Hand in die Nacht hinein — „den ich gehaßt von frühester Kindheit an; den ich gehaßt jedweder Liebkosung willen, die die Mutter an ihn verschwendete, den ich gehaßt um jedes freundlichen Wortes willen, das der Vater an ihn richtete; der mich hinausgetrieben aus jenem Hause, in welchem ich glücklich und zufrieden war, hinausgetrieben in die weite Welt; und

der nun mir folgt, wiederum mir zu zeigen, daß spielend ihm zu Theil wird, wonach ich aus allen Kräften ringe. — Aber nein, das Eine soll und darf er nie besitzen, und müßte ich meine Seele auch dem Teufel dafür verschreiben.

„Und wollt' ich ihn nicht lieben," setzte er nach kurzer Rast sein Selbstgespräch fort, „da er zuerst im fremden Lande mir entgegentrat? Riefen seine Züge mir nicht das Bild der theuren Mutter in's Gedächtniß zurück? Ach, Mutter! so viel Gram ich Dir auch bereitet, so viel Thränen Du auch um mich geweint, ich habe Dich doch geliebt, und es war nicht mein geringster Schmerz, daß Dir mein schroffes, jähzorniges Wesen so widerstrebte, und ich den starren Kopf selbst Deinetwillen doch nicht beugen konnte. O, es war nicht meine Schuld. Der Mensch kann weder für seine Handlungen noch für sein Geschick! Sich selbst ein Räthsel, ist er widerstandslos höheren Mächten anheimgegeben, die in ihm wirken als Temperament, als Leidenschaft, außer ihm als Schicksal sein Leben leiten und bestimmen. O, Mutter! wenn Du je erführest, was sie über Deinen Sohn verhängt!"

Ein heißer Tropfen netzte seine Wange. Wie entsetzt fuhr er mit beiden Händen nach den Augen. „Memme!"

agte er verächtlich. „Du weinst? Also selbst für 'nen schlechten Kerl noch zu schlecht!"

Neunzehntes Capitel.

Der Platz am Springbrunnen war heute einer der beebtesten. Es wimmelte von Farbigen aller Racen, die Käufer wogten hin und her, und noch immer zogen ganze Colonnen gefesselter Sclaven dem Markte zu, jedes Zögern, jedes Widerstreben wurde durch die Peitsche des Aufsehers hart bestraft.

Nichts zeigte übrigens, daß etwas Besonderes vorging; und Balduin Lorenz, der mit seinem Cariol eben um die Ecke bog, dem Marktplatze zufahrend, lächelte in sich hinein bei dem Gedanken an Brückmanns unbegründete Furcht.

Am Springbrunnen hielt der Wagen, und Lorenz war eben im Begriff denselben zu verlassen, um die zum Kauf ausgestellten Schwarzen sich genauer zu betrachten; als — zwei Schüsse zu gleicher Zeit krachten, Lorenz in seinen Sitz zurückfiel, während die dunkle Gestalt eines Negers zu Tode getroffen an dem Bassin des Brunnens niedersank.

Es entstand ein augenblicklicher Tumult, eine nicht geringe Verwirrung, aber in wenigen Minuten schon war die Ruhe wiederhergestellt.

„Sind Sie verletzt, Mr. Lorenz?“ fragte Relknew im freundlichsten Tone, indem er an den Wagen trat und dem Pflanzer mit einer gewissen Herzlichkeit die Hand reichte. „Ich sah den Burschen, den verfluchten Nubier, auf Sie zielen, war aber im Augenblick zu überrascht, und ehe ich gleichfalls den Revolver auf ihn angelegt — die einzige Art, seine mörderische Absicht zu verhindern, da ich jenseits des Bassins stand — knallte sein Schuß schon los, doch die Kugel, die im selben Augenblick ihn traf, gab der seinen eine andere Richtung.“

„Dank, Mr. Relknew,“ sagte Lorenz mit matter Stimme; „also die Kugel, die so dicht über meinem Haupte hinwegpfiff, hatte es wirklich auf mein Leben abgesehen? Gott, Mr. Relknew, wie kann ich Ihnen das vergelten, und da schwatzt der Narr, der Brückmann, Sie wären mit in dem Complott, ja sogar Anführer des Sclaven-Aufstandes! Ach, Gott! mein Kopf, mein Kopf! Steigen Sie auf, Relknew, fahren Sie mit mir nach Hause, ich fühle mich sehr schwach.“

Während Relknew aufstieg und der Neger mit fester Hand die Zügel ergriff und das Gefährt sicher durch das Gewoge der aufgeregten Menge lenkte, drängten sich Hunderte von Menschen um die Leiche des Negers, dem ein Schuß in den Rücken für immer den mörderischen Arm gelähmt.

Etwas entfernt von den Uebrigen standen Kollremp und Vandropp, und der Erstere flüsterte seinem Gefährten in's Ohr: „Tod und Teufel! Der Relknew versteht's, sich die Leute, die ihm unbequem werden, vom Halse zu schaffen. Und das auf eine Manier! Tausend Wetter, wenn ich denke, wie er so mit einem Schlage alle Verdächtigungen, die ihn wegen des Negeraufstandes treffen könnten, zu Schanden gemacht hat, wie er seine Hände im Blute des Haupträdelsführers gewaschen, und damit zugleich einen Cumpanen, der ihm vielleicht sonst noch im Wege gestanden, auf immer stumm gemacht hat, dann, alle Hagelwetter! könnte ich Respekt vor dem Kerl kriegen, den ich bisher immer für einen ganz gewöhnlichen Schurken hielt."

„Ja, ja!" meinte Vandropp, „Du weißt nie, was in den Leuten steckt; Du hältst mich auch immer für einen gemeinen Gauner, aber es soll Dir noch mal ein Licht aufgehen, was ich fertig bringen werde."

„Doch nicht etwa Deinen alten und treuen Gefährten zu betrügen?" sagte Kollremp, der es liebte, den Gefühlvollen zu spielen; „nein, sicher, Vandropp, mich hintergehen könntest Du niemals!"

„Das ist kein echter Kerl, der nicht Alles kann!" erwiderte Vandropp mit dem ihm eigenthümlichen Galgenhumor,

der bei ihm diese Bezeichnung im eigentlichsten Sinne verdiente. — —

„Fahren Sie nach der Hauptstraße," sagte Lorenz zu seinem Gefährten, „ich muß irgendwo eine Erfrischung zu mir nehmen; ich fühle mich sehr unwohl."

„Trinken Sie ein wenig Limonade," rieth Relknew, und gleich darauf in der Hauptstraße haltend, stieg er ab und brachte die gewünschte Erquickung selbst an den Wagen.

„Nicht so hastig!" mahnte er, als Lorenz das dargereichte Glas mit dem kühlen Tranke in schnellen durstigen Zügen leerte.

Und wie richtig seine Warnung gewesen, stellte sich bald heraus.

„Ich weiß nicht, mir ist so seltsam!" klagte Lorenz während er Glas und Löffel zurückgab; und Relknew hatte kaum seinen Platz auf dem Wagen wieder eingenommen, als der alte Mann plötzlich mit der Hand nach dem Herzen griff, und mit einem leisen Schrei in die Arme seines Gefährten sank.

Relknew ließ sofort halten, aber alle Mittel, die man anwandte, den von einem Schlagfluß Getroffenen in das Leben zurückzurufen, waren vergeblich; und Relknew, Boten vorausschickend, um Jeanetta vorzubereiten, hatte die traurige

Aufgabe, die Leiche des Besitzers nach Villa Baldamos zu fahren.

Mit der kalten Ruhe, die Jeanetta immer eigen, wenn nicht gerade Leidenschaften sie erregten, trat sie dem schreckensvollen Ereigniß entgegen, und Relknew wußte es ihr Dank, daß sie jedes Trostwort ihm ersparte.

Die Kunde von dem nun doch erfolgten Tode des alten Lorenz hatte sich sehr schnell verbreitet, und Brückmann war einer der ersten, der sich in dem Trauerhause einfand. Der schnelle Tod des alten guten Freundes schmerzte ihn tief, aber fast größer noch war seine Besorgniß um Jeanetta. Er war gleich an dem nämlichen Tage noch bei dem Notar Verdozo, dem Rechtsbeistand des Verstorbenen gewesen, und hatte von demselben vernommen, daß Lorenz am vorhergehenden Abend ein neues Testament bei ihm niedergelegt, dessen Inhalt natürlich noch verschwiegen bleiben mußte.

Brückmann aber ahnte die Zukunft, welche dieses Testament über Jeanetta heraufbeschwören würde, und er war zu gutmüthig, um nicht trotz seiner Abneigung das tiefste Mitleid mit dem Mädchen zu empfinden.

Als nächster Freund des Verstorbenen sorgte er für die Bestattung desselben, welche am nächsten Tage erfolgte.

Den Rest des Tages hatte Brückmann versprochen in Burkleffs Gesellschaft zuzubringen, der den Tod des alten

Lorenz, obgleich er ihn kaum gekannt, tief betrauerte, und zu Brückmann mehrfach geäußert hatte, er könne den Gedanken nicht los werden, daß Lorenz, der ohne den Schreck gewiß noch frisch und gesund, für ihn gestorben sei, für ihn, dem ursprünglich die mörderische Kugel bestimmt gewesen.

„Wie freundlich, daß Sie kommen," sagte Burkleff, den neugewonnenen Freund auf das Herzlichste begrüßend, als derselbe das Zimmer betrat.

„Ich habe mich nach Ihnen gesehnt, Mr. Burkleff," ergriff Brückmann das Wort, der sich in der schwermüthigsten Stimmung zu befinden schien, die ihn je in seinem Leben angewandelt; „ich habe so vieles auf dem Herzen, das ich einer befreundeten Seele anvertrauen muß, und so kurze Zeit ich das Glück habe, mit Ihnen bekannt zu sein, Mr. Burkleff, wage ich es doch, Sie meinen Freund zu nennen."

„Das bin ich, lieber Brückmann," erwiderte der Engländer aufrichtig, der dem biederen, treuherzigen Deutschen gegenüber ganz aus seiner gewohnten Steifheit herauskam; „erzählen Sie nur, was Sie eigentlich drückt."

Brückmann folgte der Aufforderung nur zu gern, und begann ohne Zögern: „Es ist nicht allein der Tod des Freundes, an den weniger die Sympathie der Herzen als langjährige Gewohnheit mich fesselte, was mich so nieder-

drückt, es sind weit mehr die unglücklichen Verhältnisse, in denen er sein einziges Kind zurückgelassen."

„Aber ich bitte Sie," unterbrach Burkleff den Erzähler, „man spricht ja allgemein von dem fabelhaften Reichthum, den Balduin Lorenz besessen."

Brückmann wiegte den Kopf und fuhr fort: „Mein Freund Lorenz heirathete eine Mulattin, die Wittwe eines reichen Plantagenbesitzers, die aus erster Ehe eine Tochter, eben jene Jeanetta, ihm zubrachte. Von frühester Jugend auf verzogen, durch Reichthum verwöhnt, und mit dem heißen, leidenschaftlichen Blute ihres mütterlichen Stammes in den Adern, wuchs Jeanetta zu einem Mädchen auf, das eigenwillig, jähzornig und dabei kalt und gefühllos, dem Vater manche schwere Stunde bereitete.

„Und im Zorne machte Lorenz, wie ich mit aller Bestimmtheit annehmen darf, vor wenigen Tagen erst ein Testament, nach welchem wahrscheinlich sein ganzes Vermögen dem Fiskus zufällt und Jeanetta vollständig enterbt ist. Bekanntlich nun haben die Kinder, welche von Farbigen abstammen, kein Recht vor dem Gesetz, es sei denn, daß ihnen testamentarisch eine Hinterlassenschaft zugesichert wurde. Ist dies nicht der Fall und ist auch unterlassen, ihnen in aller Form einen Freibrief auszustellen, so fallen sie außerdem auch als Sclaven der Erbmasse zu."

„Entsetzlich!“ meinte Burkleff, „und Jeanetta?“

„Besitzt nicht einmal einen solchen Freibrief,“ erwiderte Brückmann mit sinkender Stimme. „Heute nach dem Begräbnisse habe ich danach geforscht, es ist nichts dergleichen vorhanden; wenn meine Vermuthungen sich bestätigen, hat der alte Lorenz unverantwortlich gehandelt.“

„Und kennt Jeanetta ihr Geschick?“

„Nicht eine Ahnung davon. Und man kann nichts thun, das Schlimmste ihr zu verbergen; ja, wenn man sie wenigstens ohne ihr Wissen loskaufen könnte! Aber nicht die Hand darf man rühren, bis zur Eröffnung des Testaments, und dann erfährt sie Alles. In wenigen Tagen findet die gerichtliche Versiegelung des Nachlasses statt; es wird eine traurige Zeit werden für das stolze und verwöhnte Mädchen. Ich weiß nicht, wie sie es ertragen wird, denn wenn man ihr auch natürlich die Freiheit verschaffen und sie herzlich gern unterstützen wird, so muß es sie dennoch rasend machen, daß sie auf die Gnade Anderer angewiesen ist, sie, die jetzt meint, daß Millionen ihr zur Verfügung stehen, sie, die sich eben dieses Reichthums willen höher als eine Königin dünkt.“

„Die Aermste!“ bedauerte Burkleff. „Sagen Sie, lieber Freund, wollen wir dem Mädchen nicht wenigstens eine Freistatt in meinem Hause anbieten? So allein in dem großen Gebäude, mit den Gerichtssiegeln an allen

Thüren, muß es dem Kinde ja unheimlich werden. Kommen Sie mit, wir fahren gleich hin und holen sie hierher."

„Sie sind zu gütig, Mr. Burkleff!" erwiderte Brückmann zögernd, „aber ich glaube nicht, daß ich Ihre Güte für die Tochter meines verstorbenen Freundes in Anspruch nehmen darf, bevor ich Sie noch einmal darauf aufmerksam gemacht, daß wir es hier mit einem Wesen ganz eigenthümlicher Art zu thun haben. Sie stellen sich wahrscheinlich ein junges Mädchen vor, das — sanft und liebenswürdig — Ihren Töchtern gleicht, doch — es thut mir weh, es aussprechen zu müssen — aber Jeanetta ist boshafter Gesinnung, harten Herzens, von glühender Leidenschaftlichkeit und dabei erbarmungslos grausam, wie fast Alles, was diese heißere Sonne zeitigt."

Burkleff lächelte: „Ei, ei, lieber Freund, das ist ein hartes Urtheil, und man ist doch sonst gegen Jemand, der im Unglücke ist, zu besonderer Milde verpflichtet."

„Verkennen Sie mich nicht," bat Brückmann, „aber ich fühle auch gegen Sie die Verpflichtung, Sie vor allzu großer Güte gegen Jemand zu warnen, der Ihnen völlig fremd ist."

„Lassen Sie's gut sein, lieber Brückmann, alle Verantwortung nehme ich auf meine eigenen Schultern; ich will nur noch mit den Kindern sprechen, dann fahren wir sogleich

zu dem jungen Mädchen, das gewiß schreckliche Stunden in dem einsamen Hause verlebt."

Brückmann gab nach. Es wäre ihm wie ein Unrecht gegen den verstorbenen Freund erschienen, hätte er noch länger versucht, Burkleffs Vorhaben zu hindern; und bald darauf, nachdem Burkleff mit Georgia Rücksprache genommen, — Fernanda war gerade nicht anwesend — bestiegen beide Herren den Wagen, der sie nach der Villa Baldamos brachte.

Jeanetta saß auf ihrem Lieblingsplatz auf der Veranda und plauderte mit Relknew, der beim Anblick des Gefährts, das vor dem Hause hielt, aufsprang und Willens schien, sich schnell und ungesehen aus dem Staube zu machen, dann aber, seine Absicht ändernd, in aller Form dem jungen Mädchen sich empfahl und kalt grüßend an den Herren vorüber dem Ausgange zuschritt.

Was Brückmann und der Engländer nur wollen? fragte Jeanetta sich, und mit der königlichen Haltung, die sie so leicht annehmen konnte, ging sie den Kommenden entgegen.

Burkleff war erstaunt über die Schönheit und den Anstand des Mädchens, obgleich auch er sich augenblicklich sagte, daß es die Schönheit einer Medusa sei. Doch er war nun einmal hier, und der Gedanke, was gerade sie, die maßlos Stolze empfinden müßte, wenn sie erführe, daß sie nicht

nur Bettlerin, sondern Sclavin sei, flößte ihm wiederum Mitleid ein, und ohne Zögern theilte er die Veranlassung seines Besuches mit.

Jeanetta horchte auf. Sie sollte Aufnahme finden im Hause des Engländers? war's möglich? Was sie so heiß ersehnt, in Georgia's Nähe zu kommen, es sollte über ihr Wünschen hinaus erfüllt werden? Und mußte nicht Reinhard bald zurückkehren, und sie sollte dann mit ihm unter einem Dache wohnen? Wußte man nichts in Burkleffs Hause, ahnte man nichts von ihrer Liebe zu Reinhard? War Relknews Brief gar nicht gefunden worden, daß man auch nicht den leisesten Verdacht gegen sie geschöpft? Oder war das Ganze eine Falle, die man ihr legen wollte? Suchte man irgend einen Vortheil von der reichen Erbin? Ihr Auge flog forschend von Einem zum Andern. Brückmann schaute ernst, fast warnend zu ihr hinüber, während Burkleffs Auge voll tiefen Mitgefühls auf ihr ruhte.

„Ihr Anerbieten überrascht mich, Mr. Burkleff," hob Jeanetta nach kurzer Pause an; „mein Vater hatte viele Freunde, aber ich habe nie gehört, daß er das Glück gehabt, Sie auch nur zu seinen Bekannten zu zählen, um so seltsamer berührt mich die Theilnahme, die Sie für mich, seine Tochter, zu hegen scheinen."

„Ich habe selbst Töchter, Miß Jeanetta," erklärte

Burkleff sein Thun einfach, „und nie hat ein Gedanke mich schmerzlicher gepackt, als die Vorstellung, sie nach meinem Tode einsam, verwaist, ohne Freund und Rathgeber, ohne einen Schützer in der Noth zu wissen. Ich bin überzeugt, Miß Jeanetta, Ihre ganze Erscheinung sagt es mir, daß Sie einen starken Geist und ein muthiges Herz besitzen; aber es ist immer eine schwere Aufgabe für ein so junges Wesen, allein und ohne Halt, ohne jede Familienbeziehung in der Welt zu stehen; deshalb, mein liebes Kind, bitte ich Sie, mein Haus als Ihre Heimath zu betrachten, in mir einen Freund, in meinen Töchtern Freundinnen zu sehen."

„Ich danke Ihnen," sagte Jeanetta und ihre Kälte stach seltsam gegen die warme Herzlichkeit des alten Mannes ab, „ich danke Ihnen und werde Ihren Vorschlag ohne Ueberlegung annehmen, ja, möchte die Bitte hinzufügen, daß ich bald kommen darf, dieses vereinsamte Haus ist mir im höchsten Grade zuwider!"

„Kommen Sie gleich, liebes Kind," entgegnete Burkleff, der — obgleich Jeanetta's Wesen ihm durchaus nicht zusagte — Nichts von seiner Freundlichkeit einbüßte: „Sie werden uns heute noch ein willkommener Gast sein."

„Sagen wir morgen," meinte Jeanetta, und gleichzeitig von ihrem Platze sich erhebend, gab sie den Herren das Zeichen, sie zu verlassen.

„So darf ich Sie morgen abholen?“ fragte Burkleff, im Gehen begriffen.

„Ich werde allein kommen,“ antwortete Jeanetta; und den sich Entfernenden nachschauend, lachte sie spöttisch auf: „Ha, ha, ha! die Maus ladet die Katze zu Gaste!“

„Nun gereut Sie Ihre Güte nicht, Mr. Burkleff?“ fragte Brückmann, als beide wieder im Wagen saßen.

„Nein, lieber Freund, ich fühle, wie ich Ihnen schon gesagt, um des Vaters willen dem Mädchen mich verpflichtet, und wenn ich an das Loos denke, das ihr bevorsteht, kränkt mich ihr Hochmuth nicht, sondern erfüllt mich mit grenzenlosem Mitleid. Und wer weiß, vielleicht sind wir im Stande, dem verwöhnten und verzogenen Kinde durch Lehre und Beispiel eine andere Richtung zu geben, daß es alsdann den Schicksalsschlag, den wir nicht abwenden können, weniger schwer empfinde.“

Brückmann zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht einmal, daß dieser Schicksalsschlag selbst irgend welchen bessernden Einfluß auf Jeanetta üben wird. Wo der Charakter ein so ausgeprägter ist, wo die angeborenen schlechten Keime einen ihrem Wachsthum so günstigen Boden gefunden, da kann sich nichts ändern, sondern nur das Bestehende kann fortwuchern, und — was auch auf dasselbe

wirken mag — es wird nur immer größeren Umfang annehmen."

Burkleff schüttelte den Kopf. „Es können große Umwandlungen in der Menschenseele vorgehen; oft ist es wie ein Lichtstrahl, der von oben her in ein umnachtetes Herz fällt, und es dem Hohen und Göttlichen zugänglich macht. Aus wie vielen Verbrechern sind nicht schon brave, tüchtige Menschen geworden, und wie viel mehr würden wir aufzuweisen haben, wenn die Umstände günstiger wären, wenn die Gesellschaft es den Gefallenen nicht so schwer machte, sich wieder empor zu richten."

Brückmann antwortete nicht gleich, dann sagte er: „Ich kann's nicht glauben; ich meine, dann war der Keim nicht schlecht, sondern nur der Boden, in den er gesenkt, seiner Entwickelung nicht günstig. Die Pflanze, die man in ein anderes Erdreich setzt, kann auch besser gedeihen, aber bleibt in ihrer Art doch stets dieselbe, kann nicht über ihre eigentliche Natur hinaus."

„Es ist nicht gut," meinte Burkleff ernst, „die Parallele zwischen dem Menschen und der untergeordneten Schöpfung allzu weit zu ziehen, so viele Vergleichungspunkte sich auch auffinden lassen. Der Mensch ist eben das höchste Wesen in der Erdenwelt, und nichts ihm an die Seite zu stellen,

nichts ihm gleich. Doch da sind wir zu Hause! Das ist ein Thema, über welches sich viel sagen läßt, wir sprechen ein anderes Mal mehr davon."

Zwanzigstes Capitel.

Burkleff saß mit seinen Töchtern am Frühstückstisch auf der Veranda, und Bob, die treue Seele, stand in der Nähe, und sein Ohr verfolgte mit nicht geringem Antheil das Gespräch, welches auch ihn zu interessiren schien.

„Sieh nur, Papa, wie der Bob herüberhorcht," sagte Georgia, halb zu dem Schwarzen hingewendet, „ich wette, er sehnt sich auch nach seinem alten Kameraden, und kann, wie wir, nicht begreifen, was die Reisenden so lange zurückhalten mag."

„Ja," erwiderte Burkleff sinnend, „acht Wochen sind fast darüber vergangen, aber wir wollen uns nicht etwa thörichten Besorgnissen hingeben, wozu Du, liebe Georgia, Lust zu haben scheinst, sondern wollen uns freuen, daß unser lieber Gast und unser treuer Joso nun jedenfalls bald zurückkehren müssen."

Georgia versuchte zu lächeln, aber der Versuch mißlang, und sie griff schnell nach dem Zeitungsblatt, um zu verbergen, wie nah die Thränen ihr seien. Fernanda be-

merkte es dennoch, und in der Absicht, das Gespräch anderen Gegenständen zuzulenken, sagte sie: „Ich bin begierig, ob und wann Jeanetta kommen wird! Erzähle uns noch ein wenig von ihr, Papa, ist sie wirklich so schön, wie man sagt?"

„Du wirst Dich gleich selbst überzeugen können," lächelte Burkleff und deutete auf die elegante Volanta, welche in diesem Augenblicke vor dem Hause hielt.

Fernanda befand sich offenbar in großer Aufregung, und mit fast athemloser Spannung in allen Zügen, blickte sie der hohen Gestalt entgegen, die — von einem Sclaven gefolgt — den Gang langsam heraufschritt.

Burkleff ging dem jungen Mädchen freundlich entgegen, Georgia an seiner Seite, während Fernanda zögernd folgte.

„Seien Sie mir willkommen, mein Kind," redete Burkleff die Waise an, „und möge mein Haus Ihnen eine freundliche Heimath gewähren."

„Ich danke," erwiderte Jeanetta kalt, während ihre brennenden Augen mit einem Ausdruck auf Georgia's engelgleichen Zügen ruhten, daß dieselbe leise zusammenschauerte, und sich dichter an den Vater schmiegte.

„Hast Du unserem Gaste nichts zu sagen, liebes Kind?" fragte Burkleff sanft, mit einiger Befremdung Georgia's eingeschüchtertes Wesen bemerkend.

„Ich will Sie lieb haben wie eine Schwester!“ flüsterte Georgia, der imposanten Erscheinung die Hand hinreichend, sie aber im gleichen Augenblick mit leisem Schrei zurückziehend.

Jeanetta lachte auf. „Wie zart Sie sind,“ sagte sie dann mit erkünstelter Verwunderung, „daß Sie einen herzhaften Händedruck nicht vertragen können.“

„Der Druck scheint doch mehr als herzhaft gewesen zu sein,“ sagte Fernanda in demselben Moment und stand blitzenden Auges vor der Fremden.

Ein Blick, und die beiden Mädchen wußten, daß sie als Feindinnen sich gegenüber standen. Jeanetta aber reichte Fernanda lächelnd die Hand, während sie sagte: „Wollen Sie sich überzeugen, wie schwach der Druck meiner Hand ist?“

Fernanda warf einen Blick auf Burkleff, er stand in ihrer unmittelbaren Nähe, sie sah sich gezwungen, die dargebotene Hand zu ergreifen; aber sie legte nur die äußersten Fingerspitzen hinein und veranlaßte Jeanetta zu der höhnenden Bemerkung: „Sie sind sehr vorsichtig, mein Fräulein!“

„Nur ehrlich!“ konnte Fernanda doch nicht unterlassen der Gegnerin zuzuflüstern.

„Meine Töchter werden Sie auf Ihr Zimmer führen, Miß Jeanetta,“ wandte Burkleff sich liebreich an das junge Mädchen, trotzdem er sich nicht verhehlen konnte, daß deren

Nähe einen seltsamen Einfluß, nicht sowohl auf ihn, als auf die Kinder auszuüben schien, denn beide, sonst so herzlich in ihrem Wesen, bewillkommneten den Gast mit einer gewissen Zurückhaltung, welche bei Georgia sogar an ängstliche Scheu streifte.

Nichtsdestoweniger bemühten sich Alle, der Waise die ersten Stunden in dem fremden Hause so angenehm wie möglich zu machen, und nur Fernanda konnte nicht unterlassen, das hochmüthige Gebahren Jeanetta's, die Alles hinnahm, als müsse es so sein, durch einige kleine Bemerkungen zu geißeln.

Als die jungen Mädchen, welche inzwischen Jeanetta das für sie bestimmte Zimmer gezeigt hatten, von Letzterer begleitet wieder in den Garten zurückkehrten, wandte sich die Mulattin in ihrer hochfahrenden Weise an Burkleff, während sie sagte: „Das Zimmer gefällt mir, die Aussicht ist sehr schön: ich gedenke sie längere Zeit zu genießen."

„Dann haben also auch wir," fiel Fernanda in leise spottendem Tone ein, „die nicht minder schöne Aussicht, Ihre Gesellschaft recht lange zu genießen."

„Wenigstens so lange, bis das Testament meines verstorbenen Vaters eröffnet ist!" erwiderte Jeanetta mit souverainer Nichtbeachtung der Ironie in Fernanda's Worten. „Führen Sie mich doch einmal nach dem Gartenhäuschen,"

fügte sie dann hinzu, immer in dem Ton einer regierenden Fürstin; „man hat mir von der reizenden Einrichtung desselben erzählt.“

„So, wer kann Ihnen davon erzählt haben?“ fragte Fernanda scharf, und Jeanetta erröthete unter ihrem forschenden Blick, gab aber ziemlich unhöflich zurück: „Ich habe mich in der That nicht so für Ihr Gartenhaus interessirt, daß ich heute noch wissen sollte, wer mit mir von demselben gesprochen hat.“

Die Zeit des Mittagessens kam heran; als man Jeanetta davon in Kenntniß setzte, folgte sie nicht der Aufforderung, in den Speisesaal zu treten, sondern zog sich in ihr Zimmer zurück, um — wie sie es von Hause her gewöhnt war — eine andere Toilette anzulegen.

Fast eine halbe Stunde verging, bevor sie das Gemach betrat, in welchem ihre freundlichen Wirthe auf sie warteten.

Mr. Burkleff wies dem Gaste den Platz zu seiner Rechten an, der von Jeanetta schweigend, ohne ein Wort der Entschuldigung eingenommen wurde.

Georgia sprach das Tischgebet. Jeanetta hörte es spöttisch lächelnd mit an. Als Georgia dann zu Ende war, wandte die Mulattin das stolze Haupt nach Mr. Burkleff, und sagte in spanischer Sprache, deren sie sich vorzugsweise be-

diente: „Im Hause eines Naturforschers und — beten! das dünkt mich sonderbar.“

„Ich sehe darin nichts Sonderbares, Donna Jeanetta!“ erwiderte Burkleff gleichfalls spanisch redend, obgleich er sich weniger gewandt in dieser Sprache als im Deutschen und Englischen auszudrücken wußte. „Wer viel mit der Natur verkehrt, wer sich ihr nah und eng verbunden fühlt, deß' Seele ist auch erfüllt von dem Gedanken an den Schöpfer, deß' Haus muß eher vielleicht noch als ein anderes durchweht sein von dem Geist des großen Gottes.“

Auf Jeanetta's Lippen war das spöttische Lächeln nicht erstorben. „Und doch meine ich,“ sagte sie in der überlegenen Weise, die ihr eigen, und die all' ihrem Reden und Thun einen empörenden Stempel der Anmaßung aufdrückte, „daß gerade die Herren Naturforscher es gewesen sind, die zuerst ausgesprochen haben, daß im menschlichen Körper keine unsterbliche Seele, daß in der Natur kein alliebender Gott wohnt.“

Georgia blickte vor Erstaunen auf die Fremde, Fernanda aber mischte sich in das Gespräch, indem sie ernst und beziehungsvoll sagte: „Ich glaube, es giebt Menschen, in deren Körper gar keine Seele wohnt, wie es eben auch solche giebt, denen die Natur ihre Geheimnisse verschließt, so daß sie Gott in derselben nicht erkennen!“

Mr. Burkleffs milde Augen richteten sich halb vorwurfsvoll auf die Tochter, und Fernanda schwieg, während Burkleff in freundlich belehrendem Tone zu dem Gaste sich wandte: „Sie haben nicht Unrecht, liebes Kind, wie es unter den Künstlern gar viele giebt, die von der heiligen Begeisterung für die Kunst nichts wissen, die, nachdem sie irgend eine technische Fertigkeit, sei dies nun in der Musik, in der Malerei oder Schauspielkunst erlangt haben, hinausgehen in die Welt und ein falsches Evangelium predigen, so giebt es auch unter den Männern der Wissenschaft solche, die zwar verstehen zu forschen, aber nicht zu finden, die wohl zerlegen und einreißen können, aber nicht zusammenfügen und aufbauen. Unsere Zeit ist überhaupt eine Zeit des Niederreißens, „das Alte stürzt!" mag es stürzen! aber die heiligsten Güter der Menschheit, das Aufschauen zu dem Urgeist und die Hoffnung auf des Daseins Unvergänglichkeit sollte Niemand anzutasten wagen, den sein kurzer Blick und sein blöder Sinn nicht erkennen lassen, wie augenscheinlich in dem kleinsten Geschöpfe unserer Allmutter Natur der große Geist des Vaters sich offenbaret. Und gerade der Forscher, der dem geheimnißvollen Walten in der Schöpfung nachspürt, ist vor Allem dazu berufen, der Menschheit zu verkünden, wie groß Gott sei, groß in dem Würmchen, das am Boden

kriecht und groß im Sternenhimmel, zu dem wir staunend anfschauen!“

Burkleff schwieg und fuhr mit dem Tuch über die heiße Stirn; er hatte sich, ihm geschah es Fremden gegenüber nur selten, warm geredet. Die Augen seiner Töchter hingen in liebevoller Begeisterung an dem Vater, während Jeanetta vor sich niederblickte, und es fast schien, als hätten auch auf ihr Gemüth die Worte Burkleffs Eindruck gemacht.

Doch nur einen Moment; dann sagte sie in mehr flüsterndem Tone: „Ah so! Ich vergaß, Senor, daß Ihre Kinder zugegen sind, Väter pflegen selten in Gegenwart der Töchter ihre eigentliche Meinung kund zu thun!“

Burkleff war innerlich empört, doch nahm er sich zusammen und sagte ruhig: „Sie irren, Donna Jeanetta, ich habe meine Töchter selbst erzogen, und sie immer nur das gelehrt, was ich für wahr, was ich für recht und gut erkannt.“

Jeanetta schwieg hinfort; kaum aber war der letzte Gang vorüber, so erhob sie sich von ihrem Platze, damit, als sei sie die Herrin des Hauses, das Zeichen zur Beendigung der Mahlzeit gebend.

Einundzwanzigstes Capitel.

Das Innere Cuba's ist wenig bekannt. Sein von Westen nach Osten sich hinziehendes, über 2000 Fuß hohes und herrlich bewaldetes Gebirge, das nach allen Seiten Zweige aussendet, bietet dem strebsamen Forscher die reichste Ausbeute.

Durch das flache Vorland, auf welchem die Hauptstadt Havanna mit ihren vortrefflichen Forts Morro und Cabana liegt, führen zwei Wege in das Innere, oder vielmehr zu den verschiedenen Plantagen, die bis zum Fuße des Gebirges sich erstrecken, wo dann jede Cultur in der Alles überwuchernden Wildniß untergeht.

Hier in den Felsenschluchten des Urwaldes hausen ganze Heerden wilden Rindviehes und wilder Schweine, eine Plage für den nahe den Grenzen der Civilisation wohnenden Ansiedler, eine Gefahr mehr für den Wanderer, den der Trieb emsigen Forschens hineinlockt in des „Urwalds nie durchdrungene Nacht."

In früher Morgenstunde war Reinhard an jenem Tage, da er die Villa Burkleff verließ, mit seinem Begleiter ausgeritten, und sie hatten den Höhenzug des Gebirges gerade erreicht, als die Sonne mit blutrothem Scheine die schlaftrunkene Erde zu neuem Leben wachrief.

Reichlich war der Thau gefallen, der nun in krystallklaren Perlen an jeder Grashalmspitze, an den Blättern dufthauchender Blüthen hing, und in herrlichster Farbenpracht die goldenen Lichtstrahlen der Morgensonne zurückwarf.

Wie staunte Reinhards entzücktes Auge über die Mannigfaltigkeit der tropischen Vegetation; da kroch an der Erde das niedrige Filzgras, da wanden und rankten sich blühende Lianen um den Fuß des stachelichten Cactus, und dort erhob sich zu riesenhaften Höhen die majestätische Palme. Und in der seltsamen Wirrniß all' der mit Blüthen übersäeten, durch Schlingpflanzen mit einander verbundenen Aeste und Zweige wiegte sich der goldgefiederte Colibri, der grüne Papagei, der königliche Arras.

Der Anblick all' der wundersamen Herrlichkeit erfüllte Reinhards Herz mit neuer Begeisterung für den erwählten Beruf, und frohen Muthes trieb er sein Maulthier an, daß es ihn schnell zum Ziele führe.

Joso war seinem Herrn nicht nur ein treu ergebener Diener, sondern sein Rath und seine Hülfe besaßen für Reinhard unschätzbaren Werth, da sie ihm ganz unentbehrlich waren.

Joso sorgte stets für ein möglichst gutes Nachtlager, Joso zündete ein Feuer an und unterhielt es, während Reinhard, ermüdet von den ungewohnten Anstrengungen,

eines tiefen und festen Schlafes sich erfreute. Joso sorgte für ein warmes Frühmahl, indem er in einem Theekessel Thee bereitete, und Joso war es, der fast täglich daran dachte, daß ein fetter Vogel kein schlechter Mittagsbraten sei.

Die Hingebung des Negers erleichterte dem unermüdlichen Forscher die Beschwerden und Mühseligkeiten der Reise derart, daß er schon nach vier Wochen — Kisten und Kasten mit seltenen Schätzen gefüllt — an die Heimkehr denken konnte. Und da tauchte Georgia's holdes Kinderantlitz vor ihm auf, und ihr süßer Mund schien ihn zu rufen, und die blauen Augen blickten so vorwurfsvoll, als wollten sie sagen: „Wie kannst Du nur so lange fern bleiben, wie kannst Du über Steine, Pflanzen und Gethier meiner so ganz vergessen?"

Und Reinhard klopfte dem Neger auf die Schulter, und fragte ihn leuchtenden Blickes: „Was meinst Du, Joso, haben wir genug von dem Zeug da gesammelt? wollen wir heimkehren?"

„Ach, Massa! heimkehren, ja heimkehren," jubelte der Schwarze in toller Freude. „O, Miß Georgia will so froh sein, Miß Georgia zählt gewiß die Zeit bis — alte Joso wiederkommt!" setzte er mit einem listig lächelnden Blick hinzu.

Reinhard lächelte gleichfalls. So war's der treuen

Seele nicht entgangen, daß Georgia's Bild ihn allüberall begleitete, und — o Wonne — Joso, der Georgia so genau kannte, als wäre sie sein eigen Kind, Joso glaubte, daß auch sie daheim des Fremdlings denke.

Die Heimkehr war beschlossen. Seit länger als vier und zwanzig Stunden hatten die Reisenden bereits den Weg eingeschlagen, der sie am schnellsten dem ersehnten Ziele zuführen mußte, aber noch befand man sich inmitten wilder Felsengruppen, die, jeder Vegetation baar, einen unerquicklichen Anblick boten, deren seltsame Formationen jedoch immer von Neuem das Auge des Geologen auf sich zogen.

Während Reinhold sich mit den Felsenbildungen zu schaffen machte, hing Joso's Auge besorgt an den regenverkündenden Wolken, die über dem Haupte der kleinen Caravane hinzogen.

Ein leiser Wind stellte sich ein, der die Wolken erst langsam, dann immer schneller zusammentrieb, bis einzelne dicke Tropfen, „gedankenschwer“ nannte Reinhard sie scherzend, herniederfielen, und den Neger, der besser als jener das drohende Unwetter kannte und voraussah, nach einem schützenden Obdach sich umschauen ließen.

Ein mächtiger, senkrecht emporsteigender Felsblock schien Joso der geeignetste Platz; er führte die willig folgenden Thiere hinter das Gestein, nahm dem einen, welches Rein=

hards Sammlungen trug, die Bürde ab, stellte die beiden Kisten dicht an den Felsen und suchte, in Ermangelung von Strauch- und Blattwerk, einige glatte Steine, mit denen er die Kisten bedeckte, um das Eindringen des Wassers zu verhüten.

Joso selbst mußte bei den Thieren bleiben, die Zügel in der Hand behalten, damit nicht etwa ein oder das andere von einem Blitz erschreckt, die Flucht ergreife, da nicht allein der Regen jetzt in Strömen herniedergoß, der leise Windhauch sich in einen Orkan gewandelt hatte, sondern auch Blitz und Donner in immer engeren Zwischenräumen auf einander krachten.

Für Reinhard war hinter dem Felsblock kein Platz mehr; er hatte den gegenüberliegenden Stein gewählt, der lose an einen größeren Felsen angelehnt, schräg über ein kleines Felsstück, das ihm als Stütze diente, hinüberragte, und so Schutz vor dem Unwetter zu gewähren versprach.

Die entfesselte Natur wüthete jetzt in ihrer allgewaltigen Kraft, und der Regen, wenn diese senkrecht herniederstürzenden Wassermassen noch Regen genannt werden konnten, füllte in reißender Schnelligkeit den Felsenkessel, der dem Wasser den Abfluß versagte.

Reinhard sah die drohende Gefahr, aber noch bevor er überlegen konnte, wohin flüchten vor den andrängenden

Wassermassen, war die Fluth so weit gestiegen, daß sie dem hochgewachsenen Manne bis über die Knie reichte.

Reinhard trat ein wenig unter dem schützenden Felsendache hervor, um sich nach einem vielleicht höher gelegenen Standort umzusehen, als urplötzlich ein furchtbarer Windstoß daherbrauste, die Wasser peitschend, daß der dadurch entstehende Doppeldruck in schräger Richtung wirkte, und Reinhard, welcher der vereinten Gewalt des Sturmes und der Fluthen nicht widerstehen konnte, wurde von derselben zu Boden geworfen und völlig in dem nassen Elemente begraben.

Doch schnell raffte sich der junge Mann wieder auf, und es gelang ihm, sich aus seiner gefahrvollen Lage wenigstens in eine knieende Stellung zu versetzen, und den Kopf aus dem Wasser zu erheben. Aber in gleichem Augenblick setzte der Orkan wieder ein, packte den schrägen Felsblock und drückte den mächtigen Stein dergestalt aus seiner Lage, daß er sich überschlagend in die Fluthen stürzte, dicht vor Reinhard, den nun die hoch aufspritzenden Wasserwogen von Neuem in ihre Tiefen niederrissen.

Gleichzeitig krachte ein furchtbarer Donnerschlag. Die Maulthiere, auf's Höchste erschreckt, sprangen rückwärts, rissen den Neger zu Boden, schleiften ihn eine Strecke mit, bevor

die Zügel von seiner Hand sich streiften, und jagten dann in rasender Schnelligkeit davon.

Als Joso sich aus dem Wasser hervorgearbeitet, galt sein erster Blick dem Stein, unter welchem sein Herr Schutz gefunden, und den im Auge zu behalten das Tosen der Elemente ihn verhindert hatte.

Entsetzen packte den Armen, als er gewahrte, was der Sturm angerichtet, als er den Stein aus dem Wasser hervorragen sah, und nirgends eine Spur von seinem unglücklichen Herrn entdeckte.

„O, Massa, Massa, zerquetscht!“ schrie er heulend vor Schmerz, daß sein Geschrei sich schauerlich mit dem Rauschen der Wasser und dem Brausen des Windes mischte. „Joso will auch sterben, allein kehrt Joso nicht heim. Was soll er antworten, wenn Miß Georgia frägt: Joso, wo ist dein Herr?“ Und in der ersten Bestürzung nicht daran denkend, daß er seinem Herrn vielleicht noch Hülfe leisten könne, warf der arme Schwarze sich nieder, um in der noch immer steigenden Fluth seinen Tod zu suchen.

Aber es ist ein schlimmes Ding, freiwillig so lange Regenwasser zu schlucken, bis man für Zeit und Ewigkeit genug hat, und als dem treuen Diener unterhalb des Wassers Luft und Odem auszugehen drohte, kam ihm urplötzlich der weise Gedanke, doch wenigstens den Versuch zu machen, ob

er nicht im Stande sei, das mächtige Felsstück, unter welchem er die Leiche seines geliebten Herrn vermuthete, hinwegzuwälzen. Und pustend und prustend hob er den Kopf aus dem nassen Element, und — stieß einen jubelnden Schrei aus. Vor ihm, an den umgestürzten Steinblock gelehnt, bis an die Brust im Wasser, aber mit der rechten Hand hoch über'm Haupt in einen Felsspalt greifend, stand Reinhard und überblickte, ruhig lächelnd, den wilden Aufruhr der Elemente.

Als der Schwarze so dicht zu seinen Füßen aus dem Wasser tauchte, verschwand das Lächeln von Reinhards Antlitz, und er begrüßte die treue Seele mit dem Ausruf: „Joso, Du hier? Ich denke Dich geborgen hinter'm Felsen dort. Wo sind die Maulthiere, wo meine Sammlungen?"

Und Joso berichtete sein Abenteuer, und verhehlte auch nicht, daß er sich selbst den Tod geben wollen, daß er ohne seinen Herrn nicht heimgekehrt wäre. Und als Reinhard ihm liebevoll sein Unrecht vorstellte, fügte er treuherzig hinzu: „Schon unseres Kindes wegen, Herr, ich hätte den Jammer nicht mit ansehen können."

Und Reinhard wandte das Haupt zur Seite, er wußte selbst nicht, war es mehr der Gedanke an Joso's Treue oder an Georgia's Liebe, was sein Auge mit einer Thräne der Rührung feuchtete. —

Das Unwetter hatte endlich ausgetobt, und es trat eine Stille ein, als habe die Natur in dem gewaltigen Wüthen all' ihre Kraft erschöpft, Sonnenstrahlen brachen durch das zerrissene Gewölk und beleuchteten die Verwüstungen, die Fluthen und Orkane gemeinsam angerichtet.

„Komm, Joso," sagte Reinhard, freundlich die Hand des Schwarzen ergreifend, „laß uns zuerst nach unseren Sammlungen sehen; ich habe keine Ruhe, bevor ich weiß, ob sie auch unversehrt geblieben."

„Ja, Herr, geht," erwiderte der Schwarze, „und seht zu! Joso muß aber die Maulthiere suchen, hoffe, sie werden in dem Wasser nicht allzuweit gekommen sein."

Reinhard war damit einverstanden, und machte sich daran, seine Kisten zu untersuchen, die beide gänzlich durchnäßt waren, so daß für den heutigen Tag an ein Weiterreisen nicht zu denken war, wollte man nicht die ganze Sammlung der Pflanzen und Käfer völlig verloren geben.

Reinhard achtete nicht auf seine durchnäßte Kleidung, nicht darauf, daß er noch immer bis zum Knie im Wasser stand, er hatte in dem Augenblick Joso und die Maulthiere vergessen, und war nur damit beschäftigt, die Kisten nach dem nächst gelegenen großen, glatten Steine zu tragen, und daselbst seine Schätze auszubreiten, daß sie im warmen Sonnenschein trocknen, und ihm erhalten bleiben möchten.

Reinhard war so mit allen Gedanken bei seiner Arbeit, daß er erst aufsah, als ein eigenthümliches Geräusch sein Ohr traf. Er erblickte den Neger, der zwei von den Maulthieren wieder eingefangen hatte, die er — auf dem einen sitzend — mit heftigen Schlägen zum schnellsten Laufe antrieb.

Im ersten Augenblick begriff Reinhard nicht, warum der Neger mit so furchtbarer Eile daherjage, aber gleich darauf gewahrte er, daß dicht hinter den Maulthieren eine dunkle schwarze Masse sich wälzte.

Ehe Reinhard noch recht zur Besinnung gekommen, hielt Joso schon mit den keuchenden Thieren vor ihm still, sprang, ohne auf die ausgebreiteten Sammlungen zu achten — vom Rücken des Maulthieres auf den Stein, und packte den jungen Gelehrten bei dem Rockkragen, um ihn ebenfalls zu sich heraufzuziehen. Reinhard begriff schnell, daß Gefahr im Verzug sei und kam, als gewandter Turner, der Absicht des Schwarzen zu Hülfe. Und im selben Augenblick stürmte die dunkle Masse heran, die von dem Unwetter aus ihrem Lager aufgeschreckt, gerade an Joso herangebraust war, als derselbe endlich zwei der entlaufenen Maulthiere entdeckt hatte. Sich schnell in den Sattel schwingen und zu Reinhard zurückreiten, war das Werk eines Augenblickes gewesen.

„Unsere Thiere!“ jammerte Joso und wickelte sich den Zügel der zitternden Maulthiere fester um die Hand, während

die schwarze Schaar, ein feister Eber voran, heranbrauste. Aber plötzlich machten sie Halt; das Wasser, welches noch immer nicht hatte ablaufen können, mußte an der Stelle dem Anführer der Schaar zu hoch werden; er blieb stehen, und seine Gefährten thaten ein Gleiches. Aber statt nun sich zurückzuziehen, wie die Belagerten im ersten Moment gehofft hatten, rastete die ganze Gesellschaft in unmittelbarer Nähe des Steines; einige der schwarzen Borstenträger wälzten sich hin und her, andere rieben ihr stachlichtes Fell an den hervorspringenden Felsenkanten, oder hieben mit ihren gewaltigen Hauern nach den ihnen zu nahe kommenden Gefährten; und trieben so allerhand Kurzweil, als fänden sie den Platz recht behaglich und hätten die Absicht, ihn so bald nicht wieder zu verlassen.

„Das kann unmöglich so bleiben, Joso," sagte Reinhard ungeduldig; „die Situation fängt an, mich zu langweilen, und ich habe den lebhaften Wunsch, dem fetten Keiler dort eins auf den Pelz zu brennen; wo hast Du unser Jagdzeug?"

„Mühsam zu erlangen, Herr, dort um die Ecke in einem Felsspalt; und außerdem geht's nicht an, wenn die Maulthiere durch den Schuß scheu gemacht, uns wieder davon laufen, können wir noch lange in der Wildniß wandern, ehe wir heimkehren nach Massa Burkleffs Haus."

„Und wenn die Bestien schließlich das Wasser doch noch durchwaten und an uns vorüberstürzen, werden die Maulthiere auch nicht stehen bleiben!“ Und ohne Joso's Gegenrede abzuwarten, schwang Reinhard sich auf eins der Thiere und trabte nach dem bezeichneten Felsspalt, der glücklicherweise in gerade entgegengesetzter Richtung der unbequemen Gesellschaft gelegen war.

Es gelang, er erreichte den Felsen, zog das Jagdzeug, das ganz unversehrt geblieben, heraus und kehrte zu dem Neger zurück.

„Nun halte die Maulthiere gut,“ sagte Reinhard, legte die Büchse an, gab Feuer und der stärkste Eber, der Anführer der Schaar, wälzte, durch den Kopf geschossen, sich in seinem Blute.

Wie mit einem Zauberschlage erhob sich die ganze Heerde der plumpen Thiere, und als gälte es einen Wettlauf, stürzten sie auf das Eiligste davon.

Joso schlug vergnügt die Hände zusammen und rief einmal über das andere: „Bravo, Massa, bravo! nun haben wir einen guten Braten, nun wollen wir schmausen und schlafen und morgen früh weiter reisen, dahin, heimwärts.“

„Heimwärts?“ wiederholte Reinhard und blickte wehmüthig in die freudestrahlenden Augen des Negers. „Heimwärts, Joso? denkst Du denn nicht daran, daß Alles, was

wir bisher gethan, umsonst gewesen ist?“ Und er zeigte auf die Ueberreste seiner Schätze, die zertreten und zerstört noch auf dem Steine lagen, während seine mühsam gesammelten Pflanzen lustig mit den allmälig sich verlaufenden Wassern hinwegschwammen.

Bestürzung malte sich auf dem Antlitz des Schwarzen, und mit dem Ausdruck höchsten Schreckens fragte er: „Massa wollen doch nicht sagen, daß wir von vorn anfangen, daß wir die ganze Reise noch einmal machen müssen?“

Mit dem ernsten, milden Lächelu, das seinen männlichen Zügen so wohl stand, sagte Reinhard freundlich: „Armer Joso, hast Dich so auf die Heimkehr gefreut, und nun muß ich Dich wieder hierhin und dorthin schleppen; oder willst Du lieber nach Hause zurück und mich meines Weges allein ziehen lassen?“

„O, Massa!“ rief der treue Schwarze ganz entrüstet über eine solche Zumuthung; „nur mit meinem gütigen Herrn oder nie kehre ich heim zu Miß Georgia! Aber Joso will Massa einen Vorschlag machen; haben nur zwei Maulthiere, würde Reise sehr beschwerlich sein; darum wollen wir nach Haus, und uns ausruhen, und dann in ein paar Tagen wieder von vorn anfangen.“

„Unmöglich, Joso,“ meinte Reinhard, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte, „das würde zu viel Zeit in An-

spruch nehmen, und außerdem würde ich mich schämen, von meinem Ausfluge ganz unverrichteter Sache heimzukehren."

„Und Miß Georgia?" wagte Joso schüchtern zu fragen, Joso, der Alles aufbieten wollte, seinen Herrn von dem nun noch viel beschwerlicheren Unternehmen abzubringen, nicht seiner selbst willen, sondern Reinhards und der geliebten Herrin wegen, von der er wußte, daß sie die Tage zählen werde, bis der Gast ihres Vaters wiederkehre.

„Miß Georgia," erwiderte Reinhard ernst, „wird nach vier Wochen, wenn wir unsere Pflicht gethan und treu ausgeharrt haben, uns freudiger empfangen, als sie jetzt es thun könnte. D'rum muthig vorwärts, alter Joso, wir wollen Mühe und Gefahr uns nicht verdrießen lassen!" Und er legte dem Neger mit so herzgewinnender Freundlichkeit die Hand auf die Schulter, daß derselbe begeistert ausrief: „Massa ist gut wie der große Geist! mit Massa will ich Alles theilen, jede Gefahr, ja, selbst den Tod!"

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Dunkel war es und still. Eine weibliche Gestalt huschte leise durch den schweigenden Park, der die Villa Burkleff umgab, und verschwand in das Gartenhäuschen, dessen Pforte sie geräuschlos hinter sich schloß.

Den Mund spitzend, brachte sie einen eigenthümlich pfeifenden Laut hervor, der von der Wasserseite her erwidert wurde; gleich darauf löste sich ein Stein in der Mauer, ein Kopf steckte sich durch die Oeffnung, und eine gedämpfte Stimme fragte kaum hörbar: „Alles in Ordnung, schöne Donna?"

„Kommen Sie nur herein, Relknew," antwortete Jeanetta's tiefe Stimme, „Niemand belauscht uns, Niemand achtet auf uns, man hat heut im Hause mehr zu thun."

Der Kopf verschwand, und einige Augenblicke später trat die hohe Gestalt Relknews auf Jeanetta zu mit einem Fluch über die herrschende Dunkelheit.

„Ja, Licht dürfen wir nicht anzünden," bedeutete Jeanetta, „wenn auch nicht vorauszusetzen ist, daß hier nach der Hinterseite Jemand herkommt, so ist doch den Negern nicht zu trauen, die wachsamer sind als Spürhunde. Wir müssen uns also im Finstern unterhalten, und ich habe eine so große Neuigkeit mitzutheilen, daß Sie darüber die Dunkelheit vergessen werden."

„Nun?" fragte Relknew ungeduldig. Jeanetta zögerte noch ein wenig, dann sagte sie langsam und jedes Wort scharf hervorhebend: „Mr. Winkler ist soeben von seiner Reise zurückgekehrt."

„Verflucht!“ fuhr Relknew auf. „Und das sagen Sie so ruhig?“

„Weil's eben nichts zu sagen hat!“ erwiderte Jeanetta achselzuckend.

„Nichts zu sagen! Und unser Plan?“

„Wird wenig nur geändert.“

„Wird wenig nur geändert?“

„Zum Teufel! Relknew, wissen Sie nichts anderes, als meine Worte wiederholen! Das ist verdammt langweilig.“

„Sie sehen mich nur erstaunt, Donna Jeanetta, denn meines Dafürhaltens ist es nun vorbei mit unserm Plan. Soll er vielleicht Georgia Hülfe leisten, ihre Dankbarkeit sich erwerben? oder sollen die Hallunken den Weg auch über seine Leiche nehmen? Nein, nein, ich will nun nichts mehr wissen von der ganzen Angelegenheit.“

„Aber Ihre Genossen, Relknew, die werden die Sache so leicht nicht aufgeben; das sind wenigstens Männer, die, was sie einmal wollen, auch ausführen. Doch vielleicht denken auch Sie anders, wenn ich Ihnen mitgetheilt, was ich ersonnen, damit unser Plan keine wesentliche Aenderung erleide. Hören Sie mich an!“

„Immerhin!“ sagte Relknew gleichgültig, „ich habe Zeit Sie anzuhören. Aber wird man Sie drinnen nicht vermissen?“

„In der ersten Freude des Wiedersehens?“ fragte Jeanetta achselzuckend. „Man wird es nur ganz natürlich finden, daß ich, die Fremde, mich endlich discret zurückgezogen.“

Relknew lachte, aber sein Lachen hatte etwas Ingrimmiges, während er fragte: „Und der Empfang, war er sehr herzlich?“

„Jubelnd wurde der Heimkehrende begrüßt, doch er selbst war so bestürzt bei meinem Anblick, ward so verwirrt bei der Eröffnung, ich sei jetzt die Genossin dieses Hauses, daß er darüber fast vergaß, des Wiedersehens mit den Anderen sich zu freuen.“

„Ach Jeanetta!“ rief Relknew, als ob ihm plötzlich ein lichter Gedanke käme, „wenn Sie den Burschen dahin bringen könnten, daß er wirklich nur einen Augenblick Georgia's vergäße!“

Jeanetta lachte. „Wie schlau Sie sind, mein lieber Relknew; doch wenn's geschähe, würd' es am Ende uns sehr wenig nützen; viel besser ist's —“ und ihre leise Sprache klang wie das Zischen einer Schlange — „wir verstehen, den Schein zu verbreiten, als ob es geschehen wäre.“

„Aber wie Jeanetta, wie?“ fragte Relknew leidenschaftlich.

Jeanetta trat näher an ihn heran, und noch leiser sprach sie: „Ihr könnt heute Nacht Euren Plan so ausführen,

wie er angelegt war; nur die Hauptrolle, die Sie in der Komödie hatten, fällt fort, ich selbst aber spiele dafür mit. Während man den Vater seiner Geliebten ermordet und beraubt, wird Mr. Winkler in meinem Gemache sich befinden, meine Arme werden ihn zurückhalten, daß er Euren Weg nicht kreuze. Und wenn dann die gerichtliche Untersuchung eingeleitet wird, wenn er sein Alibi nachweisen muß, wird Georgia erfahren, wo er war, und ihre Liebe selbstverständlich schwinden."

„Das wäre nicht schlecht, Donna Jeanetta; es ist viel besser, sie lernt ihn hassen, als daß Dankbarkeit sie lehrt, ihren Haß gegen mich vergessen. Aber wie kommt Mr. Winkler in Ihr Zimmer?"

„Ist Mr. Winkler nicht ein Mann?" fragte Jeanetta verächtlich, „und vermag ein Weib nicht jeden Mann zu locken, wohin sie immer will?"

„Ich fürchte, Sie täuschen sich, Jeanetta, wenn Sie den Deutschen für einen Mann gewöhnlichen Schlages halten."

„Wenn ich ihn dafür hielte," erwiderte die Mulattin ungeduldig, „dann würd' ich mir wohl schwerlich seinetwegen all' die Mühe geben!"

„Nun wohl, Jeanetta, doch ich muß erst das „Wie"

hören, bevor ich dem Gelingen einigen Glauben schenken kann."

„Das „Wie" ist meine Sache!" Und er hörte dem Tone an, wie sie bei den Worten das Haupt zurückwarf, wie stolz und verächtlich ihre Lippen sich kräuselten. Er war innerlich empört und wollte demgemäß antworten, doch besann er sich und sagte ruhig: „Wie Sie wollen! nur machen Sie Ihre Sache gut, und erinnern Sie sich gefälligst, wenn es schief gehen sollte, daß mein Name nicht genannt werden darf!"

„Und wenn er genannt wird," erwiderte Jeanetta höhnisch, „was thut das bei Ihrer Geschicklichkeit, aus dergleichen Affairen rein und frei hervorzugehen?"

„Sie denken an Rollo! Haben Sie mir vielleicht noch nicht verziehen, daß ich Ihrem schwarzen Verehrer das Lebenslicht ausgeblasen?"

„Hätt' ich doch meine Peitsche hier!" meinte Jeanetta statt der Antwort.

„Jetzt wird es Zeit, daß ich das Feld räume! Es ist übrigens gleich neun, man wird Sie zum Nachtmahl erwarten."

„Ich habe schon erklärt, daß ich auf meinem Zimmer essen werde; aber ich will hinaufgehen. Bedürfen Sie auch noch irgend eines Schlüssels, oder ist sonst noch etwas zu besprechen?"

„Nein, Alles in Ordnung!“ und Relknew verschwand, wie er gekommen, leis plätschernde Ruderschläge verriethen, daß sein Boot sich entferne. Auch Jeanetta verließ das Gartenhaus und schritt langsam dem Wohngebäude zu. Und während sie so, gesenkten Hauptes, durch den Park streifte, murmelte sie leise vor sich hin: „Der Relknew ist doch dummer, als ich dachte, läßt sich wirklich bereden, den Plan nicht aufzugeben! Doch gleichviel, mein Vorhaben wird jedenfalls gelingen. Er kommt, dessen bin ich gewiß, und ob er dann bleibt bis Alles vorüber, oder ob er frühzeitig geht und dann im Hause mit Relknews sauberen Genossen zusammentrifft, und ihre Absicht vereitelt, immerhin wird er gestehen müssen, wo er war, und das ist Alles, was ich will.“ — — —

„Kann ich Massa noch mit irgend etwas dienen?“ fragte Joso einige Stunden später, nachdem er Reinhard auf dessen Zimmer begleitet und dort Alles für die Nachtruhe geordnet hatte.

„Nein, mein alter Joso,“ erwiderte Reinhard, freundlich dem Neger die Hand reichend, „geh', treue Seele, und ruhe Dich aus von all' den Strapazen, aber laß Dir erst noch einmal danken für die mir bewiesene Aufopferung und Hingebung.“

„Ach, Massa!“ stammelte der Schwarze, unfähig eines

weiteren Wortes, und drückte Reinhards Hand mit Inbrunst an die Lippen.

Nachdem der Neger sich entfernt, griff Reinhard in die Brusttasche und nahm einen Brief hervor, den er gleich beim Eintreten seines Zimmers auf dem Tische bemerkt, und dessen Adresse — von einer Damenhand geschrieben — den jungen Mann nicht ganz so gleichgültig gelassen hatte, wie er äußerlich erschienen.

Daß Georgia ihm nicht schreiben würde, dessen war er sicher, aber nicht so sicher, ob der Brief von Fernanda, ob von der Mulattin sei, und er war begierig, zu erfahren, was die eine oder die andere ihm schriftlich wohl zu sagen habe.

Er öffnete den Brief. In festen, gleichmäßigen, dabei ungemein zierlichen Schriftzügen blickten spanische Worte ihm entgegen, die in deutscher Uebersetzung ungefähr also lauteten:

„Eine Unglückliche richtet diese Worte an Sie, eine Verzweifelnde. Ich weiß nicht, was ich schreiben soll, nicht was sagen, um Sie zu bewegen, mein Flehen zu erhören. Ich muß Sie sprechen, sprechen ohne Zeugen und ehe ich Ihnen wieder im Kreise der Anderen begegne. Kommen Sie zu mir, heute noch, gleich, so bald Sie diese Zeilen gelesen. Ich warte Ihrer, warte in Todesangst; denn

kommen Sie nicht, beachten Sie die Bitte nicht, welche ein Weib Ihnen zuruft, das die Liebe für Sie dem Wahnsinn nahe gebracht, so ist das Wasser hinter Mr. Burkleffs Villa meine einzige Rettung. Ich will nicht Ihre Liebe, fürchten Sie nichts; aber ich will Ihre Verzeihung, ein freundliches Wort von Ihnen, das Trost mir sein soll auf dem langen öden Lebenswege, der vor mir liegt. Jeanetta weiß, sie richtet ihre Bitte an einen Edlen, der einer Unglücklichen verzeihen wird, um ihrer großen Liebe willen, und gern ihr beistehen, besser zu werden, als sie bisher gewesen. Kommen Sie! aus tiefster Verzweiflung rufe ich zu Ihnen: Kommen Sie!"

„Eine Falle!" lauteten Reinhards erste Worte, als er den Brief niederlegte.

Aber er nahm ihn wieder auf und las ihn zum zweiten und zum dritten Male.

„Unmöglich!" sagte er dann. „Ich kann's, ich will's nicht glauben, daß ein menschliches Wesen solcher Verstellung fähig sei. — Und was kann sie auch wollen? Mich tödten? Ich werde doch mit einem Weibe fertig werden! Jetzt, da ich auf Alles vorbereitet bin, wird doch nicht Staunen und Entsetzen mir wiederum die Glieder lähmen! Und was könnte ich sonst fürchten? Ihre Liebe?" Er schritt im Zimmer auf und nieder. „Unsinn! Nun muß ich gehen;

mir selbst, der zweifelnden Stimme in der eigenen Brust will ich beweisen, daß — Georgia's Bild im Herzen — ich jeder Versuchung widerstehe."

Und er strich mit der Hand durch das lockige Haar, faltete den Brief zusammen und steckte ihn ein; und im Vorübergehen, während er das Licht in seinem Zimmer löschte, griff er nach dem kleinen, zierlichen Revolver, der auf dem Tische lag, ihn in die Tasche schiebend, ohne sich recht bewußt zu werden, warum er's that.

Jetzt erst fiel ihm ein, daß er, um in Jeanetta's Zimmer zu gelangen, an Georgia's Thür vorüber müsse. Wenn sie nun wachte und ihn hörte? Und was weiter? würde er nicht überhaupt früher oder später sein Abenteuer ihr berichten? Und durfte er sich durch irgend ein Bedenken zurückhalten lassen, wenn es galt, vielleicht ein Menschenleben zu retten? Er mußte sich letzteres immer wieder von Neuem vorhalten, vielleicht, weil eine leise Stimme im tiefsten Innern ihm sagte, daß nur das Abenteuerliche der Sache ihn reize, daß er im Begriff sei, etwas zu thun, das eigentlich mit seiner Denkungsart im Widerspruche stehe.

„Ich werde Alles Georgia erzählen!" damit kämpfte er auch den letzten Zweifel nieder, und ging. Aber dennoch trat er sehr leise auf, er wollte Georgia's Schlaf nicht stören. Bei seinen trotzdem nicht unhörbaren Schritten

öffnete sich Jeanetta's Thür fast geräuschlos, und sie selbst empfing ihn auf der Schwelle mit der stolzen prächtigen Haltung einer Königin, mit der Gluth und dem bestrickenden Zauber eines liebenden Weibes.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Im Schlummer lächelnd, die rosigen Lippen halb geöffnet, die eine der zarten Hände in der goldenen Lockenfülle ganz vergraben, während die andere eine frisch blühende Rose, eine Gabe des heute Heimgekehrten hielt, lag Georgia und schlief, die Seele erfüllt mit anmuthsvollen Traumgebilden.

Welch' anderen Ausdruck trug das ernste bleiche Antlitz, das sich liebevoll und doch so tief bekümmert über sie beugte.

Fernanda konnte nicht schlafen. Wie hatte das Wiedersehen mit dem Geliebten, ewig ihr Verlorenen sie erregt Und es war nicht allein ihr eigenes Schicksal, was sie mit unsagbarem Weh erfüllte, es war fast mehr noch die Angst, daß auch der Frieden, die Ruhe der geliebten Schwester bedroht sei.

Was hatte Reinhards Bestürzung heute beim Anblick Jeanetta's zu bedeuten? Hatte der Brief Wahrheit ent-

halten? hatte es nicht allen Anschein gehabt, als ob wirklich irgend ein geheimes Einverständniß zwischen Reinhard und Jeanetta walte? Sie liebte ihn, das war gewiß, das hatte Fernanda gleich bei der ersten Begegnung erkannt, und heute hatte es sie bedünken wollen, daß auch er nicht gleichgültig sei gegen das verzehrende Feuer, welches den Blicken der schönen Mulattin entströmte.

In Fernanda's Augen kam kein Schlaf; sie war nur froh, daß Georgia von Alledem nichts ahnte, sondern in tiefstem Frieden schlummerte und von dem Heißgeliebten träumte.

Doch plötzlich zuckte Fernanda zusammen, lauschend hob sie das Haupt, während namenlose Angst in ihren Zügen sich malte. Schritte wurden auf der Treppe hörbar. Wer war es, der zu so später Stunde noch im Hause umher ging? Sie kannte diesen sicheren, weitgreifenden Schritt, trotzdem der Fuß so leise auftrat, und die Matten das Geräusch dämpften. All' ihre Sinne schienen in dem einen des Gehöres sich zu concentriren; sie vernahm das fast unhörbare Geräusch der sich öffnenden Thüre von Jeanetta's Zimmer, dann noch das kurze, leise Flüstern einer menschlichen Stimme; und Alles war still.

Unmöglich! schrie es wild in ihrem Herzen, und doch und doch! Und sie rang die Hände, fuhr dann wieder n

denselben durch die schwarzen Locken, und schien nicht zu wissen, was sie beginnen sollte. Aber nur einen Augenblick, dann trug ihr Antlitz den Stempel düsterer Entschlossenheit. „Gewißheit muß ich haben," murmelte sie leise, „Gewißheit, nicht für mich, aber für sie!" Und noch einen Blick unsäglicher Liebe auf die süß und ruhig schlummernde Georgia werfend, öffnete sie — auch das leiseste Geräusch vermeidend — die Thür, welche nach dem Treppengange führte. Dann trat sie einige Schritte vorwärts, vor Jeanetta's Thür beugte sie lauschend das Haupt, und wild und verzweiflungsvoll schlug ihr armes Herz bei dem Klang der beiden nur zu wohlbekannten Stimmen.

„Verzeihe mir, weil ich so grenzenlos Dich liebe!" hörte sie Jeanetta's leidenschaftliche Stimme mehr als einmal wiederholen; und dazwischen sprach Reinhard leise beruhigende Worte, die sie jedoch nicht verstehen konnte, so sehr sie sich auch bemühte.

Doch was war das? Welche Laute drangen vom unteren Flur zu ihr empor? Leise Stimmen, dumpfes Stöhnen und ein Geräusch wie von vergeblichem Bemühen eine Thür zu öffnen.

Unhörbaren Schrittes eilte sie nach der Treppe und beugte sich spähend hinüber; aber sie bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um den Schrei zurückzuhalten, der bei

dem Anblick, welcher dort sich bot, ihrer geängsteten Brust sich entringen wollte.

Bei dem Scheine einer Blendlaterne gewahrte sie einen Mann, der Kopf und Antlitz mit einer schwarzen, ihn unkenntlich machenden Kappe umzogen, auf Bob, dem Neger, kniete und den sich heftig Sträubenden zu erdrosseln suchte. Eine andere ähnliche Gestalt war damit beschäftigt, die Thür zu öffnen, welche nach dem Schlafgemache Burkleffs führte.

Fernanda's erster Gedanke war, laut Reinhards Hülfe herbeizurufen, ihr zweiter die Frage, ob er wohl auch Waffen bei sich habe; die Rückwirkung all' der Aufregung, die sie in den letzten Stunden durchlebt, machte sich nun auf einmal geltend, indem ein Gefühl sie überkam, als ob Alles, was um sie her geschehe, sie selbst nichts angehe, sie persönlich gar nicht treffe.

Schnell, jedes Geräusch vorsichtig meidend, schlüpfte sie nach Jeanetta's Thür zurück, öffnete dieselbe und betrat das Zimmer, so bleich, aber auch so vollkommen ruhig wie ein abgeschiedener Geist.

Sie achtete nicht auf den Anblick, der Jeanetta ihr zeigte, beide Arme um Reinhards Hals geschlungen, allerdings in einem Momente, da Reinhard, wohl durch

Fernanda's Eintritt veranlaßt, diesen Fesseln sich zu entziehen suchte.

Den Finger an die Lippen zum Zeichen des Schweigens drückend, trat Fernanda schnell auf Reinhard zu, und indem sie leicht seinen Arm berührte, sagte sie kaum hörbar: „Haben Sie Waffen bei sich? Es sind Diebe im Hause!"

Die schönste Genugthuung war Jeanetta geworden; sie wußte, Fernanda war nicht allein der Diebe wegen so verstört; aber gleichzeitig schoß ihr wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, ihre Spießgesellen zu warnen, und als ob Fernanda's Worte tödtlich sie erschreckt, stieß sie einen lauten Schrei aus.

Reinhards Bestürzung über das seltsame Zusammentreffen ungewöhnlicher Ereignisse währte gleichfalls nur einen Augenblick; im nächsten hatte er seinen Revolver in der Hand und eilte die Treppe hinab, zu rechter Zeit, um dem letzten der Fliehenden eine Kugel nachzusenden, die ihn noch einige Schritte thun, dann zusammenbrechen ließ.

Von dem Lärm erweckt, trat auch Burkleff aus seinem Schlafgemach, und Georgia gesellte sich zu den Uebrigen.

Nachdem man zuvörderst den gefesselten Bob aus seiner unbequemen Lage befreit und Joso herbeigerufen hatte, machte man sich daran, den Verbrecher, den ein Schuß in das rechte Bein unfähig zur Vertheidigung wie zur Fluc

gemacht, in das Haus zu schleppen und ihm eine Stätte anzuweisen, wo er von den Negern verbunden und bewacht, verweilen konnte, bis man ihn am nächsten Morgen dem Gericht überliefern würde.

Jeanetta hatte sich, als die erste Verwirrung vorüber war, auf ihr Zimmer zurückgezogen. Sie fühlte eine unsägliche Befriedigung. Reinhard war gekommen, und konnte sie sich auch nicht rühmen, daß sie in irgend einer Weise einen Sieg über ihn oder über die Rivalin errungen, so hatte sie ihren Hauptzweck, Verbreitung des Scheines, doch erreicht.

Indessen waren Georgia und Fernanda um den Vater bemüht, dem Schreck und Aufregung ein Unwohlsein zugezogen, und Reinhard unterstützte sie, obgleich ihm war, als wandle er in einem Traum; und bei dem Anblick von Fernanda's stillen bleichen Zügen fühlte er immer brennender den Wunsch in seinem Herzen, ihr gegenüber sich zu rechtfertigen, von dem Verdachte, den sie nothgedrungen gegen ihn hegen mußte, sich zu reinigen.

So verging die Zeit, ohne daß einer der Bewohner des Burtleff'schen Hauses die gestörte Nachtruhe wieder gesucht hätte; und sie begrüßten Alle, mehr oder minder erregt und doch erschöpft, das Licht des neu anbrechenden Tages.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Burkleffs Zustand hatte sich gegen Morgen hin verschlimmert, und der herbeigerufene Arzt erklärte, daß ein Nervenfieber im Anzuge, welches aber durch Vorsicht und gewissenhafte Pflege vielleicht noch fern zu halten sei.

Georgia wich nicht von der Seite des Vaters. Wie lieb dem alten Burkleff sein Pflegekind auch war, so kühl und frisch legte sich doch eben nur Georgia's Hand auf seine brennende Stirn, so sanft, so lieblich berührte nur Georgia's weiche Stimme sein Ohr, und der Trank, den sie ihm bereitet, dünkte ihn doch am erquickendsten.

Georgia wußte das, und nur selten trat sie ihren Platz am Bette des Vaters der Schwester ab; nie räumte sie ihn ganz, wenn Reinhard sie darum ersuchte, duldete es aber, daß Fernanda sowohl, wie der vom Vater immer höher geschätzte Freund mitunter ihre Bemühungen theilten.

Hätte Reinhard nicht Georgia geliebt fast von dem ersten Momente an, da er in dies reizende Kinderantlitz geschaut, am Krankenbette des Vaters hätte er es lernen müssen, sie zu lieben, wie er jetzt lernte, ihre Sanftmuth, ihre Geduld bewundern, wie jetzt ihre Umsicht, ihre stille Festigkeit und nie ermüdende Ausdauer sein Herz mit Hochachtung gegen sie erfüllte.

Es war übrigens eine peinliche Scene gewesen, als Georgia gleich am ersten Morgen ihrer Dankbarkeit für Reinhards entschlossenes Handeln Ausdruck verliehen.

„Danken Sie mir nicht," hatte Reinhard darauf erwidert, und es nicht verhindern können, daß das Blut ihm jäh in's Antlitz stieg, „ich habe, indem ich dieses Haus beschützt, ja nur zugleich mich selbst vertheidigt; der Ruhm der Wachsamkeit, des muthigen und beherzten Handelns gebührt allein hier Fräulein Fernanda."

Und Georgia umarmte die Schwester, ohne zu fragen, wie denn das Alles so gekommen; der Vater nahm im selben Augenblicke ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, und sie eilte nach dem Nebenzimmer, Reinhard und Fernanda allein zurücklassend.

Fernanda's Herz pochte, daß die Schläge desselben sie zu ersticken drohten, und die Unmöglichkeit fühlend, auch nur ein Wort mit Reinhard zu wechseln, machte sie Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Fräulein Fernanda!" Sein Anruf hielt sie zurück. Er trat ihr näher, während er schnell, aber mit gedämpfter Stimme, fortfuhr: „Ich muß mich Ihnen gegenüber aussprechen, Ihre Blicke, Ihr Benehmen sagen mir nur zu deutlich, welche Schlüsse Sie aus den Vorgängen der vergangenen Nacht gezogen."

Fernanda war während seiner Worte ruhiger geworden, und es war mehr Schmerz als Vorwurf in dem feucht schimmernden Blicke, in dem Tone, mit welchem sie sagte: „Ich hatte wohl nicht nöthig, Schlüsse zu ziehen, Mr. Winkler, wo die Thatsachen vor meinen Augen lagen."

Er preßte die Lippen zusammen und legte nachsinnend die Hand einen Moment über Stirn und Augen. Dann sagte er: „Was kann ich thun, mich von dem Verdacht zu reinigen, der mich trifft!"

Und wie einen plötzlichen Entschluß fassend, deutete er auf einen Sessel mit den Worten: „Lassen Sie sich ausführlich erzählen, wie das Alles so gekommen; freilich muß ich Sie Jeanetta's willen bitten, zu Niemandem davon zu sprechen."

„Auch zu Georgia nicht?" fragte Fernanda, während sie seiner stummen Aufforderung sich zu setzen, Folge leistete.

„Wenn Sie der Versicherung etwa nicht Glauben schenken sollten, daß ich nicht fähig wäre, um Georgia's Liebe zu werben, so lange noch eine Falte meines Herzens, ein Ereigniß meines Lebens ihr verborgen, so mögen Sie immerhin ihr sagen, was geschehen ist."

Und sich gleichfalls auf einen Sessel niederlassend, beichtete Reinhard der lauschenden Fernanda Alles, was sich zwischen ihm und Jeanetta zugetragen hatte. Er erzählte

von dem Briefe, und daß sie in Wahrheit ihn nur gerufen habe, seine Verzeihung zu erflehen, sein ferneres Schweigen zu erbitten über den Mordversuch, den sie auf sein Leben in einem Anfalle von Wahnsinn gemacht.

„Ich hätte geschwiegen,“ fuhr er fort, „auch Ihnen gegenüber, aber zu viel liegt mir an Ihrer Achtung; ich kann es nicht mitansehen, wie Georgia's willen, der schmähliche Verdacht Sie quält. Ich mußte Ihnen Aufschluß geben.“

Fernanda hatte ohne Unterbrechung ihn zu Ende sprechen lassen, jetzt sagte sie ruhig: „Den Mordversuch, Mr. Winkler, hat man mir in einer andern Lesart mitgetheilt; doch darf ich vielleicht den Brief sehen, den Jeanetta geschrieben?“

„Jeanetta hat ihn zurückgefordert, und ich gab ihr denselben.“

„Und Sie verlangen,“ fragte Fernanda, „daß ich nun ohne jeden Beweis Ihren Worten glauben soll?“

„Verlangen? Nein!“ erwiderte er; „aber ich hoffe es, wie ich überzeugt bin, daß Georgia ohne Beweise mir glauben wird.“

„Nun wohl,“ sagte Fernanda, von ihrem Platze sich erhebend, „auch ich glaube Ihnen; aber da ich nun mit Bestimmtheit weiß, daß Jeanetta Sie liebt und Georgia

haßt, Jeanetta, von deren leidenschaftlicher Natur Alles zu befürchten ist, so gestatten Sie mir, daß ich sofort zu ihr gehe und, vielleicht unter dem Vorwande von Mr. Burkleffs Krankheit, sie darauf aufmerksam mache, daß es gerathen sei, sie vertausche ihren jetzigen Aufenthalt mit einem anderen."

„Uebereilen Sie nichts, Fräulein Fernanda!" bat Reinhard. „Das würde die Stolze unendlich kränken und beleidigen; ich bin überzeugt, sie verläßt von selbst in den nächsten Tagen dieses Haus."

„Wie edel, Mr. Winkler," erwiderte Fernanda mit leichtem Spott, „derjenigen noch das Wort zu reden, die nach Ihrem Verderben strebte!"

Reinhard beachtete den spottenden Ton Fernanda's nicht, sondern sagte mit jenem ruhigen Ernst, der selten ihn verließ: „Es wäre ja thöricht, wenn ich nicht verzeihen wollte, was in leidenschaftlicher Erregung gefehlt wurde: „Glauben Sie mir, Haß und Rachsucht bleiben dem fern, der sich gewöhnt, die Dinge im Zusammenhange zu überschauen, der nicht immer nur die Wirkung, sondern auch die Ursache vor Augen hat. Wenn ich an Jeanetta's Abstammung denke, durch welche das heiße Blut und mit dem heißen Blut die Leidenschaft ihr angeboren ist, wenn ich der Erziehung mich erinnere, die sie genossen oder vielmehr nicht genossen hat, kann ich sie eben so wenig ver-

dammen, wie ich ein Thier verdammen würde, das seiner Natur gemäß gehandelt, thäte es mir auch dadurch weh, oder brächte Schaden über mich."

„Wohl," erwiderte Fernanda, bleich bis in die Lippen, aber gleichfalls vollkommen ruhig, „wir verdammen nicht ein Thier, das uns schadet, aber wir suchen uns vor ihm zu schützen, wir tödten es sogar."

„Wissen Sie auch, warum wir ein Thier nicht verdammen? Weil es unfrei ist, weil selbst, wenn es uns schadet, es nur dem Instincte folgt, den die Natur hineingelegt. Wenn wir uns nun aber vergegenwärtigen, daß auch der Mensch nicht frei, daß er — allem Erschaffenen gleich — den Gesetzen der Natur unterworfen ist, daß er nicht hinaus kann über das, wozu Anlagen und Erziehung ihn bestimmen, so werden wir auch ihn niemals verdammen. — Dies aber nun ist der Unterschied, Fräulein Fernanda: Das Thier ging fertig hervor aus der Hand der Schöpfung, an ihm ist nichts zu ändern, nichts zu bessern, wir dürfen es also tödten, uns vor seiner wilden Natur zu schützen; doch der Mensch ist der Verbesserung, der Veredelung fähig, ihn machen wir unschädlich, indem wir daran arbeiten, ihn zu bessern."

„So würde Papa auch sprechen," meinte Fernanda, versöhnlicher gestimmt, fügte aber doch hinzu: „Und wo, wie bei Jeanetta keine Besserung mehr zu hoffen ist?"

„Ich behaupte, es giebt keinen Menschen, bei welchem absolut keine Besserung möglich sei, keine Seele, die so finster, daß nicht ein Lichtstrahl sie erhellen könnte, wenn unter den vielen Berufenen nur ein Auserwählter sich befände, der als wahrer Hoherpriester mit der Leuchte der Geistesbildung und dem erwärmenden Feuer der Liebe einzudringen vermöchte in die umnachteten und verhärteten Herzen. Sehen Sie, Fernanda, darum bin ich ein so ergrimmter Feind der Todesstrafe; wie viele Wesen streicht man ohne Bedenken aus der Liste der Lebenden, ohne es einmal zu versuchen, sie des Daseins Süßigkeit schmecken zu lassen, denn süß ist das Leben nur dem Guten, der Verbrecher, der Ehr- und Herzlose weiß nichts von seiner Herrlichkeit."

Vor der Gewalt seiner Rede, vor dem leuchtenden Blick seines Auges, schwand auch Fernanda's letzter Zweifel, und fast bewundernd blickte sie zu Reinhard auf, der lächelnd jetzt sich unterbrach: „Wir kommen von unserm Gegenstande ab, oder vielmehr der Gegenstand riß mich fort; urtheilen Sie nicht zu hart über die Mulattin. Sie haben sie allerdings durch meine Erzählung von einer gefährlichen Seite kennen gelernt, aber bedenken Sie, daß nichts so geeignet ist, die guten oder bösen Eigenschaften in der Seele eines Weibes zur vollsten Reife zu bringen als eine unglückliche Liebe. Ein edles Weib hat nie mehr Gelegenheit, ihre

ganze Seelengröße zu entfalten, als wenn sie liebt, und die Liebe des Geliebten einer Anderen gehört. Aber in der Brust eines Weibes, wie Jeanetta, werden dadurch alle wilden Triebe, alle dunklen Leidenschaften aufgewühlt, und sie würde gänzlich untergehen, wollte man, statt ihr die helfende Hand zu reichen, sie noch tiefer in Elend und Verzweiflung stürzen. — Sie weinen, Fernanda? meine Worte haben Sie gerührt? Nun denn, so begegnen Sie der Unglücklichen, der ja ohnedies wahrscheinlich noch ein schweres Schicksal bevorsteht, mit gewohnter Freundlichkeit."

Fernanda trocknete ihre Thränen. „Nun wohl, Mr Winkler, so mag's denn sein! Jeanetta mag sogar hier bleiben, bis sie von selbst das Haus verläßt; nur spreche ich mich frei von aller Schuld, wenn ihre Anwesenheit Unheil über dieses Haus bringt."

Und sie entfernte sich, ohne eine Entgegnung abzuwarten während Reinhard kopfschüttelnd vor sich hin sagte: „Es ist doch sonderbar, wie hartnäckig selbst eine edle Frau in ihrem Verdammungsurtheil bleibt, wenn es um eine vermeintliche Nebenbuhlerin sich handelt, und sei es auch nur die Nebenbuhlerin einer Schwester."

Fernanda aber hatte ein einsames Plätzchen im Garten aufgesucht, um ungestört darüber nachzusinnen, ob es geschmeichelte Eitelkeit oder ob es anerkennenswerthe Dank-

)arkeit sei, daß jeder, selbst der beste Mann, als Schützer
ınd Vertheidiger auch der verworfensten Frau auftritt, nur,
veil er sich von ihr geliebt weiß.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Endlich trat eine Besserung in Mr. Burkleffs Zustand
in; aber obgleich die Gefahr vorüber, kein Fieber mehr
orhanden war, mußte der Kranke doch immer noch das
Bett hüten, und der alte Herr, der an strenge Thätigkeit
jewöhnt war, würde am Ende ungeduldig genug geworden
ein, wenn seine Töchter und auch Reinhard nicht jeder Zeit
)ereit gewesen wären, ihn zu unterhalten, ihre ganze Zeit
)em Patienten zu widmen.

„Sie haben heut einen Brief aus der Heimath er=
)alten," sagte Burkleff eines Tages zu Reinhard, der allein
ın seinem Lager saß, ein wenig schweigsamer, ein wenig
tiller als sonst: „sind die Nachrichten nicht erfreulich, Sie
cheinen verstimmt zu sein, lieber Reinhard?"

„Von Haus, von den Eltern und Brüdern enthält der
Brief nur Gutes," berichtete Reinhard mit leicht umwölkter
Stirn, „aber der Vater schreibt von meinem liebsten Freunde,
)aß er auf dem besten Wege sei, durch den Dämon des

Spieles, dem er sich mit Leib und Seele ergeben, gänzlich ruinirt zu werden."

„Wer ist Ihr liebster Freund?" fragte Burkleff theilnehmend.

„Arthur Darnley, von der Herrschaft Reichenstein, zu welcher auch mein heimathliches Dörfchen gehört."

„Darnley?" fragte Burkleff und schreckte förmlich zusammen. „Sie nennen da einen Namen, der mir das Blut rascher durch die Adern jagt. Stammt die Familie aus England? Erzählen Sie, o erzählen Sie schnell."

„Regen Sie sich nicht auf, bester Freund," bat Reinhard beruhigend; „wenn ich geahnt, daß Sie in irgend einer Beziehung zu Arthur Darnley stehen, hätte ich den Namen nicht genannt."

„Ich weiß es ja nicht, lieber Reinhard! Bitte erzählen Sie mir Alles, was Sie von der Familie wissen; Sie ahnen nicht, wie Sie mich auf die Folter spannen, wenn Sie noch länger zögern."

„Die Familie stammt allerdings aus England," berichtete Reinhard, der einsah, daß es am besten sei, er gewähre Burkleffs Verlangen. „Die Herrschaft Reichenstein war ursprünglich ein Fideicommiß, der letzte Erbe desselben, ein deutscher Baron, starb ohne einen rechtmäßigen

Nachfolger, und die ganze reiche Herrschaft fiel dem Fiscus zu.

„Unter den vielen Käufern, welche um das herrliche Besitzthum warben, befand sich auch Lord Darnley, der mit einer jungen schönen Gemahlin erst kurze Zeit in Deutschand lebte.“

„Und wie viel Jahre ist das her?“ fragte Burkleff azwischen.

„Fünfundzwanzig,“ entgegnete Reinhard; „ich war danals noch ein Kind, was ich erzähle, ist mir selbst erst päter erzählt worden.“

„Fünfundzwanzig Jahre!“ wiederholte Burkleff. „Das timmt! Fahren Sie fort, mein Freund.“

„Die Herrschaft wurde dem Lord zugesprochen, und er ebte mit seiner Gattin, von deren Schönheit meine Mutter och heutigen Tages spricht, in dem Schlosse, das, wie geagt, ganz in der Nähe meines Heimathdörfchens liegt.

„Aber Lord Darnley war ein mürrischer, finsterer Geell, der den Aufenthalt in dem einsamen Schlosse nur gewählt hatte, weil er vermeinte, seinen größten Schatz, sein chönes, goldlockiges Weib, dort besser behüten zu können. Man erzählte, daß er England nur verlassen, um sein Weib on all' ihren Verwandten und Bekannten zu entfernen, die icht gestatten wollten, daß sie sich der Tyrannei des maß-

los Eifersüchtigen so gutwillig und geduldig unterwerfe, wie sie that.

„Nur einen treuen, erprobten Diener, der die schöne Lady — so nannte man sie allgemein — als Kind auf den Armen getragen, hatte sie nach dem Willen ihres Bruders mit in die neue Heimath genommen.

„Die Eifersucht Lord Darnley's mußte wohl krankhafter Natur sein, denn als sich in der Einsamkeit kein anderer Gegenstand fand, übertrug er seine Eifersucht sogar auf einen älteren, in jeder Beziehung unter ihm stehenden Mann: den Diener seiner Gattin. Eine durch den Ausbruch dieser Eifersucht herbeigeführte Scene kostete der Lady das Leben, das sie einem Söhnchen schenkte."

„Also todt!" murmelte Burkleff und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ich rege Sie auf; lassen Sie mich ein anderes Mal weiter erzählen!" bat Reinhard.

Burkleff schüttelte den Kopf. „Sie erzählen mir nichts Neues; ich hab's gewußt, da alle meine Aufrufe an Lucy vergebens waren. Sprechen Sie nur weiter, was ward aus Lord Darnley, was aus dem treuen Diener?"

„Es war ein tragisches Schicksal, das sie traf," sagte Reinhard vorbereitend. „Lord Darnley war durch das Hinscheiden seiner Gattin in eine Stimmung versetzt, die fast

an Wahnsinn grenzte; und nicht sich betrachtete er als die Ursache ihres jähen Todes, nein, denjenigen, der ihm Veranlassung zu so schmählichem und nach seiner Meinung nicht einmal ungerechtem Verdacht gegeben hatte. Ein Zusammentreffen zwischen Herr und Diener war unter solchen Umständen fast unvermeidlich; und als Lord Darnley in rasender Wuth, zugleich mit entehrenden Schimpfnamen, den Dolch gegen den vermeintlichen Rivalen zückte, entriß ihm dieser die Waffe, und gleichfalls auf's Höchste erregt, durchbohrte er die Brust des verhaßten Gebieters.

„Das Gesetz verurtheilte den Mörder zum Tode, der König begnadigte ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft, und noch heute schmachtet der Unglückliche im Kerker zu D.

„Der Anwalt Preuß, Rechtsbeistand des Lords, ward vom Pupillen-Collegium zum Vormund des Kindes, eines reizenden Knaben, und zum Verwalter der Güter ernannt. Man streitet nicht selten gegen die angeborenen, den Charakter eines Menschen begründenden Eigenschaften, und möchte dessen ganzes Wesen und Sein auf die Erziehung zurückleiten; aber ich glaube ein besseres Beispiel für die nicht zu unterdrückenden angeborenen Keime in der menschlichen Seele möchte nicht anzuführen sein, als Arthur Darnley. Den gewissenlosesten Händen anvertraut, geflissentlich der Träg-

heit, der Genußsucht in die Arme geführt, umgeben von Habgier, Engherzigkeit und Pietätlosigkeit, giebt es dennoch kein edleres Gemüth als das seine, ist Niemand fleißiger, strebsamer, als gerade er. — Aber ein Wunder ist es freilich nicht, daß es seinem Vormunde, der zugleich auch sein Verderber, endlich doch gelungen, den Jüngling wenigstens an den Spieltisch zu fesseln, selbstverständlich in der Absicht, daß derselbe sein reiches Erbe an ihn und seinen Sohn, den natürlich steten Gewinnern, vergeude.

„Mein Vater, der den Freund meines Herzens fast mit gleicher Liebe umschließt wie seine eigenen Söhne, ist außer sich bei dem Gedanken, daß Arthur so nah am Rande des Verderbens steht, ohne daß man in irgend einer Weise gewaltsam einschreiten könne. Arthur ist volljährig, und wenn er den Warnungen nicht hört, wird er bald genug ruinirt, von einem der reichsten Edelleute zum Bettler herabgesunken sein."

„Nein, das soll nicht geschehen!" sagte Burkleff bestimmt; und auf Reinhards fragenden Blick fuhr er fort: „Vernehmen Sie heut' nur so viel — ich hege keinen Zweifel, daß Arthur Darnley mein Neffe ist, das einzige Kind meiner einzigen Schwester. Nächstens erzähle ich Ihnen Ausführlicheres, augenblicklich bin ich zu sehr erschöpft." Und

der alte Mann sank so schwer in die Kissen zurück, daß Reinhard sich von Neuem Vorwürfe machte, seines Freundes erwähnt zu haben.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Man hatte den verwundeten Einbrecher — der Schuß hatte Vandropp getroffen — den Gerichten überliefert, und der Elende hatte keinen Augenblick gezögert, seinen Mitschuldigen Kollremp anzugeben. Doch noch während der Untersuchungshaft waren Beide urplötzlich auf unerklärliche Weise aus dem Gefängniß entflohen, und Niemand hörte wieder von ihnen, aber auch Niemand vermochte denjenigen zu ermitteln, der ihnen nothwendig zur Flucht behülflich gewesen sein mußte.

Während der Krankheit Burkleffs hatte Reinhard nicht gewagt, mit Georgia von seiner Liebe zu sprechen, und der Zeitpunkt, den er zu seiner größeren wissenschaftlichen Reise bestimmt hatte, rückte näher und näher, und noch immer hielt den Zartfühlenden der nur allmälig sich bessernde Zustand des Vaters zurück, die Gedanken der Tochter für sich in Anspruch zu nehmen.

Im hochlehnigen Wiegenstuhl, sorgsam durch Kissen unterstützt, saß Mr. Burkleff auf der Veranda seines Hauses,

und lauschte der wohltönenden Stimme Fernanda's, die schon seit einer Stunde dem Vater vorlas und nicht müde wurde.

Georgia hatte bis vor Kurzem gleichfalls zugehört, dann hatte sie plötzlich über die Hitze geklagt, sich von ihrem Platz erhoben und nach der Richtung des Gartenhäuschens hin sich entfernt.

Jetzt rollte Burkleffs Gefährt vor das Haus, und gleich darauf trat Reinhard, der einige Besuche gemacht, auf die Veranda. Er bat um Verzeihung, daß er die „Vorlesung“ störe, und fragte dann, nachdem er einige Minuten in augenscheinlicher Unruhe bei der kleinen Gesellschaft zugebracht, wo Miß Georgia weilte.

„Sie ist vor einer halben Stunde nach dem Gartenhäuschen gegangen,“ antwortete Fernanda, und nahm ihr Buch wieder zur Hand, als erwarte sie nun, daß Reinhard gleichfalls sich entfernen werde.

Sie hatte sich nicht getäuscht, er stand auf, und halb fragend gegen Mr. Burkleff sich wendend, sagte er: „Ich werde mir erlauben, Miß Georgia aufzusuchen.“

Burkleff nickte nur zustimmend mit dem Kopfe, Fernanda aber wechselte die Farbe, und mit stürmisch klopfendem Herzen lauschte sie dem sichern und doch leichten Schritt des geliebten Mannes, wie er langsam dem Gartenhäuschen zuging. Sie nahm ihr Amt als Vorleserin wieder auf, doch

alsbald unterbrach Burkleff sie mit den Worten: „Laß gut sein, Kind, Du bist ermüdet! Dort kommt Joso, der mag ein wenig bei mir bleiben; Du geh' und unterhalte Dich mit den Andern; Du armes Kind hast Dich so angestrengt, daß Du ganz blaß aussiehst.“ Und er strich zärtlich mit der ein wenig abgemagerten Hand über die bleichen Wangen Fernanda's.

„O nicht doch, Papa,“ lautete die Entgegnung, „mir ist ganz wohl. Doch da kommt Jeanetta, sie mag Dir ein wenig Gesellschaft leisten, während ich gehe die Anderen aufzusuchen.“ Und Fernanda eilte hinweg, an Jeanetta vorüber, um in der Einsamkeit ihres Zimmers ungestört sich der sie bestürmenden Gedankenfluth überlassen zu können.

Indessen hatte sich Reinhard nach dem ihm bezeichneten Platze begeben; auf dem halben Wege dorthin war Jeanetta ihm entgegengekommen, die aber — ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit — mit kaltem Gruß, von einem tückischen Lächeln begleitet, an ihm vorüberstreifte.

Reinhard hatte Jeanetta aus dem Gartenhäuschen treten sehen, und nun eigentlich die Hoffnung aufgegeben, Georgia daselbst zu finden; dennoch verfolgte er seinen Weg in der eingeschlagenen Richtung. Die Thür des Gartenhäuschens war nur angelehnt und er öffnete sie geräuschlos.

Auf der Steinbank, von Orangen-, Myrthen und Lorbeer-

bäumen überschattet, saß Georgia, aber in einer Stellung, die dem tiefsten Schmerze, der herbsten Seelenpein Ausdruck gab. Er trat dicht an sie heran, ohne daß sie seine Nähe ahnte.

„Georgia!" sagte er nur, nachdem er einen Moment sie schweigend beobachtet; und all' die lang zurückgehaltene Liebe, all' die augenblickliche Angst seines Herzens brach sich in diesen wenigen Lauten Bahn.

Sie hob das thränenüberströmte Antlitz von dem Arm, welcher auf der Seitenlehne der niederen Steinbank ruhte.

Bei diesem Anblick einem plötzlichen Impulse nachgebend kniete Reinhard an ihrer Seite nieder, und den Arm um ihre zarte Gestalt legend, küßte er die Thränen aus den erstaunt blickenden Augen. Es war, als sei alles Leben bei seiner Berührung ihr entflohen, so willenlos ruhte ihr Köpfchen an seiner Brust, so regungslos überließ sie sich seinen innigen Küssen.

Als er dann aber in ihr Ohr flüsterte: „Georgia, meine Geliebte! mein Weib?" fuhr sie plötzlich wie aus einem Traum erwacht empor; und mit verzweiflungsvoller Geberde die Hände vor das Antlitz schlagend, rief sie leise, aber schmerzdurchbebt: „Es kann nicht sein! O, mein Gott, es darf nicht sein!"

Er fuhr betroffen zurück. „Was kann nicht sein? Du

willst doch nicht sagen, Georgia, daß Du nicht mein sein darfst?"

Sie nickte leise mit dem Kopfe als Bejahung seiner Frage, und sagte dann nach kurzer Pause: „Wollte ich meinem Herzen folgen — ich würde gegen mein Gewissen handeln."

Sein Antlitz erbleichte in tödtlichem Schrecken, während er zugleich aus seiner knieenden Stellung emporsprang. „Gegen Dein Gewissen, Georgia? So bist Du nicht frei? gehörest nicht Dir selbst? So hattest Du einem Anderen schon Dein Herz gegeben und —"

„O nein, o nein!" unterbrach sie ihn, und Purpurwogen überflutheten ihr Antlitz. „Sie denken an Relknew! Sprechen Sie nicht von ihm! Seitdem ich weiß, was Liebe ist, weiß ich auch, daß ich ihn nie geliebt, niemals."

„So sprich, mein Leben, sag' doch, was ist es, daß Dich von mir trennen will?"

„Ach, fragen Sie nicht, forschen Sie nicht!" bat sie angstvoll, „ich kann, ich darf nicht aufrichtig sein! Und wäre ich's, es würde uns doch nicht helfen."

„Laß es mich wissen, ich werde Hülfe finden, wo Du keine siehst. Ich sage Dir, es giebt nichts, daß im Stande wäre, von diesem Herzen Dich zu reißen, ich sage Dir, es giebt nichts, das uns zur Entsagung zwingen könnte!"

„Doch! — wenn das Lebensglück eines Anderen uns theurer ist als unser eigenes —“

Er trat von ihr zurück; er wollte ruhig sprechen, aber sein Ton bebte in bitterem Schmerze, da er entgegnete: „Ja freilich! wenn das Lebensglück eines Andern Dir theurer ist als selbst das meine! Aber dann, Georgia, liebst Du mich nicht wahrhaft, dann weißt Du auch jetzt noch nichts von dem gewaltigen Gefühl, und es war Täuschung, als ich glaubte, Du liebtest mich, wie ich Dich liebe — über Alles!“

Sie hatte den Blick zu Boden gesenkt, und stand einen Augenblick schweigend, wie in tiefem Sinnen verloren, dann sagte sie leise: „Des Mannes Glück hängt nicht wie das der Frau von seiner Liebe ab, er findet tausend andere Freuden, und was er heute liebt, das hat er morgen schon vielleicht vergessen; so ist es denn nicht Ihr Glück, was ich opfere, ich werde allein unglücklich sein.“

Er stand vor ihr wie vor einem unlösbaren Räthsel er fühlte, das seien Reflexionen, die Georgia wohl kaum von selbst gemacht, und plötzlich kam ihm Jeanetta's tückisches Lächeln wieder zum Bewußtsein. Er trat auf die Geliebte zu, und ihre beiden Hände ergreifend, sagte er mit dem Blick, dem Ton, der so leicht die Herzen ihm unterthänig machte: „Kind, wer spricht nur eigentlich aus Dir, Du weißt nicht, was Du sagst, nicht, was Du thust. Woz

wohl uns so nutzlos quälen! Glaubst Du wirklich den Muth zu finden, Du, mit kalter schonungsloser Hand mein ganzes Lebensglück zertrümmert, vernichtet, in den Staub zu werfen? Unmöglich, Georgia! sei's auch, wer's sei, Du kannst nicht eines Anderen Glück mit meiner Qual erkaufen wollen!"

Und als er nun ihre Hände losließ, um die Arme ihr entgegenzubreiten, flog sie an sein Herz mit dem Ausruf: „Nein, ich kann es nicht! möge Gott mir verzeihen!"

Er hielt sie fest, als wolle er sie nimmer wieder lassen, und wurde nicht müde, die blauen Augensterne und den rosigen Mund zu küssen, bis sie sanft seiner Umarmung sich entwand.

Dann setzte er sich auf die Bank, zog Georgia neben sich nieder, und während er mit ihren langen goldschimmernden Locken spielte, bat er schmeichelnd: „Nun erzähle mir, Du liebes Mädchen, warum Du zuvor mich so gequält hast, warum Du so gethan, als ob Du mich gar nicht lieb hättest. Was war es denn, mein Herz, das Du erst überwinden mußtest?"

„Ich kann es Dir nicht sagen, Reinhard!" lautete die schüchterne Entgegnung.

Er lächelte mild und gütig, aber in seinem Tone lag die ganze unwiderstehliche Macht seines männlichen Ernstes, da er versetzte: „Mein Kind, das ist ein Wort, welches zwischen Mann und Weib, die ja Eins sein sollen, niemals

vorkommen darf. Wie Du stets erfahren sollst, was in mir vorgeht, so darfst auch Du mir nichts verbergen, am wenigsten etwas so Bedeutendes, in unser Leben Eingreifendes, wie dasjenige nothwendig sein muß, dem Du all' unser Glück opfern wolltest."

Er hatte den Arm um sie geschlungen, und ihr Köpfchen an sein Herz drückend, bat er auf's Neue:

„Erzähle, meine Georgia, sprich, was war es, das zwischen uns sich stellen wollte?"

Sie fühlte in diesem Augenblick fast mit einem leisen Schreck, der wie ein seltsamer Schauer sie durchrieselte, welche Macht ihm über sie gegeben, und ohne lange zu zögern, hob sie an:

„Jeanetta hatte mich heute bei Tisch gebeten, am Nachmittag allein hier nach dem Gartenhäuschen zu kommen, sie habe mir etwas mitzutheilen. Ich ahnte, daß es Dich beträfe, und ging hierher zu der bestimmten Stunde, obgleich das Herz mir ziemlich ängstlich pochte, denn — einen ausgenommen — fürchte ich Niemand so wie Jeanetta. Ich kann Dir unsere Unterhaltung jetzt nicht wörtlich mittheilen; zuerst bemühte sie sich, meinen Glauben an Dich und Deine Liebe — ja, ja, ich wußte schon, daß Du mich liebtest, obgleich Du's bis zu jenem Augenblick mir nicht gesagt — und dies Bewußtsein wollte sie mir rauben. Doch es gelang

ihr nicht und da sie sah, daß ich unerschütterlich ihr gegenüber stand, da schlug sie einen andern Weg ein. Und was sie nun mir sagte, war Wahrheit, sah ich mit eigenen Augen, sobald es ihr gelungen, mir die Binde vom Angesicht zu reißen! Ach, Geliebter, und während ich so daran denke, überkommt's mich wieder mit der ganzen vernichtenden Gewalt, die ihre Worte auf mich übten!"

„Was ist es denn, mein Lieb? Du spannst mich auf die Folter!" bat Reinhard, als Georgia weinend inne hielt.

Zögernd, abgebrochen, als scheue sie sich noch immer, es auszusprechen, sagte sie endlich: „Fernanda, meine gute Schwester, liebt Dich auch!"

Georgia hatte ihr Antlitz an seine Brust gedrückt, und wurde so den Ausdruck jähen Erschreckens nicht gewahr, der das seine überflog. So hatte er sich nicht getäuscht all' die Male, wo ein Etwas in Fernanda's Wesen ihn zu der Annahme berechtigt, daß in ihrer Seele für ihn ein wärmeres Gefühl als Freundschaft lebe? Unwillkürlich gedachte er wieder jenes seltsamen Traumes, welcher Blumen, der Liebe schönes Sinnbild, in ihrer Ueberfülle so verderblich ihm werden ließ, wie nun die Liebe selbst ihm verhängnißvoll zu werden drohte.

Er drückte Georgia fester an sein Herz und sich bemühend, ihre Besorgnisse hinwegzulächeln, sagte er mit heiterem

Angesicht: „Du thöricht Kind! so Unwahrscheinliches zu glauben; und dann mit dem edelmüthigen Entschlusse gleich bereit zu sein, mir zu entsagen, als ob ich selbst nicht auch ein Wörtchen mitzureden hätte."

Sie lächelte unter Thränen, während sie erwiderte: „Ich war nicht schnell bereit mit dem Entschlusse, aber ich weiß auch noch immer nicht, wie ich meines Glückes mich von Herzen freuen soll, da es sie, die's so viel mehr verdiente, unglücklich macht."

Reinhard schüttelte den Kopf; dann aber mit dem leuchtenden Blick, der stets mehr noch überredete, als seine Worte selbst, entgegnete er: „Und glaubst Du denn, meine Georgia, daß Fernanda — angenommen sie liebe mich wirklich — weniger großherzig sei als Du? Wird es nicht vielmehr ihr bester Trost sein, Dich wenigstens glücklich zu wissen?"

Sie konnte ihm nicht widersprechen; so zog er ihren Arm durch den seinen und sagte in einem Tone, der die ganze jubelnde Seligkeit seines Innern verrieth über den köstlichen Preis, den er errungen: „Komm, mein Kind, meine Geliebte, laß uns zum Vater gehen, ihm und der Anderen verkünden, daß wir glücklich sind!"

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Angeboren.

Roman

von

A. Schaeffer.

Zweiter Band.



Berlin, 1876.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Es war zwei Tage vor der größeren Reise, die Reinhard, wollte er den Erwartungen derer, die ihn hierher gesandt, entsprechen, nothwendig ohne längeren Aufschub unternehmen mußte. Alle Vorbereitungen waren getroffen, mit dem Capitain des Dampfers, der Reinhard nach Bahia bringen sollte, die nöthigen Unterhandlungen abgeschlossen, als Reinhard plötzlich, wie von ahnungsvoller Furcht befallen, Mr. Burkleff, mit dem er sich gerade allein befand, eröffnete er könne nicht scheiden, ohne Georgia, wenigstens vor Priester und Gericht sein Weib zu nennen.

Burkleff hatte seine Jugend und seine Liebe nicht vergessen, und so war es ihm denn ein Leichtes, sich in Reinhards Seelenzustand hinein zu denken; und da außerdem in jenen Staaten einer Trauung ohne die üblichen Vorbereitungen keine Schwierigkeiten im Wege stehen, so überließ Burkleff die ihm vorgelegte Bitte der Tochter zur Entscheidung.

„Ich will Alles, was Du willst, mein Geliebter!“ hatte Georgia erwidert, als Reinhard ihr sein Verlangen kundgegeben; und somit war die Vermählungsfeierlichkeit des liebenden Paares auf den nächstfolgenden Tag festgesetzt.

Fernanda war bemüht, Alles auf das Beste herzurichten, und wies Jeden zurück, der ihr helfen wollte; sie allein sorgte für die Gewänder und den Schmuck der Braut, sie verzierte die Zimmer mit Blumen und wandelte einen Tisch in einen Altar, um so die Eile und Ueberstürzung, in der die Hochzeit ausgerichtet wurde, weniger fühlbar zu machen. Und das heiter lächelnde Antlitz, mit welchem sie alle diese Vorkehrungen traf, füllte Georgia's Herz mit der freudigen Hoffnung, daß Fernanda's Liebe zu Reinhard nur ein Hirngespinnst Jeanetta's, nur ein Trugbild ihrer eigenen Phantasie gewesen.

Als man Jeanetta mitgetheilt, daß die Vermählung des jungen Paares noch vor Reinhards Abreise stattfinden sollte, hatte sie kaum ihre Selbstbeberrschung bewahren können, und wäre Mr. Burkleff weniger arglos gewesen, er hätte wahrnehmen müssen, was seine Kinder hauptsächlich aus Rücksicht auf Jeanetta ihm verschwiegen.

Während Fernanda die Vorbereitungen traf für den kommenden Tag, war Reinhard beschäftigt, im Verein mit Burkleff letzte Hand an die Zusammenstellung der Forschungs-

resultate zu legen, die Reinhard bisher erzielt, damit eine seiner Aufgaben als gelöst nach England abgesendet werden könne.

Georgia hatte inzwischen ein einsames Plätzchen im Garten gesucht, um über ihr glückliches und doch zugleich so schmerzliches Loos nachzudenken.

Sie sollte morgen dem geliebten Manne auf ewig verbunden werden und zu gleicher Zeit sich auf lange von ihm trennen, ihn all' den Gefahren, in die sein Forschertrieb zweifellos ihn stürzen würde, ausgesetzt wissen.

Und als sie so saß und sann, verdunkelte plötzlich ein Schatten die sonnige Fläche vor ihr, und da sie aufblickte stand Jeanetta an ihrer Seite, die höhnisch sagte: „So allein? so verlassen einen Tag vor der Hochzeit? Doch freilich, es ist dies kein Wunder, wenn man einem Manne verlobt ist, dessen größere Liebe der Wissenschaft gehört, der er schon einen Tag nach der Hochzeit gleichfalls sich wieder in die Arme werfen wird."

Und da Georgia nur schweigend zu ihr aufschaute, mit einem Blick, der deutlich es verrieth, wie ängstlich ihr armes Herz in Jeanetta's Nähe pochte, ließ die letztere sich neben Georgia nieder, während sie in ihrer Rede fortfuhr: „Freilich Sie müssen ihren künftigen Gemahl auch nicht sonderlich lieben! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde mir

das Recht nicht nehmen lassen, den Geliebten überall hin zu begleiten, Gefahren und wenn es sein müßte, auch den Tod mit ihm zu theilen."

Georgia hatte ihre Angst überwunden, und mit der sanften Ruhe, die ihr eigen war, sagte sie: „Mein Verlobter verläßt mich nur, weil die Pflicht ihn ruft. Wollte ich ihn nun begleiten, so würde die Sorge um mich, die Rücksicht, die er auf mich zu nehmen hätte, wahrscheinlich in der Ausübung seines Berufes ihn hemmen, es ihm unmöglich machen, voll und ganz seiner Pflicht zu genügen. Doch wartet daheim sein Weib auf ihn, so wird der Gedanke an sie, Mühe und Beschwerden ihm erleichtern: um recht bald zu ihr zurückzukehren, wird er eifriger, freudiger und somit auch besser in seinem Berufe thätig sein; es ist aber mein größter Stolz, daß ich meinem Gatten nicht ein Hemmschuh, sondern ein Sporn sein werde!"

Jeanetta preßte die Lippen zusammen; sie konnte versuchen und unternehmen, was sie wollte, es gelang ihr nicht, auch nur einen Schatten in Georgia's Seele zu werfen. Diese Liebe war wie ein Feuer, das Alles, was sich ihm entgegenstellt, verzehrt, damit die reine Flamme nur heller noch zum Himmel lodere. — — — —

Der Hochzeitsmorgen war gekommen. Feierlich genug sah Alles in Mr. Burkleffs Hause aus, selbst die Ge-

sichter seiner Bewohner; aber das Ganze wollte nicht recht den Eindruck eines Freudenfestes machen.

Georgia war sehr bleich, und man sah es ihr an daß sie mehr an den bevorstehenden Abschied, als an die Vermählungsfeier dachte. Jeanetta wandelte mit ihren langen Trauergewändern unruhig wie ein böser Geist umher, und Fernanda schaute abwechselnd auf sie und auf Georgia, und schien gleichfalls von einer inneren Unruhe bald hierhin und bald dorthin getrieben zu werden.

Da endlich rollte Brückmanns Cariol vor das Haus, und brachte in seiner Begleitung einen deutschen Geistlichen, Namens Gruner, einen Freund der Familie, und den Justiz-Anwalt Verdozzo, der auch der Rechtsbeistand des verstorbenen Lorenz gewesen.

Gleich darauf nahmen die Ceremonien ihren Anfang. Nachdem der Anwalt den Ehevertrag, wie Mr. Burkleff ihn aufgesetzt hatte, den Anwesenden vorgelesen, und derselbe von dem Brautpaar und den Trauzeugen unterzeichnet war, traten Reinhard und Georgia vor den reich mit Blumen geschmückten Altar, den die Schwester mit liebevoller Hand für sie errichtet.

Der Geistliche, ein noch junger Mann, der aus innerem Berufe dem Wunsche einer kleinen protestantischen

Gemeinde in Cuba gefolgt war, begann seine Traurede und zwar mit den Worten der heiligen Schrift Joh. 13, 34—35:

„Ein neu Gebot gebe ich euch: daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe.

„Und daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt."

Alsdann die Frage anknüpfend, was Liebe eigentlich sei, schilderte er in einfacher, aber ergreifender Weise das Wesen der wahren Liebe.

„Liebe" — so lauteten seine Worte — „ist die Kraft der Seele, sich selbst aufzugeben für einen Anderen, sich selbst zu vergessen über einen Anderen. Und wohl der Seele, welcher diese Kraft innewohnt, von Außen kann sie nicht gegeben werden, denn unabhängig von dem, was wir lieben, sind es die Eigenschaften unseres eigenen Herzens, die der Liebe ihre Größe und ihren Glanz verleihen; könnte doch in einem Herzen, das der Liebe nicht fähig ist, auch ein Engel selbst sie nicht erwecken.

„Wer nun aber behauptet, daß ein Mensch ihm theuer sei, der prüfe sich, ob seine Seele dem Höchsten, zu dem des Menschen Geist sich erheben kann — der Gottheit — angehöre, ob sein Herz die ganze Menschheit, allliebend, Freund und Feind umschließe; weiß er aber davon nichts, so weiß er überhaupt von Liebe nichts. Denn es giebt

nur eine Liebe, ein einiges, untheilbares Gefühl, das entweder ganz den Menschen beseelt oder ganz ihm fremd bleibt. Wohl nennt man Liebe, was nicht Liebe ist! Eitler Wahn, der glaubt, des Himmels schönste Tochter könne in einem Herzen wohnen, das neben der Liebe vielleicht auch noch dem Haß, dem Neid, der Eifersucht, der Habgier oder dem Zorne Raum giebt! Die Leidenschaft mag sich wohl gern zu solchen Gefährten gesellen; die Liebe wohnt nur in einem Herzen, das lauter ist wie Gold; aber selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

„Und wer so liebt, der wird des höchsten Glücks theilhaftig, auch ohne den Besitz desjenigen, das er liebt, ja, er verlangt kaum eine Erwiderung seines Gefühls.

„Froh sich der eigenen Liebeskraft bewußt, ist sie ihm ein Sporn zu jeder großen, schönen That; und wie nur ein guter Mensch wahrhaft zu lieben vermag, so ist die echte Liebe ihm wiederum eine Leiter, mit deren Hülfe er leicht den Gipfel höchster Selbstveredlung erreicht.

„Aber dreimal glücklich, segenspendend eine Verbindung zweier Menschen, die so einander lieben. Das sind die Ehen, die im Himmel geschlossen werden, und die einen Himmel in sich schließen, den kein Sturm verdunkeln, keine Wolke trüben kann. Mann und Weib, die so einander

lieben, sind gefeit gegen jedes Unglück, gewappnet in jedem Kampfe ist die Liebe, von welcher der Dichter singt:

„Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich."

Während der Rede des Geistlichen ergoß sich über Fernanda's Antlitz ein stiller Frieden; Jeanetta aber verzog die Lippen zu einem Hohnlächeln, das erst wieder verschwand, als das Paar niederkniete, um den Segen des Priesters zu empfangen.

Dann als die Ceremonie vorüber war, und die Anwesenden hinzutraten, die Neuvermählten zu beglückwünschen, schlüpfte Jeanetta hinaus. Es duldete sie nicht länger im Zimmer; die furchtbare Erregung ihres Innern niederkämpfen zu müssen, sprengte ihr fast die Brust. Hier in den schattig dunklen Gängen des Parkes konnte sie ihren Gefühlen Luft machen, schon das stürmische Auf- und Niedergehen that ihr wohl, Ausrufe, die Haß und Rache athmeten, drängten sich über ihre Lippen; bis sie endlich, fast erschöpft, in das Gartenhäuschen eintrat, am Bassin sich niederließ, und die heißen Hände in das Wasser

tauchend, die pochenden Schläfen mit dem kühlen Elemente benetzte.

Auch Fernanda hatte, nachdem sie die Schwester auf das Innigste umarmt, sich hinaus in's Freie begeben und nicht bemerkt, daß Brückmann ihr auf dem Fuße folgte. Sie schrak leise zusammen, als er sie mit den Worten anredete: „Nun, Fräulein Fernanda, was meinen Sie zu der Rede unseres Freundes Gruner."

Fernanda lächelte. „Sie hat mir bestätigt, was ich längst geahnt, daß der Arme unglücklich liebt, aber auch, daß er eine der edelsten Seelen ist; und der Trost, den er sich und Andern giebt, ist wahrhaft erhebend."

„So haben auch Sie bereits entdeckt, daß Gruner Georgia liebt? Sonderbar, wie scharf die Frauen sehen, nur wenn man so gern möchte, daß sie erkennen sollen, was in uns vorgeht, sind sie wie blind und taub dagegen."

Fernanda blickte fragend zu ihm auf, und Brückmann fuhr lächelnd fort: „Ich sollte eigentlich unmittelbar nach Gruners Rede, die so klar uns dargethan, daß nur ein edler Mensch der Liebe fähig sei, nicht wagen, von meiner Liebe zu sprechen, von meiner Liebe zu Ihnen, Fernanda. Aber unser Freund hat ja auch gesagt, daß die Liebe Kraft zu allem Guten verleihe, und wenn ich in Ihr liebes An=

gesicht sehe, Fernanda, fühle ich diese Kraft mächtig in mir erstehen.

„Nein, sagen Sie noch nichts," fügte er schnell hinzu als Fernanda Miene machte, ihn zu unterbrechen, „zuvor muß ich Ihnen noch bekennen, daß nur eine glückliche Liebe einen bessernden Einfluß auf mich üben könnte, eine unglückliche würde mich zu einem schlechten Kerl machen, und Sie können unmöglich eine derartige Verantwortung auf sich nehmen wollen!"

Er hatte bereits in Fernanda's Zügen sein Urtheil gelesen, und bemühte sich nun, fröhlicher zu scheinen, als er im Herzen war, um dem geliebten Mädchen jede schmerzliche Regung zu ersparen.

„Ich kann jede Verantwortung um so leichter auf mich nehmen, lieber Freund," entgegnete Fernanda lächelnd, während zugleich Thränen ihr Auge füllten, „da ich überzeugt bin, daß Sie so gut und edel bleiben werden, wie Sie bisher gewesen, auch wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie nicht in dem Maße lieben kann, wie Sie es verdienen — "

„Fernanda," unterbrach er sie bittend, „ich bin ein einfacher Mann, und erhebe keinen Anspruch auf eine überschwängliche Liebe. Wenn Sie mir nur ein wenig gut sein könnten, nur glauben, daß ich im Stande sein würde, Sie

mit meiner Liebe zu beglücken, so wäre mir das schon genug. Ueberlegen Sie es einmal, ob Sie an meiner Seite nicht glücklich werden könnten!"

Sie schüttelte den Kopf und ihn ein wenig zur Seite wendend, daß er die Purpurgluth ihrer Wangen nicht sehen möchte, sagte sie: „Glücklich kann man in der Ehe nur werden, wenn Einer dem Andern ein ganzes, ungetheiltes Herz entgegenbringt."

Er verstand sie und seufzte auf. Er hatte daran gedacht, daß er ihr vielleicht nicht genügen, daß sie ihn nicht lieben würde, aber keine Ahnung war ihm gekommen, daß möglicherweise ihr Herz einem Andern gehöre, und suchend ließ er seine Gedanken umherschweifen, wer es wohl sein könne, der diesen Schatz erworben, ohne ihn einzufordern.

In diesem Augenblick nahte Gruner den Beiden, und Brückmann mußte wohl der Vollkommenheit, die jener zuvor gepredigt, noch fern sein, denn er fühlte eine leise Abneigung in seinem Herzen gegen den sonst so werthen Freund erstehen bei dem Gedanken, daß er es vielleicht sei, dem Fernanda ihre Neigung zugewandt. Doch er schämte sich im gleichen Moment der gehässigen Regung, und da Fernanda die Herren verließ, nahm er den Arm des Geistlichen in altgewohnter Freundschaft, um mit ihm die Gänge des Parkes zu durchwandeln.

Ihr Gespräch drehte sich um Jeanetta, deren seltsame Erscheinung Gruner aufgefallen, und der sich nun bei Brückmann nach den näheren Verhältnissen erkundigte.

Von der Mulattin kam man in natürlicher Ideenverbindung auf die Sclaverei zu sprechen, und wie Gruners mildes, ausdrucksvolles Antlitz in edlem Unwillen erglühte, wie die Worte so beredt von seinen Lippen flossen, da gestand sich Brückmann seufzend, daß Fernanda's vermeintliche Liebe zu diesem Manne nur natürlich sei; und wenn er jetzt noch ein leises Zürnen Gruner gegenüber empfand, so war es nur, weil dieser die Liebe des liebenswerthesten Mädchens nicht erwiderte.

Fernanda, am Arme Burkleffs, und das neuvermählte Paar trat ihnen jetzt entgegen, und Burkleff forderte die beiden Freunde des Hauses auf — der Justiz-Anwalt hatte sich bereits entfernt — an dem Frühstück Theil zu nehmen, das im kühleren Zimmer ihrer wartete.

Die kleine Gesellschaft gruppirte sich, trotzdem im Herzen eines Jeden von ihnen ein tiefes Weh schlummerte, in anscheinend heiterer Laune um den Frühstückstisch, und da Alle in liebender Absicht sich bemühten, der Anderen willen froh zu scheinen, ward man es bald in Wirklichkeit, und gab der feine Scherz auch hin und wieder einem

ernsteren Gespräche Raum, so blieb die allgemeine Stimmung doch eine heitere, still zufriedene.

Niemand vermißte Jeanetta, und wenn man sie vermißte, schwieg Jeder absichtlich darüber, wohl empfindend, wie störend ihre Gegenwart sein würde, und im Herzen ihr dankbar, daß sie sich geweigert, an dem Mahle Theil zu nehmen.

Zweites Capitel.

Jeanetta saß inzwischen noch immer am Bassin des Gartenhäuschens, und die wahnsinnige Verzweiflung, die in ihrem Herzen tobte, brach sich auch in ihren äußeren Geberden immer von Neuem Bahn. „Es ist geschehen! es ist geschehen!“ rief sie wiederholt; „ich hab's nicht hindern können, nicht mit all' meinem Willen, nicht mit all' meiner Macht! Und warum hab' ich's nicht hindern können?“ fragte sie, mit sich selbst zürnend. „Weil ich vor dem Aergsten in kindischer Scheu zurückgebebt! Doch bis jetzt ist noch nicht Alles verloren, morgen schon verläßt er dieses Haus, und — ich will zur Hölle fahren! — wenn er je sie wieder findet!“

Sicher vor jeder Belauschung sich wähnend, ganz ihrer Erregung hingegeben, hatte Jeanetta die letzten Worte laut

hervorgestoßen, aber entsetzt zuckte sie zusammen, als im selben Augenblick eine Stimme neben ihr sagte: „Das sind vortreffliche Vorsätze, Donna Jeanetta!“

Relknew hatte auf dem gewohnten Wege, vom Flüßchen aus durch losgelöste Steine in der Mauer, das Gartenhaus geräuschlos betreten und Jeanetta bereits geraume Zeit beobachtet.

Gedanken, die seit einiger Zeit zum öfteren in Jeanetta's Gegenwart ihn heimgesucht, waren heute bei ihrem Anblick stärker denn je in ihm erwacht.

Georgia war ihm verloren — und wie diese unglückliche Liebe ihm immer nur gleichsam als eine Entschuldigung seines unredlichen Wandels gedient hatte, so redete er auch jetzt sich ein, es sei eine That der Verzweiflung, da Sinnlichkeit und Habgier ihn antrieben, um das schöne Mädchen, um die vermeintliche Erbin unermeßlicher Reichthümer zu werben.

Seine Menschenkenntniß sagte ihm, daß kein Augenblick für seine Werbung geeigneter sei, als der gegenwärtige, wo Schmerz und Eifersucht Jeanetta's Brust zu sprengen drohten.

Seltsam! als Jeanetta Relknews Stimme erkannte, ihn an ihrer Seite erblickte, war es ihr wie ein Trost, ihn nahe zu wissen, der heut Aehnliches empfinden mußte wie

ie selbst, und was sie nie gethan, sie streckte Relknew die Hand entgegen.

Er behielt ihre Hand in der seinen, sich an ihrer Seite niederlassend, und während ein heraufziehendes Gewitter die Beiden fast in Dunkelheit hüllte, flüsterte er ihr zu: „Ich bin gekommen, weil ich Sie hier vermuthete, einsam ihrem Schmerze hingegeben, und weil ich zu hoffen wagte, daß die Nähe des Einzigen, der Sie versteht und begreift, Ihnen vielleicht ein wenn auch noch so geringer Trost sein dürfte."

Sie blickte erstaunt in sein Gesicht, aber die herrschende Dunkelheit hinderte sie, seine Züge zu erforschen, und spottend entgegnete sie: „Ich glaube eher, daß Sie vermuthet haben, die Neuvermählten würden diesen Platz erwählen, die ersten zärtlichen Küsse auszutauschen, und Sie hätten dieselben gern belauscht."

Relknew zuckte die Achseln. „Vielleicht und in Versuchung zu gerathen, diesen Zärtlichkeiten vermittelst einer Pistolenkugel für immer ein Ende zu machen?"

Der erste Blitzstrahl zuckte in diesem Augenblick hernieder, und ein Donnerschlag machte das leicht gebaute Haus erbeben.

Bei dem grellen Scheine des Blitzes bemerkte Jeanetta, daß Relknew todtenbleich geworden. „Feigling!" sagte sie höhnend.

„Ich bin kein Feigling!" vertheidigte er sich. „Sag selbst, ob nicht Muth dazu gehört, Dich zu lieben, und ic liebe Dich!"

Und ehe sie es hindern konnte, hatte er mit starken Arm sie umschlungen, und seine glühenden Küsse raubte ihr fast die Besinnung.

„Ich bin stärker als Du," sagte er dann, sie so haltend daß sie die Arme nicht frei hatte und sich seiner nicht er wehren konnte; „sträube Dich nicht länger. Hast Du den nicht all' die Zeit schon empfunden, daß wir beide zu ein ander gehören? Der Glanz Deiner Augen hat meine Lieb zu der bleichen Engländerin ausgelöscht, wie Sonnenlich den Mondschein schwinden macht!"

„Mr. Relknew" — ihr Ton war Eis und Stahl zu gleich — „Sie sollten mich besser kennen und wissen, da zu Nichts auf Erden ich mich zwingen lasse. Geben Si mich frei, und ich will Ihnen sagen, wie ich über Ihre Lieb denke."

Er ließ die Arme sinken, und sie stellte sich hoch au gerichtet vor ihn hin, während sie sagte: „Ich glaube nic an Ihre Liebe, aber ich glaube, daß Sie gern sich in de Besitz meines Vermögens setzen möchten. Nun wohl! lasse Sie uns einen Vertrag abschließen, ich übergebe Ihnen mi selbst mit meinem ganzen Vermögen, und Sie helfen mi

dafür bei Verfolgung meines einzigen Lebenszweckes, Sie schwören mir, daß Sie mir jederzeit beistehen wollen, diejenigen zu vernichten, die ich hasse."

„Ich schwöre es, schwöre es bei dem Blitzstrahl, der mein Haupt treffen soll, wenn ich meinen Schwur nicht halte."

„Und auch, wenn's gilt, die einst Geliebte, wenn es gilt Georgia zu vernichten?"

„Ich schwöre auch dies!"

Sie reichte ihm die Hand. „Ich bin die Deine; doch sprich, wodurch willst Du zuerst mir nun beweisen, daß Du gesonnen bist, an der Erreichung unseres Ziels zu arbeiten?"

Und wieder erleuchtete einer der Blitze, die jetzt in immer kürzeren Zwischenräumen niederzuckten, das Antlitz Pelknews, als er mit unheimlichem Lächeln erwiderte:

„Ich gehe noch in dieser Nacht an Bord des Schiffes, welches morgen den jungen Gatten nach Bahia führen soll; und an mir wird es nicht liegen, wenn seine Reise etwa glücklich und gefahrlos ist!"

Jeanetta nickte mit dem Kopfe. „O das thut wohl! Du hast mir einst zum Vorwurfe gemacht, daß ich nicht hassen könne, hier meine Hand darauf, daß ich in Zukunft Dir beweisen will, wie sehr ich hassen kann!"

„Ja," fiel er ein, „laß uns mit unserem Hasse sie verfolgen, auf daß sie fühlen, was sie in uns getödtet haben,

was erweckt. Verderben derer, die wir hassen, sei die gemeinsame Aufgabe unseres Lebens!“

Sie drückten einander die Hände, und in diesem Augenblicke züngelte ein Blitzstrahl zwischen ihnen nieder. Wollte der krachende Donner ihn vernichten oder ihn besiegeln den unheilvollen Bund? — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Für Reinhard war die Scheidestunde gekommen, die zweite des neu begonnenen Tages. Welche Schmerzgefühle das Herz der jungfräulichen Gattin durchbeben mochten, als sie zum letzten Male ihr Köpfchen an der Brust des Geliebten barg, wußte nur sie und Gott allein. Aeußerlich erschien sie ruhig und gefaßt. Sie sah es dem Theuren an, wie furchtbar schwer ihm der Abschied wurde, und die Thränen gewaltsam unterdrückend, hauchte sie: „Geh' mit Gott, mein Freund! meine Seele nimmst Du mit Dir, wo Du auch weilst, sie ist bei Dir allezeit!“

Noch einmal drückte er einen langen Kuß auf die zuckenden Lippen seines Weibes, dann lösten sich die si umschlingenden Arme. Sie sah, wie er auf Fernanda zutrat und ihr die Hand reichte, aber sie hörte nicht, daß e im Flüstertone sagte: „Fernanda! liebe Schwester, hüte Sie meinen Schatz, und geben Sie vor Allem auf Jeanett

Acht; es liegt mir nun doch wie ein Stein auf dem Herzen, daß ich gehe, und sie im Hause bleibt."

„Sie können ruhig gehen," antwortete Fernanda, „wenn Menschen sie behüten können, wird Georgia, so lange ich lebe, nichts geschehen."

Brückmann, der Reinhard zum Hafen begleiten wollte — von den Familienmitgliedern traute sich Niemand die nöthige Kraft zu, das Schiff abgehen zu sehen, das ihnen Reinhard entführte — trat jetzt auf diesen zu und mahnte ihn daran, daß es Zeit sei.

Noch einmal fühlte Georgia sich umschlungen; noch einmal brannten des Gatten Lippen auf den ihren. „Mein Weib, mein Weib!" sagte er nur im Tone herzergreifenden Schmerzes. Dann sah sie wie durch einen Nebelschleier, daß ihr Vater und der Freund des Hauses ihn hinwegführten, und — einige Augenblicke später schlug das Rollen des Wagens an ihr Ohr. Ihr war, als gingen die Räder über ihr Herz hinweg, ihre Sinne schwanden, und ohnmächtig sank sie in Fernanda's Arme.

Drittes Capitel.

Schweigen und Finsterniß deckte den weiten Hafen von Havanna; nur der Ruf der Wache tönte ab und zu durch die Stille der Nacht. Jetzt wurden Schritte hörbar, und

ein Mann näherte sich vom Lande her dem Hafen, löste die Kitte eines am Ufer befestigten Bootes, bestieg, die Ruder ergreifend, das Fahrzeug, und stieß vom Lande ab. Mit raschen, kräftigen Schlägen lenkte er auf den für Bahia bestimmten Dampfer zu, der wie ein schwarzes Ungethüm mit rothglühenden Augen ihm entgegenleuchtete.

Beim Nahen des Bootes tönte von der Deckwache der übliche Anruf herab.

Die Frage nach dem Capitain wurde lakonisch mit „Nicht an Bord!" beantwortet.

„Laßt die Fallrepptreppe herab, daß ich an Bord kommen kann!" rief es aus dem Boote.

„Geht nicht!" lautete die Erwiderung; „warten bis Capitain kommt!"

„Donnerwetter!" fuhr der Insasse des Bootes auf, „erst werde ich als Schiffskoch geheuert, und nun läßt man mich nicht an Bord! da soll ja gleich —"

„Werd' es melden!" unterbrach ihn die Stimme von oben; und nicht lange darauf wurde die Treppe herabgelassen, und Relknew war an Bord des Schiffes.

Sein Bart war unter der Scheere und dem Messer gefallen, sein Haar nach Seemannsart gestutzt, und die Matrosenkleidung trug dazu bei, den zum Schiffskoch umgewandelten Factor unkenntlich zu machen.

„Papiere!“ herrschte der Bootsmann.

Relknew übergab das Verlangte, und nach Durchsicht sagte der Andere in kurzem befehlendem Ton: „Dort zur Coje, um vier Uhr Morgens muß das Frühstück fertig sein.“

Relknew, der das Schiffswesen genau zu kennen schien, erhob in gleich kurzer Weise den Einwand: „Kasten noch im Boote, muß erst heraufgehißt werden.“

Die Bootspfeife ertönte, die Schiffswache kam herbei, mit deren Hülfe Relknews Gepäck bald an Bord geschafft war.

Während er noch damit beschäftigt war, die Kiste nach der Matrosen-Cajüte zu bringen, hielt ein Boot unten am Schiff, und nach wenigen Augenblicken standen der Capitain, Reinhard und die das Boot rudernden Matrosen auf dem Deck. Kisten und Koffer wurden aufgehißt. Joso hatte es sich nicht nehmen lassen, mit an Bord zu gehen, um Sorge zu tragen, daß auch kein Stück von dem Gepäck des jungen Herrn vergessen werde oder verloren gehe.

Es war bestimmt, daß er mit dem Lootsen nach Cuba zurückkehren sollte, da meldete der Bootsmann: „Soeben kam der Koch, dessen Leihboot noch unten liegt, der Schwarze kann das Boot zur Heimfahrt benutzen; bringt so kein Glück, schwarzen Besuch so lange an Bord zu haben.“

Reinhard sah es gern, daß Joso das Schiff verließ, bevor es auf hoher See war, mußte er auch deshalb früher von dem Einzigen, das ihm noch als ein sichtbarer Zusammenang mit Mr. Burkleffs Haus galt, Abschied nehmen.

Herzlich schüttelte er dem braven Neger die Hand, während er tief bewegt sagte: „Geh, Du treue Seele, und bringe meiner Georgia den letzten Gruß!“

Der Neger bestieg das Boot, ohne zu ahnen, wen es an Bord gebracht, und bald war er mit demselben in der Dunkelheit Reinhards feuchtem Blick entschwunden.

In Reinhards nächster Nähe lehnte ein Mann über Bord, der gleichfalls nach dem hellen Streifen im Kielwasser des entschwindenden Bootes blickte, dann mit einem kurzen schnell unterdrückten Auflachen sich wandte und der Matrosencajüte zuschritt.

Reinhard war zu sehr mit sich selbst, mit der Erinnerung an eine traumartige Vergangenheit beschäftigt, als daß er im Augenblick sich um das Lachen oder Seufzer seiner Mitmenschen bekümmert hätte.

Der freundliche Zuruf des Capitain weckte den Sinnenden aus seinen wachen Träumen. Reinhard ging in die ihm angewiesene Coje; er legte sich nieder, um zu schlafen, aber

die fieberhafte Erregung seines Innern spottete des Versuches.

Bald ward es auch „auf Deck" lebendig; die Anker wurden gelichtet, der Lootse kam an Bord, und die schwankende Bewegung verkündete, daß das Schiff sich in Fahrt setzte.

Ruhelos warf Reinhard sich auf seiner Matratze umher; er hätte gern noch einmal nach dem Hafen gesehen, doch die Finsterniß gestattete kein Ausschauen und er fürchtete außerdem, auf Deck der Mannschaft nur hinderlich zu sein.

Er blieb in seiner Coje, bis der Morgen anbrach, dann eilte er hinaus, aber nur wie ein Nebelstreif lag das Land noch vor seinen suchenden Blicken, mehr und mehr verschwindend, bis eine unabsehbare Wasserwüste ihn umschloß.

Reinhard bedurfte seiner ganzen männlichen Entschlossenheit, seines festen freudigen Muthes, um Herr des Trübsinns zu werden, der mit bleierner Schwere auf ihm lastete.

Die freundlichen Bemühungen des Capitains aber, ihn zu heiterer Geselligkeit anzuregen, scheiterten, und eine gewisse Schwermuth verließ ihn während der ganzen Seefahrt nicht.

„Morgen Vormittag 9—10 Uhr, haben wir hoffentlich Land in Sicht!" sagte der Capitain eines Mittags zu Rein=

hard, als sie nach eingenommener Mahlzeit auf Deck standen und während der ruhigen Fahrt des Schiffes über Bord schauten. „Sie werden froh sein, daß die langweilige Fahrt wenigstens überstanden ist; und ich bin überzeugt, die Ausübung Ihres Berufes wird über den Schmerz der Trennung von Ihrer jungen Gattin Ihnen schon hinweghelfen."

Reinhard lächelte, während er sagte: „Sie halten mich sicherlich für ein verweichlichtes Muttersöhnchen, daß ich dem ersten Schmerz, der mich trifft, fast erliege. Aber es ist nicht die Trennung, die so lähmend auf mich wirkt, ich wollte sie gern und freudig tragen, wenn ich nur die leiseste Hoffnung eines Wiedersehens fassen könnte.

„Sie lächeln, Herr Capitain! Sie haben Recht!" Und mit unmuthiger Bewegung das lockige Haar aus der Stirn zurückwerfend, fügte er hinzu: „Lachen Sie mich nur aus, fast möchte ich es selbst thun."

Doch des Capitains Antlitz verfinsterte sich plötzlich, und rauh auffahrend, sagte er zu dem Manne, der mit höhnischem Lächeln offenbar dem Gespräch der Beiden gelauscht: „Giebt's keine Arbeit in der Küche? Was ist's für eine Art, hier zu stehen und das Maul aufzusperren!"

Ehe Reinhard sich umdrehen konnte, um zu sehen, wem diese Scheltworte galten, hatte der Angerufene, der kein Anderer als Relknew war, sich gewendet und nach dem

Hintertheil des Schiffes sich zurückgezogen, wo er unter Deck verschwand.

Wie eine Schlange im Grase, so wand er sich zwischen Kisten und Kasten entlang, während er murmelte: „Es ist doch ein sonderbares Ding, daß nicht nur der Zweck die Mittel heiligt, sondern man auch manches Mal glauben möchte, das Mittel heilige den Zweck. Ich habe mein Ziel — sein Verderben — unverrückt vor Augen, und kann mich nicht dazu entschließen, ein gewaltsam Mittel anzuwenden. Das Gift, das schöne langsam tödtende Gift, ich schleuderte es über Bord, verwarf den sicheren Weg, um nun einen unsicheren, aber mein Gewissen weniger belastenden zu wählen!"

Und er unterwarf die Gepäckstücke, zwischen denen er sich befand, einer Musterung, zählte Reinhards Passagiergut und schien Wichtiges zu überlegen. —

Die malerische Bucht von Bahia lag vor Reinhards trunkenen Blicken, und einen Augenblick vergaß er über all' der Pracht und Herrlichkeit die Sehnsucht nach seinen Lieben, das Bangen vor der Zukunft.

Der Anker fiel, das Ziel war erreicht, und Reinhard bat den Capitain ihn nach dem Lande rudern zu lassen, sein Gepäck aber noch so lange an Bord zu behalten, bis er nähere Bestimmung darüber treffen werde.

„Sie müssen noch einen Augenblick warten," meinte der Capitain, „die Sanitätsflagge segelt auf uns zu, und es darf Niemand das Schiff verlassen, bevor nicht der Gesundheitszustand an Bord festgestellt ist. Die Herren werden sich nicht lange aufhalten, wir können uns dann nachher zusammen an das Land rudern lassen."

Reinhard war gern damit einverstanden, trug den kleinen ledernen Handkoffer, in welchem er Bücher und außerdem seine Legitimationspapiere, Briefe und Baarschaften aufbewahrte, in die Cajüte zurück und eilte dann auf das Deck, um die Ankunft der Sanitätspolizei zu beobachten, deren mit großer Pracht ausgestattetes Boot bereits an der Langseite des Schiffes hielt.

Der Capitain ging den Herren artig entgegen und überreichte die betreffenden Papiere, die von der Commission einer genauen Prüfung unterworfen wurden.

Während nun Alles auf Deck war, stieg Relknew die Cajütentreppe hinab, sah erst sich lauschend um, und als er den Raum gänzlich leer fand, schlich er nach Reinhards Coje, hob den Lederkoffer mit raschem Griff heraus, öffnete ihn vermittelst eines Nachschlüssels und nahm alle darin befindlichen Papiere an sich. Dann, nur die Bücher in dem Koffer lassend, schloß er denselben wieder zu, legte ihn an

seinen Platz und eilte in die Küche, den Kaffee zu bereiten für den Capitain.

Während er damit beschäftigt war, näherte sich ihm ein Matrose, der die Frage: „Es bleibt doch bei der Verabredung?“ ihm zuflüsterte.

Relknew nickte, und in seine Brusttasche greifend, zog er die dem Koffer soeben entnommenen Papiere heraus, und schnell sie sondernd, händigte er einen Theil derselben dem Matrosen ein, mit den Worten: „Hier ist der versprochene Lohn, theile dies mit Deinem Gefährten, ich zahle im Voraus, seid aber auch nachher auf eurem Posten!“

Der Matrose betrachtete die Scheine mit kindischer Freude und enteilte, sie zu überzählen und mit seinem Gefährten zu theilen, während Relknew die übrigen Papiere dem Feuer übergab.

„So, Herr Doktor,“ sagte der Capitain zu Reinhard, nachdem die Herren von der Sanitätspolizei das Schiff verlassen hatten, und auch der von einem Schiffsjungen ihnen gebrachte Kaffee getrunken war, „nun können wir an's Land fahren!“ Und er gab einem Matrosen den Auftrag, seine Reisetasche und des Herrn Doktors Handkoffer aus der Cajüte heraufzuholen.

„Mein erster Gang ist zu den Rhedern,“ sagte der Capitain, während er und Reinhard auf ihre Effecten

warteten, „wir werden wahrscheinlich schon morgen Mittag wieder in See stechen!"

Der Matrose brachte das Verlangte, und die beiden Männer stiegen die Treppe hinab, die zu dem Boote führte. Indessen befand sich auch Relknew auf Deck des Schiffes und schaute mit triumphirendem Lächeln der hohen Gestalt des deutschen Gelehrten nach. Als dann aber das Boot mit seinen Insassen abstieß, malte sich plötzlich ein anderer Ausdruck in dem Antlitz des Zurückbleibenden, es war, als wolle er die Lippen öffnen, um das Fahrzeug durch einen Anruf zurückzuhalten; aber nur einen Moment, dann wandte er sich um, indem er murmelte: „Jeanetta würde mich verachten, ahnte sie, welch' ein Stümper ich bin, wie schwer es mir wird, Gedanken und Vorsätze in Thaten zu verwandeln!" —

Der Abend brach herein; Dunkelheit lagerte auf dem Lande, auf dem Gewässer; aber als wollte er die Finsterniß mit seinen Blicken durchdringen, stand Relknew und spähte nach dem Landungsplatz hinüber.

Lange wartete er vergebens; endlich vernahm er Ruderschläge, das Boot, welches Reinhard und den Capitain an's Land gebracht, kehrte jetzt zu dem Dampfer zurück.

„O hoi!" tönte es von unten herauf.

„Holla!" gab Relknew zur Antwort und schnell rasselte die Fallrepptreppe hinab. Zwei Matrosen sprangen auf's Deck, wendeten sich zu dem Untersteuermann und sagten: „Der Passagier gab uns Auftrag, sein Gepäck an's Land zu schaffen, hier ist seine Karte."

Der Steuermann nahm die kleine Visitenkarte, betrachtete sie flüchtig und erwiderte nur: „Gut, Jungens, aber macht schnell!" Dann ging er unter Deck, die Effecten Reinhards aus dem Schiffsraum stauen zu lassen.

Die beiden Matrosen, denen Relknew äußerst thätige Handleistung gewährte, hatten bald die Kisten auf's Deck gehißt, und das Boot nahm die schwere Last auf. Doch stellte es sich heraus, daß zwei Mann an den Riemen sitzen mußten; es fehlte ein dritter, um das Steuer zu handhaben.

„Wenn's der Steuermann wünscht, so will ich mitfahren," meinte Relknew, und that, als liege ihm eben nicht viel daran.

„Meinetwegen!" brummte jener; „doch laßt mir's Boot nicht kentern!"

Ehe er noch ausgesprochen, saß Relknew schon im Boot, und wäre die Dunkelheit nicht so groß gewesen, die fieberhafte Eile, mit welcher die drei Männer davon fuhren, hätte vielleicht verrathen, daß nicht Alles in Ordnung sei.

„Wohin?" fragte der Eine endlich, als sie inmitten des

weiten Wasserbeckens sich ein wenig sicherer zu fühlen begannen.

„Ich kenne den Hafen hier genau," erwiderte Relknew. „Ich werde den Docks zusteuern, dort ist ein bequemes Landen für kleine Fahrzeuge wie dieses hier. Ohne Aufsehen zu erregen, können wir das Gepäck dort abladen und in die Matrosen-Herberge zum „Anker" bringen. Freilich haben wir über den ganzen Hafen zu fahren, doch greift nur tüchtig ein, dann kommen wir schneller zum Ziel."

Die Matrosen legten die Riemen ein und zogen an.

„S' ist 'n schlimm' Ding!" brummte der Eine; „die Nußschale hat keinen Daumbreit Bord; und da heißt es Vorsicht, sonst versaufen wir allesammt, und das Passagiergut obenein. Ist's wirklich so werthvoll, wie Ihr sagt?"

„Dummkopf!" erwiderte Relknew, „was könnte ich sonst wohl für Gründe haben, damit abzusegeln, wenn es nicht der Mühe lohnte!"

„Und was enthalten denn eigentlich die Kisten, daß sie so schwer sind?" fragte der andere der Männer, der nur mit einem gewissen Widerstreben seine Arbeit zu verrichten schien.

„Das verstehst Du doch nicht, guter Freund. Physikalische Instrumente und dergleichen Geräthschaften, die theuer bezahlt werden und aus deren Verkauf wir sicher ein schön Stück Geld lösen."

„Und wir sind nicht abgefunden mit dem, was wir bereits erhalten?“ fragte der Erste wieder. „Wir haben noch Antheil an dem, was in den Kisten ist?“

Relknew nickte mit dem Kopfe: „Natürlich!“

„Mir will das Ganze nicht recht behagen,“ meinte der Andere, „wenn es nach mir ginge, kehrten wir an Bord des Dampfers zurück. Mich gereut's, daß ich mich hab' bereden lassen, des lumpigen Geldes wegen, das man doch gleich durch die Kehle jagt, der doppelten Gefahr mich auszusetzen, hier zu versaufen oder als Dieb aufgeknüpft zu werden.“

„Das Letztere ist euch sicher,“ lachte Relknew, „sobald ihr an Bord des Dampfers zurückkehrt, denn kein Mensch hat euch Auftrag gegeben, diese Gepäckstücke abzuholen. Doch wie ihr wollt, ich bin bereit, nur müßt ihr nichts dagegen haben, wenn ich dort sage, daß ich unterwegs den Braten gemerkt und euch zur Umkehr gezwungen habe. Fürchtet ihr euch aber vor dem Versaufen, nun gut, so laßt uns eine der beiden Kisten, die das Boot so beschweren, in's Meer versenken; aber es ist euer Antheil, der zu Grunde geht, eure Mühe ist auch mit dem, was ihr bereits erhalten, reichlich bezahlt.“

„Sie sind ein schlauer Herr“ — begann der eine der Matrosen, ward aber durch einen heftigen Stoß, den das

Boot erhielt, unterbrochen. Das Fahrzeug gerieth in Schwanken, und bei seinem großen Tiefgang schöpfte es so übermäßig Wasser, daß es schnell zu sinken begann.

An eine Rettung des Koffers und der Kisten war gar nicht zu denken, die Männer hatten genug mit ihrer eigenen Rettung zu thun; und selbst diese gelang wohl nur Relknew, der, er wußte selbst nicht wie, schon im Sinken begriffen, einen harten Gegenstand zu fassen bekam, den er mit einiger Mühe umklammerte. Es war der Abschnitt eines Stückes Rundholz, das vom Schiffswerft aus in die See getrieben und Ursache des Stoßes gewesen war, welcher das Boot und die Matrosen dem Untergange geweiht. Mit unsäglicher Anstrengung gelang es Relknew, das Stück Holz zu erklimmen, und darauf reitend, ward er von den Wellen umhergetrieben in der weiten Wasserwüste, in der finsteren Nacht, er allein, allein mit den angstvollen Schlägen seines Herzens und der mahnenden Stimme seines Gewissens.

Viertes Capitel.

Der Capitain hatte Reinhard bis zur Thür eines Gasthauses begleitet, das namentlich von Kaufleuten und Schiffs-Capitainen besucht wurde, und hauptsächlich der wundervollen Aussicht willen über die Stadt, die amphi-

theatralisch an dem vier Meilen breiten Hafenbecken sich aufbaut, zu den beliebtesten Hotels Bahia's gehörte.

Der Negerportier sprang sofort den Herren entgegen, nahm Reinhard den ziemlich schweren Handkoffer ab, und grinste freundlich, als der Capitain scherzend zu ihm sagte: „Sorg' für gut Quartier, schwarze Seele, der Herr ist fein und zahlt prompt!"

Noch ein Händedruck, ein herzliches: „Glück auf den Weg!" und der Capitain eilte mit schnellen Schritten davon, während Reinhard das Haus betrat, und von einem zweiten Neger nach einem freundlich ausgestatteten Zimmer geleitet wurde.

Er machte es sich bequem, zog sein Portefeuille aus der Tasche, um die Notizen und die verschiedenen Adressen, an die Mr. Burkleff ihn empfohlen, durchzusehen, und ließ dann den Wirth zu sich bitten, um nach diesem und jenem sich zu erkundigen, und ihn zu ersuchen, morgen mit dem Frühesten sein Gepäck vom Dampfer holen zu lassen.

Als der Wirth sich entfernt hatte, warf sich Reinhard ermüdet auf sein Lager, um im Traumesarm den einzigen Moment des Vergessens zu suchen, des Vergessens, daß er getrennt sei von Georgia, seinem holden Weibe. —

Nach angenehm durchträumter Nacht wurde Reinhard von einem heftigen Klopfen gegen seine Thür erweckt. Er

stand sofort auf und öffnete in der Meinung, man bringe ihm seine Effecten vom Bord des Dampfers.

Doch wie erstaunte er, als ihm die Meldung ward, daß schon am vorangegangenen Abend zwei Matrosen des Schiffes in seinem Auftrage sämmtliches Gepäck geholt, sonderbarer Weise aber beide Männer, so wie der Koch des Schiffes, der sie begleitet, nicht wieder zurückgekehrt seien.

Schnell kleidete Reinhard sich an, um persönlich an Bord des Dampfers zu eilen und von dem eigentlichen Sachverhalt Kenntniß zu nehmen.

In demselben Augenblick aber , als er, am Hafen angelangt, ein Boot besteigen wollte, sah er zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, wie das Schiff mit vollem Dampfe den Hafen verließ.

Er bot den Negern den dreifachen Lohn, wenn sie den Dampfer erreichten, aber trotz aller Anstrengung der willigen Schwarzen war es unmöglich, das Schiff einzuholen, das bereits in der Nähe der Insel Itaparica sich befand, welche die Ausfahrt aus dem Riesenbecken in zwei Straßen trennt.

Alle Bemühungen waren vergebens; der Dampfer bog in die rechte Ausfahrtstraße und verschwand schnell hinter den Forts der Insel, daß nur noch eine weiße Rauchwolke die Richtung bezeichnete, in welcher das Schiff seinen Cours verfolgte.

Reinhard sah das Nutzlose ferneren Bemühens ein, und bewog die Neger zur Umkehr, die ihrerseits nur ungern seinem Wunsche nachkamen, in der Meinung, daß der versprochene hohe Lohn ihnen nun wohl entgehen werde; und sie griffen erst rühriger zu, als Reinhard den verheißenen Gewinn ihnen, ungeachtet des Mißlingens, sofort auszahlte.

Als das Boot landete, gewahrte Reinhard einen Zusammenlauf müßiger Menschen, die einen Matrosen umstanden, der anscheinend leblos auf dem Sande ausgestreckt lag, und den — wie Reinhard auf seine Frage erfuhr — die Hafenwachtmannschaft inmitten des großen Wasserbeckens, getragen von einem schwimmenden Holzklotz, aufgefunden hatte.

Obgleich Reinhard in Sorge war über den Verbleib seines Gepäcks und Eile hatte, trieb ihn denn och das Mitleid, sich näher nach dem Verunglückten zu erkundigen, um — wenn erforderlich — ihm Hülfe angedeihen zu lassen.

Mit Theilnahme betrachtete er die starren Gesichtszüge des Ohnmächtigen, die ihm unendlich bekannt erschienen, ohne daß er sich im Augenblick besinnen konnte, wo er sie bereits gesehen.

Mehrere Beamte befanden sich gleichfalls unter der Menge der Neugierigen, und an sie wandte sich Reinhard mit der Bitte, für den Unglücklichen zu sorgen, während er zugleich seine Börse zur Bestreitung der Kosten ihnen entgegenhielt.

Zwei ihm zunächst stehende Beamte griffen hastig und beide zu gleicher Zeit nach der ihnen gebotenen Börse, und an ihrem Gebahren merkte Reinhard sofort das Thörichte seines Beginnens, er sah klar, daß der, für den das Geld bestimmt war, nichts davon erhalten würde.

Da öffnete dieser die Augen, reckte sich wie Einer, der aus tiefem Schlaf erwacht, und machte eine Bewegung, als wolle er aufstehen. Es gelang ihm nicht, doch die Hand streckte er Reinhard entgegen, und in deutschen Lauten drängte sich ihm ein leises abgebrochenes „Ver—zeihung“ über die Lippen; dann aber schien eine neue Ohnmacht seine Sinne zu fesseln.

Reinhard stand wie versteinert; er hatte den Mann erkannt; der Bart fehlte nur, es war Relknew, der unabläßig ihm zu folgen schien. Und doch wollten Reinhard diese Züge an eine früher vergangene Zeit gemahnen. Wunderbar erregt, beugte er sich über den Ohnmächtigen, warf einen Blick auf die rechte Hand desselben, an der ein kleines seltsam geformtes Brandmal deutlich hervortrat, und seinen Mund an das Ohr des Unglücklichen legend, flüsterte er thränenüberströmten Auges: „Hans, Bruder Hans!“

Langsam hob Relknew die todesmatten Lider. „Reinhard!“ hauchte er nur, dann schloß er auf's Neue die Augen, und schien dem Tode verfallen.

Reinhard griff in die Tasche, er wollte Geld bieten, daß man den Ohnmächtigen nach dem Gasthause hinüber trage. Doch er hatte unvorsichtiger Weise seine Baarschaft zwecklos verausgabt, mit welcher die Hafenbeamten — Mulatten — sich bereits entfernt; und so galt es denn durch ein Versprechen zu erzielen, was dort zu Lande in der Regel nur der Anblick klingender Münze hervorzubringen vermag: Dienstwilligkeit.

Seine stattliche Gestalt aufrichtend, überflog sein Blick die Versammelten, dann wandte er sich an zwei, in seiner Nähe stehende Mulatten mit den Worten: „Schafft mir den Unglücklichen nach meinem Hotel hinüber, und ein Jeder von euch erhält zwei spanische Thaler."

Ohne Zögern legten die Angeredeten Hand an's Werk und Reinhard schritt voraus, ihnen den Weg zu weisen.

Der Wirth des Hotels machte anfangs ein grimmiges Gesicht, als die Mulatten den vom Wasser triefenden Matrosen ihm in das Haus brachten; und nicht einmal Reinhards vornehmes und doch freundliches Auftreten konnte ihn von der Aeußerung zurückhalten, daß, wenn er die „Herren Matrosen" in sein Haus aufnehmen solle, sie mindestens auf eine Woche vorausbezahlen müßten, sonst thäten die Herren besser, sie gingen in die Herberge.

Bei den nichtachtenden Worten des Wirthes, den das

Ausbleiben von Reinhards Effecten bereits argwöhnisch gemacht, erbleichte derselbe ein wenig, entgegnete aber mit stolzer Ruhe: „Ich würde Ihr Haus auf der Stelle verlassen, wenn der Zustand dieses Unglücklichen nicht schnelle Hülfe verlangte, doch verbitte ich mir jedwede beleidigende Aeußerung. Sagen Sie einfach, was Sie zu fordern haben, und Sie werden mich immer bereit finden, gerechten Forderungen nachzukommen."

Dem Wirth imponirte die ruhige Festigkeit des jungen Mannes, und ohne fernere Einwendungen ging er selbst nach Reinhards Zimmer voraus und war behülflich, dem noch immer Bewußtlosen dort eine bequeme Lagerstätte zu bereiten.

Die Mulatten standen und harrten des versprochenen Lohnes. In Gedanken griff Reinhard abermals nach seiner Börse, doch sich schnell besinnend, ging er auf den Wandschrank zu, in welchen er gestern seinen Reisekoffer geschlossen hatte.

Er löste die Riemen und öffnete das Schloß des Koffers; wirr lagen die darin enthaltenen Bücher durcheinander; die besondere Tasche aber, in welcher Reinhard sein Geld, Wechsel, Briefe und dergleichen aufbewahrt — war leer.

Hastig warf er sämmtliche Bücher aus dem Koffer, durchsuchte jedes einzelne nach seinen Papieren; vergebens,

dieselben waren und blieben verschwunden. Völlig rathlos stand er einen Augenblick, er wußte nicht, was er sagen, nicht, was er beginnen sollte.

Er war sehr bleich, als er sich zu dem Wirthe wandte, doch sagte er mit ruhiger Fassung: „Mein Geld, meine Briefschaften sind auf eine mir unerklärliche Weise aus meinem Koffer verschwunden und ich befinde mich augenblicklich dadurch in der unangenehmsten Lage.“ Und die Kette von seiner Uhr lösend, händigte er sie dem Wirth mit der Bitte ein, die Mulatten zu bezahlen, und die Kette vorläufig als ein Pfand aufzubewahren. Prüfend ließ der vorsichtige Wirth, welcher der ganzen Scene murrend und kopfschüttelnd zugeschaut, die Kette durch die Finger gleiten, ging dann mit den Mulatten hinaus, und zahlte ihnen, was sie rechtmäßig zu fordern hatten, jedoch wohl kaum in der Absicht, seinem Gaste die unnöthige Ausgabe zu ersparen.

Reinhard hatte zuvor den Wirth ersucht, einen Sclaven nach dem Arzte zu senden; doch entweder war der Wirth dieser Aufforderung nicht nachgekommen, oder der Arzt ließ sich Zeit; denn eine Stunde war bereits vergangen, und Reinhard noch immer allein mit dem Kranken, dem eine belebende Flüssigkeit endlich das Bewußtsein zurückgegeben. Er ließ sich von Reinhard erzählen, wie er in dies Haus gekommen, und sagte ihm seinerseits, wenn auch mit schwacher

Stimme, daß er schon damals, beim ersten Begegnen, den Bruder an der Aehnlichkeit mit der Mutter erkannt habe.

Es war ein seltsames Zusammensein; Reinhard hielt die Hand des Kranken in der seinen, er freute sich auf das Innigste des Wiedergefundenen, und auch Johannes schien von all' den Ereignissen weich und empfänglich für die Bruderliebe gestimmt; und doch fühlten beide, daß es abgrundtief zwischen ihnen lag, daß eine Vereinigung in herzlicher Liebe unmöglich sei.

Reinhard theilte auch dem Bruder mit, daß er auf seltsame Weise bestohlen worden, und das jähe Erröthen des Kranken, in Verbindung mit Alledem, was Reinhard jetzt in Erfahrung gebracht, führte Letzteren auf Gedanken und Vermuthungen, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen. Aber obgleich er auch die Absicht durchschaute, die schändliche Absicht ihn, in einem fremden Lande, aller Hülfsmittel beraubt, der Noth, dem Elende preiszugeben, kannte Reinhards Edelsinn nur Verzeihung; und da er voraussetzte, daß der unglückliche Bruder jetzt gewiß von den Qualen der Reue heimgesucht werde, sagte er beruhigend: „Glücklicherweise ist der Schaden, der mir dadurch zugefügt worden, nicht allzu groß; ich habe in meinem Notizbuch mehrere Adressen verzeichnet und ich bin überzeugt, daß wenn ich mich auf meinen

Schwiegervater berufe, man meinen Wünschen nachkommen wird."

Johannes zuckte zusammen und entzog dem Bruder die Hand. Und wieder fühlten es beide — die Kluft, die zwischen ihnen lag, war unausfüllbar.

Reinhard stand auf. „Ich will selbst zum Arzt gehen, Hans; und dann gleich einen der Herren aufsuchen, damit wir Geld in die Hände bekommen, denn ich vermuthe wohl sehr richtig, daß auch Du nichts hast, und hier nichts erlangen kannst."

„Nicht einen rothen Heller!" erwiderte Relknew mürrisch. „Geh' nur, aber nicht zum Arzt, ich fühle mich bereits ganz wohl."

„Verhalte Dich trotzdem ruhig, Hans," bat Reinhard, während er noch einmal zu dem Bruder trat und ihm die Hand reichte; „ich werde Ordre geben, daß man Dir einige Erfrischungen bringe, und hoffentlich mit Geld versehen kehre ich bald zurück.

Fünftes Capitel.

Don Silvio, ein Portugiese, war der Erste, den Reinhard aufsuchte, um ihm sein Geschick mitzutheilen und ihn um einen Vorschuß von einigen hundert Pesos zu bitten.

„Es wird mir eine Ehre sein, Ihnen meine Casse zur Verfügung stellen zu können," lautete die überhöfliche Antwort, „nur müssen Sie schon die außerordentliche Güte haben, mir ein Beglaubigungsschreiben meines lieben Freundes, Don Burkleff, zu präsentiren."

„Sie haben ja gehört, mein Herr," gab Reinhard ziemlich ungeduldig zurück, „daß meine Gelder, Briefe, und Empfehlungsschreiben mir gestohlen sind, ich vermag mich nicht anders zu legitimiren, als durch meine Visitenkarte, allerdings nur ein schwacher Beweis, wenn Sie meinem Worte keinen Glauben schenken."

„Ich begreife nur nicht," nahm Don Silvio, im Tone ausgesuchtester Höflichkeit das Wort, „wie es möglich gewesen, daß man Sie auf so seltsame Weise berauben konnte, und warum Sie nicht lieber Geld und Geldeswerth bei sich getragen haben, als in einem Handkoffer, den man doch, wie Sie sehen, hin und wieder außer Acht läßt!"

Reinhard preßte bei dem, trotz aller Artigkeit, ihm höchst empfindlichen Examen, die Lippen zusammen, ehe er etwas widerwillig entgegnete: „Man hat auf Cuba mir den Rath ertheilt, meine sämmtlichen Werthsachen in einen Handkoffer zu verpacken, um vor den Taschendieben sicher zu sein. Daß ich auf dem Schiffe den Koffer zuweilen außer Acht ließ, das ist allerdings meine Schuld, doch bin ich überzeugt, der

mich bestehlen wollte, hätte auf jeden Fall Mittel und Wege dazu gefunden, ist mir doch auch mein sämmtliches übriges Gepäck entwendet."

„Sehr sonderbar! Haben Sie schon Anzeige bei der Behörde davon gemacht?"

„Nein!"

„Noch sonderbarer!" Und Don Silvio verbeugte sich, als fühle er sich unbehaglich in der Nähe eines Menschen von so verdächtigem Auftreten.

Reinhard ging, um dieselbe Scene mit wenigen Variationen noch drei, vier Mal durchzumachen. Er sah ein, daß es unmöglich sei, von den Vorsichtigen auf sein ehrliches Gesicht hin, auch nur einen Peso zu erhalten, und müde, geistig und körperlich abgespannt, trat er den Heimweg an.

Die Sonne brannte bereits in vollster Kraft hernieder, und Reinhard, der seit dem frühen Morgen nichts genossen, schlich ermattet dicht an den Häusern entlang, um vor den versengenden Sonnenstrahlen ein wenig Schatten zu suchen.

Eine junge Negerin ging vor ihm her, einen Korb der köstlichsten Apfelsinen auf dem Kopfe tragend.

Die Blicke des halb Verschmachteten ruhten verlangend auf den lockenden Früchten, und während er an dem Mädchen vorüberging, sagte er halb scherzend, und doch ernst gemeint: „Schenke mir eine von den schönen Früchten!"

Die Negerin stand still, und den Bittenden verwundert betrachtend, sagte sie: „Der Herr scherzt; ich bin nur ein armes Sclavenmädchen, und habe nichts zu verschenken. Die Früchte gehören meinem Herrn, für den ich sie zu Markte trage."

„Wenn Du nichts zu verschenken hast, so laß uns ein Tauschgeschäft machen!" erwiderte Reinhard noch immer lächelnd, während das Herz in bitterem Weh ihm pochte über die verzweifelte Lage, in welche sein Bruder ihn gestürzt; und er zog ein Messer aus der Tasche, ein Geschenk Mr. Burkleffs und bot die zierliche Waffe dem Mädchen für eine ihrer herrlichen Früchte.

„O," rief die Schwarze funkelnden Auges, „für das prächtige Messer mögt Ihr drei, vier Apfelsinen Euch nehmen, das wird meinem Herrn schon gefallen, suchet nur die schönsten Euch aus!" Und sie hob den Korb vom Kopfe und reichte ihn Reinhard dar, der einige der Früchte nahm, und dafür der Sclavin sein Messer, das Letzte, was er zu veräußern hatte, hingab.

Die Uhr, die er trug — ein Geschenk seines Vaters — und der Ring, den er am Altar gegen den Trauring seiner Mutter eingetauscht, waren ihm zu heilige Güter, als daß er nur den Gedanken hätte fassen können, sich von ihnen zu trennen.

Im Weitergehen verzehrte er eine der Apfelsinen, um wenigstens in etwas den brennenden Durst zu löschen, der ihn quälte; die anderen Früchte steckte er ein, dem Bruder sie mitzubringen.

Während er nun den weiten Weg nach dem Hotel zurücklegte, sann und sann er, was er beginnen solle, um aus der drückenden Lage sich zu befreien, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als der Entschluß, mit dem nächstgehenden Dampfer nach Cuba zurückzukehren.

Als er endlich das Hotel erreicht hatte und an dem allgemeinen Gastzimmer vorüber die Treppe hinaufgehen wollte, schlugen deutsche Laute an sein Ohr, und ohne Zögern öffnete Reinhard die Thür und betrat das Zimmer, aus welchem er die ihm wie Musik klingenden Töne der Muttersprache vernommen.

Eine herkulische Gestalt, augenscheinlich ein Seemann, unterhielt sich mit einem anderen seines Standes, und Reinhards Entzücken wurde weder durch sein Organ noch durch seine Sprechweise gerechtfertigt, da er jetzt sagte: „Verfluchte Ostküste das, das gelbe Fieber rafft unsere besten Leute weg, und um's Cap gehen die Hallunken von hier auch nicht gern. Was ich Dir sage, es schwer wird halten, Leute zu bekommen, und 's gehört Zeit dazu, und wir haben keine."

Reinhard gewahrend, hielt der Sprecher inne und

musterte den jungen Mann, der jetzt an ihn mit den Worten herantrat: „Mein Herr, ich begrüße Sie als Landsmann, und denke, Sie werden am besten mir Auskunft ertheilen können, was ich zu thun habe, um schleunigst nach Cuba zurückzukehren, und zwar auf eine Weise, die Nachbezahlung möglich macht, da ich — meiner sämmtlichen Effecten beraubt — mich augenblicklich ohne einen Heller Geld befinde."

„Ja, lieber Herr," entgegnete der stämmige Seemann, dessen rothgedunsenes Gesicht den Trunkenbold verrieth, „das wird sich wohl so bald nicht machen lassen, denn vorläufig geht nicht einmal ein Dampfer nach Cuba; die Tour ist so wenig einträglich, daß sie von den Eigenthümern der Schiffe ganz aufgegeben ist. Da werden Sie wohl ein wenig warten müssen."

„Und ist nicht ein Segelschiff im Hafen, das nach Cuba geht?" fragte Reinhard. „Ich muß auf alle Fälle fort, sei es wie's sei."

Jetzt trat der Wirth in das Zimmer, und wie der Blitz auf Reinhard schießend, fragte er höhnisch: „Nun, wieder da? Das nimmt mich Wunder! Glaubte schon, die Herren hätten sich beide aus dem Staube gemacht. Haben Sie Geld erhalten, daß Sie sich wieder sehen lassen? Denn was der Werth der Uhrkette ist, der ist bereits von Ihnen und dem Herrn Matrosen verbraucht; also, ohne

Geld, lieber Freund, kann ich Sie keine Stunde länger im Hause behalten."

Reinhard richtete sich ein wenig höher auf, und die letzten Worte des unfreundlichen Wirthes nicht beachtend, sagte er: „Wie soll ich Ihre erste Anrede verstehen? Ist der Herr, den ich heute krank hierher gebracht, nicht mehr im Hause?"

„Nein, Gott sei Dank! er ist auf und davon, hat aber einen Brief für den Herrn zurückgelassen."

Reinhard streckte mechanisch die Hand nach dem ziemlich unsauberen Couvert aus; es war eben nur ein Couvert, auf dessen Innenseite mit Bleistift die Worte geschrieben waren; „Suche mich nicht, sondern fliehe mich, ich bin Dein ärgster Feind!"

Todesblässe überzog Reinhards Antlitz; er bedurfte einiger Minuten, sich zu sammeln.

Dann aber kam ihm der Gedanke, daß er nun keine Ursache habe, eine Untersuchung zu fürchten, daß er sich an die Behörde, an den englischen Consul wenden könne. Doch nein, Johannes konnte ja so wenig wie er selbst, Bahia verlassen, es hätte sich herausstellen können, daß er der Schuldige sei, und ein Grauen beschlich Reinhard, wenn er daran dachte, daß er die Veranlassung werden könne zu des Bruders völligem Verderben.

Rathlos stand er vor dem Wirth, der bemüht war, ihm klar zu machen, daß er sein Hotel augenblicklich zu verlassen habe.

Da trat der deutsche Seemann auf die Gruppe zu, und nachdem er sich Reinhards Abenteuer hatte erzählen lassen, sagte er: „Herr Landsmann, ich gedenke nächster Tage in See zu gehen. Ist Ihr Schwiegervater wirklich der reiche Mr. Burkleff auf Cuba, so kann es Ihnen ja auf Geld nicht ankommen, und versprechen Sie mir 5000 Pesos bei unserer Ankunft in Cuba, so bringe ich Sie nicht allein dorthin, sondern bezahle auch hier den Wirth für die ein oder zwei Tage, die wir hier noch bleiben müssen. Sie sind dann aus aller Noth, und ich mache ein gutes Geschäft Daß ich Sie aber nicht eher an's Land lasse, und daß ich, wenn Sie mich betrogen, keinen Anstand nehmen würde, Sie Salzwasser kosten zu lassen, so lange bis Sie für Zei und Ewigkeit genug hätten, darauf können Sie sich verlassen!“

Reinhard besann sich einen Augenblick, ob er Burklef zumuthen dürfe, 5000 Pesos für ihn zu bezahlen, abe seine Lage war eine so verzweifelte, daß er schon un Georgia's willen seinen Stolz niederkämpfte und beschloß, sic auf diese Weise zu befreien.

Er reichte dem Seemann die Hand, während er sagte

„Nun gut, der Handel ist abgeschlossen; ich verspreche Ihnen, das Schiff nicht eher verlassen zu wollen, als bis Sie im Besitz der ausbedungenen Summe sind."

„Topp!" erwiderte der Andere, und dann an den Wirth sich wendend, rief er: „Wein her, Freund! ein so gutes Geschäft will begossen sein. Aber vom besten!" Und Reinhard neben sich niederziehend, setzte er sich behaglich zurecht und sagte dann: „Die Bemannung meines Schiffes, welches aus Montevideo mit schlechter Fracht hierher kam, ist verdammt dünn geworden, es konnte Keiner die Ausdünstung der Felle vertragen: und da liegen die meisten der Kerle nun hier im Spital. Hier neue Mannschaften zu heuern, ist nicht möglich, und da wird der Herr wohl ein wenig mit Hand anlegen müssen, wenn es heißt: Segelreffen und dergleichen mehr."

Der andere Seemann, mit welchem der Capitain zuvor gesprochen, und der sich während der Unterhandlungen in eine Ecke bei seinem Glase niedergelassen, näherte sich jetzt dem Tische, an welchem die Anderen saßen, mit den Worten: „Nun da sind wir ja schon unserer vier; bis Cuba können wir schon so kommen, und da wird's sicher was zu heuern geben."

Reinhard war einmal zu wenig mit dem Seereisen vertraut, und dann viel zu sehr von dem Wunsche beseelt, fort=

zukommen, als daß er auf die Gefahr geachtet hätte, welche die allzu geringe Bemannung eines Schiffes mit sich bringt, ohne daß überhaupt dieser Umstand ihm besonders aufgefallen wäre.

Zudem kam auch, daß er begann, einen sonderbaren Druck im Kopfe zu verspüren, und da er sich sagte, daß dies wahrscheinlich in körperlicher Anstrengung und in der ungenügenden Nahrung seinen Grund habe, so sprach er den vorgesetzten Speisen und auch dem Weine fleißig zu.

Aber immer schwerer wurde sein Kopf, immer unfähiger fühlte er sich, zu verstehen, was gesprochen wurde, zu sehen, was um ihn her vorging. Die vielfachen Aufregungen, die er seit dem Morgen durchlebt, machten sich geltend; und der feurige, schnell genossene Wein that das Seinige, Reinhard in einen tiefen Schlaf zu versenken.

„Glaubst Du, Claus, daß der Mann hier die Wahrheit geredet hat, und daß wir einen guten Fang thun, wenn wir mit ihm auf- und davonsegeln?“ fragte der sogenannte Capitain.

„Na, gewiß ist's ein feiner Herr,“ brummte der Andere; „und wenn Ihr das Risiko wagen wollt, ohne ordentliche Bemannung in See zu gehen . . .“

„Was da Risiko! Der Capitain liegt krank im Spital und kommt sicher nicht wieder auf. Da hab' ich als erster

Steuermann die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß das Schiff nicht müßig vor Anker liegt. Hier ist keine Mannschaft zu haben, also geh' ich nach Cuba, Matrosen zu heuern und vielleicht neue Ladung für Bremen einzunehmen. Aber das sage ich Dir, von den 5000 Pesos erfährt keine Seele etwas; 1000 gehören Dir davon, vorausgesetzt, daß Du schweigst."

Claus nickte zustimmend mit dem Kopfe, dann aber sagte er: „Alles recht schön, wenn nur das Saufen nicht wäre."

Der Pseudo-Capitain machte ein bedenkliches Gesicht. „Na weißt d' Jung," sagte er schließlich, „wenn wir nichts Nasses für die Kehlen an Bord haben, dann können wir alle nicht saufen, Du nicht, der Jack nicht und ich selber nicht." Und er lachte vor sich hin über seine List, während er doch zugleich das Glas mit einer Bewegung zum Munde führte, als gereue es ihn, daß er sich entschlossen, so kostbarem Gute auf längere Zeit zu entsagen.

„So möcht's gehen, Conrad!" meinte der Andere; „es wär' auch ein schlimm' Ding, mit drei Mann Besatzung zu fahren, von denen zwei immer sinnlos besoffen sind."

„Halt's Maul!" sagte der Capitain und warf einen scheuen Blick auf den schlafenden Reinhard. „He, Wirth!" rief er dann. „wir wollen an Bord unseres Schooners.

Hier ist Geld, macht Euch bezahlt, auch für den Herrn da, der bis morgen hier bleibt, dann holen wir ihn ab."

Der Wirth rechnete die Zeche zusammen und sagte dann, auf Reinhard deutend: „Werde eine Matratze hierherbringen und ihn da hinauflegen lassen, damit er nicht etwa vom Stuhle fällt."

Die Seeleute entfernten sich, und zwei stämmige Neger brachten gleich darauf eine Matratze in den von Gästen völlig leeren Saal und legten Reinhard darauf nieder, der, obgleich die Burschen eben nicht allzu zart mit ihm umgingen, dennoch nicht erwachte.

Schon wollten sich die Neger entfernen, als ihnen der Brillantring, den Reinhard am Finger trug, in die Augen blitzte. Ohne den Werth desselben zu kennen, nur von dem Glanze geblendet, kamen sie überein, dem Schlafenden den Ring abzuziehen, und als ihnen dies gelungen, ohne daß Reinhard sich regte, forschten sie nach weiteren Kostbarkeiten. Endlich entdeckte auch einer von ihnen die Uhr, und sie an sein Ohr haltend, lauschte er mit kindischem Entzücken dem munteren Ticken des goldenen Zeitmessers.

Dann, sich entfernend, löschten sie die Lichter, und Finsterniß und Stille umgab den Schlafenden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch herrschte Dunkelheit, als Reinhard erwachte, und es währte längere Zeit, bevor er sich besinnen konnte auf Alles, was da geschehen war. Sein Kopf brannte und seine Pulse flogen, trotzdem aber erhob er sich von der Matratze, und vor Allem nach seiner Repetiruhr greifend, um zu hören welche Stunde es sei, vermißte er fast gleichzeitig Ring und Uhr.

„Wo bin ich!" rief er laut bei der Entdeckung, daß er beraubt sei, und hastig suchte er nach einem Zündhölzchen, um beim Scheine desselben von seinem Aufenthalte Kenntniß zu nehmen. Doch er suchte vergebens, und in der Finsterniß umhertappend, kam er schließlich zu der Ueberzeugung, daß er im Gastzimmer seines Hotels sich befinde, und die Erinnerung stellte sich ein, wie er zuletzt mit den Seeleuten gegessen und getrunken, und dann darüber eingeschlafen sei. Der Gedanke, daß sie es gewesen, die ihn ausgeplündert und sich mit ihrem Raube auf- und davongemacht, lag nahe, aber die Gegenstände, die Reinhard vermißte, die Uhr vom Vater und Georgia's Ring, sie waren ihm zu theuer, als daß er auch nur einen Augenblick hätte zögern können, etwas zu ihrer Wiedererlangung zu thun.

Nur mit Mühe in der Finsterniß sich zurechtfindend, erreichte er doch endlich die Stelle, wo er am Tage den Schellenzug wahrgenommen. Der für ihn so herbe Ver-

luſt, der ganze fieberhafte Zuſtand, in dem er ſich befand, rechtfertigte die Heftigkeit, mit der er ohne Rückſicht auf die ſtille Stunde der Nacht, nach dem Glockenzuge griff, um Menſchen und Licht herbeizurufen.

Die aus dem unteren Saal mit lautem Getöſe durch das Haus ſchallende Klingel bewog ſelbſt den Wirth ſich herbeizubemühen, um zu ſehen, was dem, ohnedies ihm unliebſamen Gaſte eigentlich zugeſtoßen ſei. Mit ihm zugleich betraten noch zwei Aufwärter, alle mit Licht verſehen, das Gemach, gerade als Reinhard im Begriff war, ungeduldig zum zweiten Male die Glocke zu ziehen.

„Herr, ſind Sie des Teufels,“ herrſchte der Wirth ihn an, „bei nachtſchlafender Zeit in meinem Hauſe einen ſolchen Höllenlärm zu machen! Haben Sie vergeſſen, daß Sie überhaupt nur geduldet ſind?“

Was zu jeder andern Stunde Reinhards Stolz auf's Tiefſte verletzt hätte, ließ im Augenblick ihn unberührt; er dachte nur daran, daß man Georgia's Ring ihm geraubt, den er um jeden Preis wiedererlangen müſſe, und dem zankenden Wirth in die Rede fallend, rief er heftig: „Herr, es iſt kein Wunder, daß man hier des Teufels wird! Man hat mich auf's Neue beſtohlen; die letzten Kleinodien, die ich beſaß, unveräußerliche Güter, die Uhr von meinem Vater und den Ring meines Weibes mir geraubt.“

Der Wirth hatte wie in Verwunderung und Erstaunen die Hände in einandergeschlagen und brach jetzt höhnisch lachend in die Worte aus: „Schon wieder mal bestohlen, Sie Lump, der Sie andere Leute für sich bezahlen lassen, damit Sie nicht die Nacht im Freien campiren müssen, Sie reden von Bestehlen? In meinem Hotel ist noch kein Gast bestohlen worden, ich habe lauter ehrliche Leute, auf die ich mich verlassen kann, und er armseliger Schlucker, er Betrüger, er will mein Haus mir in Verruf bringen? Na, warte!"

Kaum aber war das Wort „Betrüger" seinen Lippen entflohen, als Reinhard, geistig und körperlich leidend, die gewohnte Herrschaft über sich selbst verlor und zornentbrannt auf den Wirth zustürzte, ihn bei den Schultern faßte und schüttelte, daß ihm Hören und Sehen verging. Im nächsten Augenblick aber hatte der Wirth so weit sich erholt, um den Negern, deren Zahl inzwischen sich noch vermehrt hatte, zuzurufen: „Sclavenseelen, wollt Ihr Euren Herrn ermorden lassen? werft den Kerl auf die Straße!"

Reinhard ließ den Wirth los, um sich gegen die Schwarzen zu wenden, die Miene machten, auf ihn loszustürzen.

„Wer mich anrührt, ist des Todes!" donnerte Reinhard ihnen entgegen, und vor seinem drohend erhobenen Arm vor seinen zornblitzenden Augen verkroch sich muthlos Einer hinter dem Anderen.

Reinhard, wieder ruhiger geworden, wandte sich spöttisch lächelnd zum Wirthe: „Sie sehen, ich nehme es mit einem Dutzend solcher Kerle auf wie Sie und Ihre feigen Sclaven, aber ich gehe, gehe, ohne die mir gütigst zugedachte Hülfe, denn lieber die Nacht unter freiem Himmel verbringen, als noch eine Stunde unter diesem Dache!"

Und er schritt an dem Wirth vorüber, ging durch die Neger, welche scheu auf die Seite traten, um ihm Platz zu machen, und deren Einer ihm die Thür nach der Straße hin öffnete.

Er ging hinaus. Die kühlere Luft ließ ihn zusammenschauern, und als die Thür sich hinter ihm geschlossen, als kein menschliches Auge mehr auf ihm ruhte, da fühlte er erst, daß er schwer krank, daß er dem Umfallen nahe sei. Mühsam schleppte er sich einige Schritte vorwärts, dann schwanden seine Sinne und er sank auf eine Steinbank nieder, die am Wege stand.

Sechstes Capitel.

Die Tage nach Reinhards Abreise verstrichen in Burkleffs Hause trübe und einförmig. Es lastete auf allen Gemüthern gleich einem Alp, und doch mochte keiner dem Anderen eingestehen, wie schwer ihm eigentlich um's Herz sei. Still und

freundlich ging man neben einander her, aber zu dem herzlich fröhlichen Zusammenleben früherer Tage wollten sich die Zustände nicht gestalten. Allerdings mochte auch Jeanetta's Gegenwart dazu beitragen, einen trüben Schatten über das ganze Leben im Hause zu verbreiten, denn von Niemand wurde sie geliebt, und selbst die Neger wichen scheu zur Seite, wenn sie die hohe Gestalt von ferne sahen.

Jeanetta wußte, daß man sie im Hause nur duldete, aber das kümmerte sie wenig; ihr Zweck war ja noch nicht erreicht, und selbst ihren Stolz konnte sie beugen, wenn dies ein Mittel war, dem einmal gesteckten Ziele sie näher zu bringen.

Es war gegen Abend. Georgia und Fernanda hatten einen Spaziergang nach dem Hafen unternommen. Sie liebten es, hinüber zu blicken über das Meer, der Richtung zu, von welcher der Freund und Gatte ihnen zurückkehren sollte.

Mr. Burkleff saß auf der Veranda, blies die Wölkchen seiner Havanna in die Luft und berechnete, wo Reinhard jetzt wohl sein könne.

Mit der Plötzlichkeit, die immer ihr Kommen für den Anderen zu einer Ursache des Erschreckens werden ließ, stand auf einmal Jeanetta vor ihm, und den Rest ihrer Cigarette gegen das Mauerwerk schleudernd, daß ein Funkenregen

daraus emporsprühte, sagte sie in hochfahrendem Tone: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Mr. Burkleff. Sind Sie augenblicklich geneigt, mir Gehör zu schenken?"

„Gern, Miß Jeanetta, nehmen Sie gefälligst Platz!" und der alte Herr, den die Höflichkeit des Gentleman nie verließ, erhob sich und rückte der Mulattin einen Stuhl in seine Nähe.

„Sie wissen, Mr. Burkleff," begann Jeanetta, gegen ihre Gewohnheit englisch, die Sprache des Hauses, sprechend, „daß die Zeit der Testamentseröffnung herannaht; die Gerichtssiegel werden endlich von den Thüren meiner Villa schwinden und ich könnte dann füglich Sie von einer Last befreien, und Ihr Haus mit dem meinen vertauschen. Dennoch bitte ich Sie, mir noch länger den Aufenthalt bei Ihnen zu gewähren; ich bin verlobt, und möchte gern in einer Familie bleiben, bis ich als Frau in mein Haus einziehen kann."

„Und darf ich fragen, wem Sie sich verlobt haben?" sagte Mr. Burkleff, dessen zurückhaltende, verschlossene Natur sein Staunen über diese Eröffnung nicht verrieth.

„Ich habe nicht nöthig gehabt, bei meiner Wahl nach Reichthum zu sehen," schickte Jeanetta, gleichsam entschuldigend, voraus, „ich selbst besitze des elenden Metalles im Ueberfluß; John Relknew ist mein Verlobter."

Ein Schatten legte sich auf Mr. Burkleffs Stirn.

Schon immer hatte er mit Schrecken an den Tag gedacht, der voraussichtlich Brückmanns Vermuthungen bestätigen würde; aber doppelt hart mußte der Schlag Jeanetta treffen, jetzt, da Relknew im Falle einer Enterbung sicher das unter ganz anderen Voraussetzungen geschlossene Bündniß wieder lösen würde.

Burkleff dünkte sich verpflichtet, das junge Mädchen wenigstens vorzubereiten auf das, was möglicherweise ihr bevorstand, und doch fühlte er sich nicht geschickt dazu und athmete förmlich erleichtert auf, als Brückmanns Cariol in diesem Augenblick vor dem Hause hielt, und gleich darauf der biedere Deutsche den Kiesweg heraufgeschritten kam.

Jeanetta machte Miene sich zu entfernen, doch Burkleff legte sanft die Hand auf ihren Arm, während er sagte: „Bleiben Sie, liebes Fräulein; ich vermuthe, Freund Brückmann kommt hauptsächlich Ihretwegen, er hat schon längst mit Ihnen Wichtiges besprechen wollen."

Und Burkleff, nachdem er den Freund begrüßt, nahm die erste Gelegenheit wahr, Brückmann und Jeanetta allein zu lassen.

Kaum hatte der alte Herr sich entfernt, als Brückmann auch schon begann: „Es sind nur noch wenige Tage, Miß Jeanetta, bis zu dem vom Gericht angesetzten Termine der Testamentseröffnung. Haben Sie noch nie daran gedacht,

daß Ihr verstorbener Vater möglicherweise anders als zu Ihren Gunsten testirt haben könne? Und wissen Sie auch, daß Sie als die Tochter einer Mulattin nicht einmal das Recht hätten, Ihr Pflichtantheil zu fordern, sondern daß vielmehr —"

Jeanetta ließ ihn nicht ausreden. Wuthblitzenden Auges hatte sie bis dahin ihm zugehört, dann aber wie mit plötzlichem Entschlusse sich beherrschend, lehnte sie sich in den Stuhl zurück und unterbrach ihn mit den Worten: „Sie wollen mich kränken, meinen Zorn entflammen; sparen Sie Ihre Mühe! Wären Sie wirklich niedrig genug gewesen, meinen Vater zu bereden, mir sein Vermögen zu entziehen, in der Voraussetzung, daß ich nach dem Tode des Erblassers schutz- und hülflos in der Welt stehen würde, so haben Sie sich getäuscht, denn mein Verlobter wird meine Rechte zu wahren wissen!" Brückmann hielt seine Verwunderung nicht zurück, er vergaß darüber, sich wider die fälschlich gegen ihn erhobene Anklage zu vertheidigen, und sein Erstaunen wuchs, als Jeanetta ihm den Namen ihres Bräutigams nannte.

Wenn Brückmann hätte glauben können, daß Jeanetta's Enterbung keinen Einfluß auf Relknews Neigung haben würde, so wäre mit dieser Eröffnung ihm ein Stein vom Herzen gefallen, Jeanetta hätte doch alsdann einen Halt gehabt in der schweren Prüfungszeit, die ihr bevorstand. Aber wenn Brückmann auch entschlossen war, die Tochter seines

Freundes frei zu kaufen, und alles Mögliche zu thun, ihr eine sorgenlose Existenz zu sichern, so fürchtete er doch, Relknews Habgier, das Einzige, das ihn vermuthlich an Jeanetta fesselte, werde daran sich nicht genügen lassen.

Erst als Brückmann von seinem Erstaunen sich erholt, nahm er von der Beschuldigung Notiz, welche Jeanetta ihm zuvor entgegengeschleudert, und er theilte ihr die Unterredung mit, die er kurz vor Lorenz' Tode mit demselben gehabt, und sagte ihr in klaren, wenn auch schonenden Worten, wie er selbst über das Testament des Verstorbenen denke.

„Elende Lügen," lautete Jeanetta's Antwort, „ersonnen um mich zu quälen. Hat mein Vater Ihnen etwa aufgetragen, nach seinem Tode die Rolle des Popanz zu übernehmen, der mit leeren Drohungen mich schreckt, eine Rolle, die der Alte zeitlebens spielte! Nicht eine Silbe glaube ich von Allem, was Sie mir gesagt." Und Jeanetta erhob sich von ihrem Platze, und wandte dem einzigen Freunde ihres verstorbenen Vaters stolz den Rücken. — —

Es war der Tag, der über Jeanetta's Geschick entscheiden sollte. Man war nie gütiger, nie zuvorkommender im Hause Burkleffs gegen sie gewesen, als an diesem Morgen, und selbst Fernanda bemühte sich, der Gegnerin Beweise einer freundlichen und theilnehmenden Gesinnung zu geben.

Jeanetta war zu klug, um nicht die Ursache dieser Bestrebungen zu erkennen. „Sie wissen," sagte sie sich, „daß Du einen schweren Gang gehst; wehe, wenn der verhaßte Deutsche nun doch Recht gehabt, wenn der Alte Dich enterbt hätte!"

Sie verzweifelte bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines derartigen Geschickes, und keine Miene des stolzen Gesichtes verrieth den vermeintlichen Feinden, was in ihr vorging, sie gönnte ihnen, besonders aber Fernanda nicht einen derartigen Triumph.

Punkt neun Uhr rollte Brückmanns Cariol vor das Haus; er kam um die Mulattin abzuholen. Jeanetta drückte den leichten, kecken Hut auf die wolligen Locken, und Mr. Burkleff und seinen Töchtern, mit denen sie auf der Veranda gesessen, einen kurzen Gruß zuwinkend, schritt sie die Treppe hinab und bestieg, von Brückmann gefolgt, den Wagen.

Die Sonne brannte trotz der frühen Stunde versengend hernieder; Brückmann fuhr wiederholt mit dem Taschentuch über die heiße Stirn, Jeanetta aber lag zurückgelehnt in den Fond des Wagens, als sei diese tropische Gluth ihr eigentliches Element.

Nach halbstündiger Fahrt hielt das Gespann vor dem Justizpalaste, einem stolzen Gebäude aus den ersten Zeiten der spanischen Einwanderung in Cuba. Es hatte zuvor

religiösen Zwecken gedient, denn ein Kloster war natürlich das Erste gewesen, dessen Errichtung der Katholicismus auf der neu erworbenen Insel für nöthig erachtet.

Noch war die festgesetzte Stunde des Termins nicht gekommen und Brückmann und Jeanetta mußten einige Zeit im Vorzimmer harren. Brückmann machte wiederholt den Versuch, die Mulattin vorzubereiten, doch vergeblich, sie schnitt ihm jedes Mal das Wort ab mit der stolzen Unterbrechung: „Was ich zu hören habe, will ich aus dem Munde der dazu befugten Beamten vernehmen, nicht aus dem Ihren."

Endlich öffnete der Diener die Flügelthüre zum Sitzungssaal und ersuchte die Anwesenden einzutreten. Jeanetta erhob sich von ihrem Platze und ging festen Schrittes, während ihr lang nachschleppendes Gewand am Boden rauschte, auf den Präsidenten zu, der bei ihrer Annäherung steif und förmlich sich verbeugte. Derselbe bat zunächst um die Legitimation für Jeanetta. Brückmann legte die verlangten Beweisstücke vor, und der Präsident überzeugte sich von deren Rechtsgültigkeit. Dann legte er die Papiere langsam aus der Hand, griff in eine große, mit Acten gefüllte Mappe und nahm aus derselben ein Schriftstück, durch dessen fünffachen Lackverschluß das Schicksal Jeanetta's gleichsam besiegelt worden.

Die üblichen Formalitäten waren vorüber, der Präsident eröffnete das Actenstück und las:

Cuba, am 19. Juli 18 .

„Ich, Balduin Lorenz, gebürtig aus Berlin, der Hauptstadt Preußens in Europa, lege meinen letzten Willen für den Fall meines Todes, wie folgt, nieder:

„All' meine Besitzungen, all' meine bewegliche Habe, wie Sclaven u. s. w. und mein ganzes Vermögen, also: — hier folgte die Aufzählung jedes Einzelnen — fällt dem Fiscus zu, der damit schalten und walten kann, wie er will. Meine Villa in Havanna mit ihrem ganzen Inhalt, die Haussclaven miteingeschlossen, vermache ich meinem Freunde Brückmann. Meine Stieftochter Jeanetta aber soll nicht nur gänzlich leer ausgehen, sondern auch dem Sclavenstande, welchem sie entsprossen, wieder zurückgegeben werden. Ich—"

Ein furchtbarer Schrei entrang sich den Lippen der Mulattin, und auf den Präsidenten zustürzend, entriß sie seiner Hand das Papier: „Wo steht das, Schurken und Betrüger, ihr Alle, wo steht das? ich will es sehen!"

Der Präsident hielt ihr das Blatt entgegen, doch gleichzeitig einen Schritt zurücktretend, als möchte er nicht in allzu nahe Berührung mit der Megäre kommen.

Es war schlimmer als ihr Todesurtheil, was Jeanetta jetzt mit eigenen Augen las, und die Wuth, welche sie eben

rfaßt, schwand vor dem Entsetzen, das sich ihrer Seele bemächtigte. Ein Zittern durchflog ihren Körper, sie schaute um sich mit einem Blick, deß wilde Todespein Brückmann n's Herz drang; dann stürzte sie wie irrsinnig, ohne ein Wort, ohne einen Laut aus dem Sitzungssaal, daß die Zurückbleibenden nicht anders glaubten, als sie stürme hinaus, ihrem Leben ein Ende zu machen, und Brückmann ihr nit dem Rufe nacheilte: „Jeanetta, Kind, beruhigen Sie ich, es wird Alles gut werden."

Aber er konnte sie nicht mehr erreichen, als er die Straße betrat, saß Jeanetta schon auf dem Wagen, und elbst das Roß lenkend, jagte sie davon, daß der hintenauf itzende Bob Mühe hatte, seinen Platz zu behaupten.

Vor der Villa Burkleffs angelangt, parirte sie das edle Pferd, daß es sich hoch aufbäumte, dabei die Stangen des Wagens zerbrach, und nun, da Jeanetta von dem Gefährt herabsprang, ohne dem Neger die Zügel zuzuwerfen, n wildestem Laufe davon sprengte und den armen Burschen der größten Lebensgefahr aussetzte.

Georgia hatte gerade auf der Veranda des Hauses gestanden und war ein Zeuge der Rücksichtslosigkeit Jeanetta's gewesen. „Unser armer, armer Bob," rief sie, an Jeanetta vorüber der Straße zueilend, um zu sehen, ob die Gewandtheit des Negers ihm helfen werde.

Jeanetta blieb stehen und schaute finsteren Blickes ih nach. „Sie hat Alles," murmelte sie zwischen den Zähner „Alles und ich — Nichts! Sie könnte mich kaufen, un ich wäre ihre Sclavin! ha! ha! ha! daß das nicht geschieh dafür wollen wir sorgen!"

Georgia hatte inzwischen mit Freuden den Neger be grüßt, dessen Geistesgegenwart ihn aus kritischer Lage befrei und der mit dem keuchenden Pferde und dem zerbrochene Wagen in dem Augenblick zurückkehrte, da Georgia aus de Umfriedigung des Gartens trat.

Gleich darauf fuhr auch Brückmann in einem Mieths wagen vor das Haus, und wurde von Burkleff und seine Töchtern mit Fragen nach dem Verlauf der Sache begrüß obgleich Jeanetta's Wesen, die sich jetzt auf ihr Zimmer ei geschlossen, ihnen bereits deutlich genug dargethan, was si begeben hatte.

Man bemühte sich vergebens, Jeanetta zu bewegen, d Thür ihres Zimmers zu öffnen, obgleich Brückmann Alle als ihr Eigenthum erklärte, was im Testament des Versto benen ihm selbst zugesprochen. Alle Bitten und Vorstellunge waren nutzlos, sie antwortete mit keinem Laute, und Burkle meinte schließlich, daß man am besten thäte, sie sich selb zu überlassen. Aber Niemand konnte die rechte Ruhe finde

nd Georgia und Fernanda lauschten jeden Augenblick an er verschlossenen Thür, um ein Lebenszeichen von Jeanetta u vernehmen.

Siebentes Capitel.

Die Nacht war hereingebrochen. Tiefe Stille herrschte n Hause Burkleffs; die Bewohner desselben erfreuten sich nften Schlummers, und der Traumgott führte einen Jeden hmerzlich entbehrtem Glücke zu.

Nur Eine wachte, nur Eine saß auf dem Lager, die llbogen auf die Kniee gestützt, die Hände in das dichtgelockte jaar vergraben; und wie das ferne Grollen des Donners, entrangen sich ab und zu dumpfe Laute ihrer Brust, eugniß gebend von der Qual, die ihr im Innern tobte.

Und wie Raben krächzend erst im weiten, dann in immer ngeren Bogen ihre Beute umkreisen, so durchflogen schwarze Gedanken Jeanetta's Seele, bis sie dieselbe ganz erfüllt und hließlich zu einem festen Plane sich gestaltet hatten. Sie rang von ihrem Lager auf, und in die rothe Gluth des Ostens starrend, die dem kommenden Tage voranging, rief e mit fester Stimme: „Ha, mir wird wohl sein, wenn es st geschehen ist, ist mir doch jetzt schon besser, nun ich das o und wie bedacht.“

Sie wandte sich vom Fenster hinweg und nachdem si Gesicht und Nacken mit kühlem Wasser gebadet und ihre Anzug geordnet hatte, verließ sie das Gemach, den Garte aufzusuchen.

Im unteren Flur waren Bob und Joso bereits mit ihre Hausarbeit beschäftigt, aber sie achteten nicht weiter a Jeanetta, die ohne Erwiderung der stummen Grüße an ihne vorüberschritt und in die noch vom Thau feuchten Palmen gänge verschwand.

Ohne Aufenthalt eilte Jeanetta vorwärts, bald hat sie den Steig erreicht, der längs des Flusses hinlief und an d Uferseite mit den üppigsten Schlinggewächsen dicht berankt wa

Aufathmend blieb sie stehen, spähte mit einer gewisse Scheu nach allen Richtungen, drängte dann sich in das Ge strüpp, und mit der linken Hand sich festklammernd, streck sie die rechte nach den kleinen Früchten aus, die dunkelro in birnenartiger Form, an den Ranken des Schlinggewächs hingen. Nachdem sie mehrere davon gepflückt, trat sie den Gang zurück, konnte es aber nicht hindern, daß i luftiges Gewand an den hakenartigen Stacheln d Strauchwerkes hängen und stellenweis in Fetzen riß. Do ohne es weiter zu beachten, eilte sie, die Früchte in der Tasch nach ihrem Zimmer zurück.

Im Flur traf sie auf Fernanda, die ihrer Gewohnh

zemäß, schon in frühster Morgenstunde den Garten suchte. Die beiden Mädchen schauten einander an, Jeanetta heraus-ordernd und doch ängstlich, Fernanda forschend und doch nitleidsvoll. Das Geschick der Mulattin, deren Stolz durch das niedrigste Loos gedemüthigt, die von prunkender Höhe zur Sclavin herabgesunken war, mußte selbst in der Seele einer Gegnerin, zumal einer so edlen Gegnerin, wie Fernanda es war, Mitgefühl erregen. Sie wollte auf Jeanetta zu-gehen und ihr einige freundliche Worte sagen, aber diese wich scheu zur Seite und schritt mit kurzem Gruß an Fernanda vorüber.

Gedankenvoll ging Fernanda weiter, und mechanisch lenkte sie ihre Schritte nach dem Gartenhäuschen. So kam sie auch an dem Strauchwerk vorüber, welches das Flußufer begrenzte, und plötzlich fiel ihr Blick auf ein Stückchen schwarz und weiß gestreiften Zeuges, das, durch einen sanften Luft-hauch hin- und herbewegt, von einem der Dornen hernieder-hing. Sie löste es, und — sie wußte selbst nicht, warum — betrachtete es genauer.

Es war ein Stück von Jeanetta's Morgenkleide. „Es sieht ihr ähnlich," dachte Fernanda, „sie muß der inneren Unruhe immer durch Fahren, Reiten oder wildes Rennen ein Gegengewicht halten; wie hastig mag sie hier vorbeigelaufen sein!" Und das Stückchen Zeug zur Erde fallen lassend,

wollte sie weiter gehen, als ihr Blick sich hob, und die hoch in der Luft schwebenden, dunkelglühenden Früchte der Pitangas ihr in die Augen fielen. Sie blieb stehen, wie Furcht und Schrecken flog es über ihr Antlitz, sie hob und senkte den Blick und hob ihn wieder; offenbar maß sie die Höhe, in welcher die Giftfrucht, deren verderbliche Wirkung Fernanda kannte, über der Erde hing.

Noch einen Augenblick verweilte sie an der Stelle, dann kehrte sie in das Haus zurück; und Joso herbeiwinkend, sprach sie längere Zeit leise, aber eifrig mit demselben, im Fortgehen ein wenig lauter, im eindringlichsten Tone sagend: „Nicht aus den Augen, hörst Du, Joso, nicht eine Sekunde aus den Augen!"

Der Neger nickte verständnißvoll, und Fernanda schlüpfte die Treppe hinauf, Georgia zu einem gemeinsamen Spaziergang durch den Garten aufzufordern. —

Die Frühstücksstunde, die stets auf der Veranda jetzt die Hausgenossen versammelte, erschien, und mit ihr Jeanetta, welche die Trauergewänder um den Vater abgelegt und — wie ihrem Geschick zum Trotz — sich nicht nur auf das Sorgfältigste, sondern sogar prächtig gekleidet hatte.

Sie sah wunderbar schön aus in dem blaßgelben Gewande von luftigem Stoffe, das — reich mit Spitzen und Stickereien verziert — die herrliche Gestalt in graciösen

Falten umfloß. Durch das dichte Gelock des stumpf schwarzen Haares, das sie ohne jeden Zwang lang über Nacken und Schultern niederfallen ließ, waren lose und wirr Schnüre weißer Perlen geschlungen, die über der niederen schmalen Stirn sich zu einem diademartigen Knoten vereinigten. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Königliches, und es war unmöglich, dieses Wesen sich als Sclavin zu denken, ein Loos, vor welchem doch nur die Freundlichkeit Derjenigen sie bewahrte, die sie als ihre bittersten Feinde stets gehaßt.

Georgia und Fernanda waren fast betroffen von der Schönheit, in welcher Jeanetta heute strahlte; Mr. Burkleff aber schüttelte den Kopf über die Seltsamkeit des Mädchens, an dessen Felsenherz jedes Geschick vergebens pochte.

Jeanetta schien offenbar in der besten Laune, sie sprach über die Ereignisse des vergangenen Tages mit einer Reihe, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte, und schließlich erwähnte sie, daß, da Brückmann, wie es eben nur in der Ordnung sei, ihr sein Erbtheil, das Haus ihres Vaters zurückerstatte, sie unter den jetzt geänderten Verhältnissen schon am nächsten Tage ihre Villa zu beziehen wünsche.

Mr. Burkleff war freundlich genug, sie zu bitten, noch länger zu bleiben, obgleich Jeanetta gerade heute einen abstoßenderen Eindruck auf ihn machte als je.

Der Vormittag verfloß wie gewöhnlich, indem Jeder

seinen Beschäftigungen nachging. Als Mittag vorüber war, und die Hitze sich ein wenig gelegt hatte, meinte Burkleff: „Es ist heute ausnahmsweise Nordostwind, ihr solltet das benutzen, Kinder, und durch eine Fahrt nach dem Strande euch erquicken. Gern würde ich mit euch fahren, wenn ich nicht einen Geschäftsfreund erwartete.“

Des Vaters Vorschlag wurde freudig aufgenommen. Bob eilte mit der Volanta vorzufahren, welche die Schwestern bestiegen, während Jeanetta es vorzog, die feurigen Rosse ihres leichten Gefährts selbst zu lenken. Die schönen Mädchen, vor Allem Jeanetta mit ihrer kühnen stolzen Haltung, erregten gerechtes Aufsehen, als sie so die belebte Promenade am Strande auf- und niederfuhren. Jeanetta freute sich dessen, während Georgia und Fernanda nicht darauf achteten, besonders weilte die Erstere so mit all' ihren Gedanken bei dem fernen Gatten, daß sie kaum wußte, was um sie her geschah.

Und wie sie so die blauen Augen sehnsüchtig über das Meer schweifen ließ, gewahrte sie am fernen Horizont einen dunklen Gegenstand, und aufspringend von ihrem Sitz und den Arm nach jener Richtung hin ausstreckend, rief sie fast jubelnd mit lauter Stimme: „Ein Schiff, ein Schiff, Fernanda, ein Schiff ist in Sicht!“

Die besonnenere Schwester aber zog die Aufgeregte sanft auf ihren Platz zurück, während sie lächelnd uud kopf-

schüttelnd sagte: „Noch kann es Dir ja den Geliebten nicht bringen! Kaum vier Wochen sind verflossen, seitdem er von uns ging, wie könnte er da schon wiederkehren?"

„Ach Fernanda," entgegnete Georgia, die nahe daran war, in Thränen auszubrechen, „wenn ihn die Sehnsucht in gleichem Maße quälte, wie sie das Leben mir vergiftet, dann käme er mit dem ersten Schiffe zurück, das seinen Cours nach unserm Strande lenkt."

„Und könntest Du wirklich wollen Georgia, daß die Liebe zu Dir ihn seinem Berufe, seinen Pflichten abtrünnig machte?"

Georgia schüttelte den Kopf, aber ihre Blicke hingen erwartend und verlangend an dem immer sichtbarer werdenden Schiffe.

Jeanetta's Gefährt rollte in diesem Augenblick an ihnen vorüber, und mit der Peitsche über das Meer deutend, rief sie den Schwestern zu: „Der schnelle Segler dort kann in einer Stunde einlaufen, wir wollen nach dem Hafen fahren, uns das Schauspiel mit anzusehen."

Georgia faßte den Vorschlag begierig auf, und nach wenigen Minuten war der Hafenplatz erreicht. Jeanetta hielt jetzt ihr Gespann dicht neben dem der Schwestern und versuchte eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber Fernanda antwortete nur einsilbig, und Georgia's Blicke hingen unaus=

gesetzt an dem mit ruhigem selbstbewußtem Stolz die Wellen durchschneidenden Dreimaster. Ihr Herz klopfte in gewaltsamen Schlägen, der brennende Wunsch, das Schiff möchte den Geliebten ihr bringen, gestaltete sich in ihrer Seele zur Hoffnung, und die berückende Hoffnung ward bald zur ahnungsvollen Gewißheit. —

Das Fahrzeug hatte den Hafen erreicht. Die Ankerketten klirrten; der Anker selbst sank über Bord, um mit seinen Fangarmen sich tief in den Meeresgrund zu bohren.

Georgia vermochte nicht länger im Wagen auszuhalten, sie eilte mit Fernanda, von Jeanetta gefolgt, die ihre Zügel dem hintenauf sitzenden Neger zugeworfen, an die Docks.

Die Matrosen auf dem Schiffe verrichteten ihre Arbeit mit emsiger Schnelligkeit; einem Ameisengewühle glich ihr scheinbares wildes Durcheinander, das doch die größte Ordnung und Genauigkeit umschloß; die Segel waren gerefft, das Boot herabgelassen, das die Passagiere an's Land befördern sollte.

Mehrere Männer stiegen in die Jolle, und mit athemloser Spannung hing Georgia's Blick an dem letzten derselben, einer großen, kräftigen Gestalt, die mit einer gewissen Grazie sich in das Boot schwang.

Schnelle Ruderschläge tauchten in die Wellen; und wie das Boot näher kam, klopfte Georgia's Herz immer stürmischer;

immer deutlicher glaubte sie die Züge des Geliebten zu erkennen, etwas verändert durch den kurzen Vollbart, der sein Antlitz umgab.

Das Boot erreichte die Docks, es legte sich an das Bollwerk und die Männer schritten auf diesem entlang, der Stelle zu, auf welcher die Schwestern und Jeanetta ihnen entgegenharrten.

Die Vorangehenden hinderten Georgia das Antlitz des vermeintlichen Gatten genauer zu sehen, und die Ungewißheit ließ ihr Herz in Schlägen pochen, die ihr die Brust zu sprengen drohten. Da trat auch der Letzte zur Seite und er stand frei und dicht vor ihrem Blick. Sie zuckte zusammen, und krampfhaft den Arm der Schwester umklammernd, hauchte sie: „Relknew!"

„Relknew!" rief im gleichen Augenblick noch eine Stimme, aber im Ton der höchsten Freude, und Jeanetta eilte auf den Wiedergekehrten zu.

Seltsame Empfindungen durchzuckten Relknews Herz, aber die Oberhand behielt doch die geschmeichelte Eitelkeit, daß die prächtige Erscheinung, die reichste Erbin der Insel, ihm vor Zeugen, vor Georgia so mit den Zeichen lebhafter Freude begrüßte.

Er zog Jeanetta's Arm durch den seinen, und ohne die Schwestern zu beachten, schritten Beide der Stadt zu.

„Woher?“ fragte einer der Umstehenden in diesem Augenblick die mit der Jolle gelandeten Matrosen.

„Woher? Aus Bahia natürlich!“ lautete die Antwort. „In acht Tagen geht's wieder zurück und in drei Monaten kommen wir schon wieder; die Dampfer, müßt ihr wissen, haben ihre Fahrten eingestellt.“

„Aus Bahia!“ flüsterte Georgia der Schwester zu; und wenn sie ihrem Herzen hätte folgen dürfen, würde sie den Matrosen, der aus Bahia kam, mit tausend Fragen nach dem Geliebten bestürmt haben.

In Fernanda's Seele aber schlug wie ein Blitz der zündende Gedanke: „Relknew war in Bahia zu gleicher Zeit mit dem von ihm gehaßten Reinhard! Weh' uns, das war kein Ungefähr!“ Doch sie nahm sich zusammen, um Georgia nichts merken zu lassen von den tausendgestaltigen Befürchtungen, die sich urplötzlich mit bleierner Schwere auf Seele und Herz ihr gelagert.

Schweigend traten die Schwestern von den Docks hinweg und schweigend bestiegen sie den Wagen, der sie nach Hause brachte, nicht erfrischter, sondern viel bedrückter und niedergeschlagener, als sie fortgefahren.

Jeanetta kehrte erst zurück, als die Vesperstunde schlug, und sie schritt über den Kiesweg, der zum Hause führte in demselben Augenblicke, da Joso die Schale mit Cocusmilch

für Georgia auf deren Platz in der Veranda stellte, und dann nach der Küche zurückeilte, um für die Anderen das Vesperbrot zu holen.

Jeanetta betrat die Veranda. Sie war allein. Scheu blickte sie umher; der Garten, das Zimmer, welches an die Veranda grenzte, alles schien einsam und leer, ja, es war der Lauschenden, als laste eine bedrückende Stille auf dem ganzen Hause.

Sie senkte die Hand in die Tasche ihres Kleides, und eine der am Morgen gepflückten Früchte hervorziehend, träufelte sie von dem Safte derselben in die aufgestellte Schale, und schnell eine Ranke von dem Laubgewinde, das die Veranda umgab, abreißend, rührte sie die braune Flüssigkeit unter die Milch, daß nichts mehr davon wahrgenommen werden konnte.

Als sie eben den abgerissenen Zweig über das Geländer in den Garten hinabgeworfen hatte, trat Burkleff mit seinen Töchtern auf die Veranda; aber zu gleicher Zeit sprang auch Joso von der Treppe her — er hatte der Warnung Fernanda's eingedenk, bei Jeanetta's Anblick sich leise wieder hinaufgeschlichen — auf die Schale zu mit dem Rufe: „Gift, Gift! die Mulattin will Miß Georgia vergiften!“ Und die Schale ergreifend, wollte er die Milch vorsichtig

abgießen, damit der Bodensatz erhalten bleibe und Zeugniß ablege von der Wahrheit seiner Behauptung.

Jeanetta aber, seine Absicht erkennend, trat auf ihn zu, und die Schale seiner Hand entreißend, schleuderte sie dieselbe gegen einen Stein im Garten, daß sie in Scherben brach, und ihr Inhalt in den Sand floß.

„Unverschämter Sclave!" bebte es von ihren Lippen. „Danke es Deinem Geschick, daß Du nicht mir gehörst, ich ließe Dich auf der Stelle zu Tode peitschen." Und zornfunkelnden Auges, die Hand befehlend ausgestreckt, wandte sie sich an Burkleff mit den Worten: „Mr. Burkleff, ich verlange die Bestrafung dieses elenden Burschen, wenn ich nicht selbst meine Peitsche an ihm versuchen soll."

Da trat Fernanda auf sie zu, und mit einer Ruhe, die etwas Imponirendes hatte, sagte sie: „Das Eine wie das Andere wird unterbleiben, Miß Jeanetta! Oder wollen Sie Ihre That etwa leugnen, wollen Sie etwa sagen, die Milch sei nicht durch Ihre Hand vergiftet?"

„Das will ich!" erwiderte Jeanetta und erzwang mit äußerster Selbstbeherrschung eine gleiche Ruhe.

Die beiden Gegnerinnen schauten einander an, in Jeanetta's Augen glühender Haß, Fernanda's ganzes Antlitz leuchtend in edlem Zorne, in niederschmetternder Verachtung.

„Und zu welchem Zwecke haben Sie heute früh die

Früchte der Pitangas gepflückt?" fragte Fernanda langsam, jedes Wort hervorhebend.

Jeanetta erbleichte, wandte aber den Anwesenden den Rücken mit den Worten: „Es wird Zeit, daß ich ein Haus verlasse, in welchem ich von Spionen umgeben bin."

Niemand hielt sie zurück, als sie aber an Joso vorüberschreiten wollte, rief derselbe ihr zu: „Danken Sie Ihrem Geschick, daß Massa Burkleff ein so guter Herr ist und Sie nicht den Gerichten überliefert."

Jeanetta, in höchster Wuth, daß ihr Plan mißlungen, schien einen Augenblick zu überlegen, ob sie sich nicht auf den Schwarzen stürzen und in Ermangelung der Waffen mit ihren eigenen, unbewaffneten Händen ihn züchtigen solle. „Schweig, Sclave, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" rief sie ihm zu, während ihre Lippen, dem wilden Thiere gleich, mit weißem Schaume sich bedeckten.

„Miß ist ja auch Sclavin!" höhnte der Neger, dem es wohl that, der Verhaßten einmal seine ganze Abneigung zeigen zu dürfen.

Das war das Wort, welches Jeanetta am wenigsten hören konnte. Giftmischerin, Mörderin — hätte im Vergleich dazu sie unberührt gelassen.

Eine furchtbare Veränderung ging in ihren Zügen vor, mit erhobenem Arm stürzte sie auf den Schwarzen zu,

doch bevor sie ihn erreicht, sank sie in einem Krampfanfall zu Boden, und wie leblos trugen die herbeigerufenen Neger sie hinweg.

Georgia und Fernanda, die auf der Veranda zurückgeblieben, befanden sich in höchster Aufregung, und Fernanda erzählte der Schwester, was sich am Morgen zugetragen.

„Ich kann es noch nicht glauben," meinte Georgia, „daß Jeanetta wirklich mich hat vergiften wollen; ist es doch ein Anderes in der Erregung Böses thun oder nach wohlüberlegtem Plane handeln!"

Fernanda zeigte statt aller Antwort in den Garten hinab, wo um die Scherben herum Fliegen und Mosquitos lagen, die ihre Naschsucht mit augenblicklichem Tode gebüßt.

Georgia schauderte zusammen, und sank der Schwester weinend in die Arme mit dem Ausruf: „Gott! wie soll ich je vergelten, Fernanda, daß durch Dich meinem Gatten dieser Schmerz erspart geblieben!"

Achtes Capitel.

Jeanetta hatte Burkleffs Haus am anderen Tage verlassen, und Alle athmeten erleichtert auf, da sie sich endlich von der Gegenwart der Mulattin befreit sahen.

Brückmann, dem man rücksichtsvoll den versuchten Giftmord verschwiegen, hatte selbst Jeanetta abgeholt und sie nach der Villa ihres Vaters begleitet, welche er ihr übergab, ohne auch nur ein Stück von dem Inventar derselben berührt zu haben.

Als er von ihr ging, richtete er freundlich an sie die Frage, ob er noch etwas für sie thun könne.

„Ja," gab sie ihm darauf zur Antwort, „mich verlassen und nie wieder hierher zurückkommen!"

„Undankbare!" er konnte das Wort nicht zurückhalten.

„Undankbar?" fuhr sie auf. „Soll ich Ihnen vielleicht noch danken, daß Sie kein Spitzbube sind, der unrechtmäßig erworbenes Gut behält?"

Er zuckte die Achseln und jedes fernere Wort für nutzlose Verschwendung haltend, ließ er sie allein in den prächtig ausgestatteten und doch so leeren Räumen.

Sie schellte, ein Sclave kam herbei, und sie ertheilte ihre Befehle; ließ durch ihn ihre Lieblingssclavin — das heißt diejenige, welche von ihr am meisten gequält wurde — herbeirufen, und nachdem sie mit Hülfe derselben ihre Toilette gewechselt, nahm sie auf der Veranda Platz, John Relknew zu erwarten, mit dem sie gestern am Bollwerk verabredet hatte, daß er sie heut in ihrer Villa aufsuchen solle.

Aber es verging Stunde um Stunde, und der Er- wartete kam nicht. In ihrer Ungeduld zerriß Jeanetta di Perlketten, mit denen sie sich behangen, zerbrach den Fäche von gelbem Sandelholze und warf ihrer Lieblingssclavi die Bruchstücke in's Gesicht.

Endlich erblickte sie den Ersehnten; aber nicht schnel wie ein Liebender nahte er sich dem Hause, sondern lang samen Schrittes, das Haupt zur Erde gesenkt, zögernd überlegend.

Ein bitteres und zugleich höhnisches Lächeln zuckte übe Jeanetta's Antlitz, und die Arme kreuzend und sich in ihre Schaukelstuhl zurücklehnend, blickte sie dem Kommenden mi der gleichgültigsten Miene entgegen.

Er reichte ihr die Hand zur Begrüßung, während e mit durchdringendem Forschen in ihren Zügen zu lese suchte. Dann sagte er im Tone liebevollen Vorwurfs „Warum, Jeanetta, haben Sie mir nicht gleich gestern ge sagt, was Ihretwillen mir zwar schmerzlich ist, was i aber doch erfahren mußte."

Jeanetta hob langsam die wunderbaren Augen zu ih auf, und spöttisch aber vollkommen ruhig entgegnete si „Sie haben kein Glück mit Erbinnen, die eine entge Ihnen, und die andere, deren Sie schon sicher waren, ve

wandelt sich aus der Erbin unermeßlicher Reichthümer in eine Sclavin."

Relknew lächelte. Jeanetta hätte unmöglich in diesem Tone über die Angelegenheit sprechen können, wenn die ganze Enterbungsgeschichte nicht blos fingirt war, ersonnen, ihn auf die Probe zu stellen, und schmeichelnd erwiderte er: „Ich kenne keinen höheren Wunsch, Jeanetta, als diese Sclavin mein zu nennen!"

Sie lachte auf; sie durchschaute ihn, und ihre eigene Schlauheit ergötzte sie.

„Setzen Sie sich, John," sagte sie dann mit herablassender Handbewegung, „und erzählen Sie mir, wer von dem Ungemach, das mich betroffen, Sie unterrichtet hat."

Relknew zog einen Stuhl in Jeanetta's Nähe und berichtete, daß Brückmann ihn habe zu sich kommen lassen, um ihm, von dessen Verlobung mit Jeanetta er gehört, als deren Vormund den Stand der Dinge klar zu legen.

„Als ich Brückmann von meiner Verlobung sprach," warf Jeanetta in stolzem Ton dazwischen, „hatte ich noch keine Ahnung von dem, was mir bevorstand."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Sie haben um die Erbin mehrerer Millionen gefreit; es kommt mir nicht in den Sinn, Sie jetzt, unter so geänderten Verhältnissen, noch beim Wort halten zu wollen."

„Aber Sie, Jeanetta," gab er zurück, „haben doch keinen Grund und also auch kein Recht, das mir gegeben Wort zurückzunehmen, und ich begehre heut' noch ebenso heiß Ihre Hand, wie an jenem Abend, da ich Ihnen zuerst gesagt, daß ich Sie liebe."

„Brückmann muß Ihnen eine enorme Summe versprochen haben, wenn Sie ihn von seinem unbequemen Mündel befreien."

„Donna Jeanetta," hob Relknew in beleidigtem Ton an, „Ihr Vormund durfte mir ein solches Anerbieten nicht machen, denn er hörte aus meinem eigenen Munde, daß ich Sie liebe."

„Sie lieben mich?" fragte sie, und trotz allem Spott und Unglauben in Blick und Ton verrieth eine leise, leise Unsicherheit der Stimme, daß der letzte Funken weiblichen Gefühls in ihrer Seele noch nicht erloschen war.

„Ja, ich liebe Sie," erwiderte er mit erheuchelter Leidenschaftlichkeit, „was ich einst für Liebe hielt, war Täuschung, und ich begreife nicht, wie Sie und ich so blind sein konnten, nicht beim ersten Sehen zu erkennen, daß wir Beide zu einander gehören."

Jeanetta lachte, und Relknew die Hand reichend, sagte sie: „Sie spielen Ihre Rolle vortrefflich, John, und ich wünschte, ich könnte Sie so belohnen, wie Sie es erwarten

und Ihnen sagen, daß ich nicht enterbt sei, sondern im Besitz des fürstlichen, leider uns für immer verlorenen Reichthums. Werden Sie nicht so bleich, John, kommen Sie, Sie sollen selbst urtheilen, ob es sich nicht dennoch vielleicht der Mühe lohnt, um die Sclavin zu werben."

Und sie schritt ihm voraus, ihn durch mehrere Gemächer führend, während er in athemloser Spannung folgte.

Vor einem Bilde, Schatzgräber darstellend, blieb Jeanetta stehen und zeigte lächelnd darauf hin.

„Wir wollen auch nach Schätzen graben," sagte sie, und nahm das ziemlich schwere Bild mit Leichtigkeit von der Wand herab. Dann aus der Tasche ihres Kleides einen Schlüssel ziehend, öffnete sie damit die Thür zu einem Schranke, der in der Wand sich befand, und ließ Relknew einen Blick in den von unten bis oben mit kleinen Päckchen gefüllten Raum thun. Schließlich nahm sie eins der Beutelchen heraus, öffnete es und schüttete seinen Inhalt auf den zunächst stehenden Tisch. Blankes Gold in wohlgeprägten Münzen rollte umher.

Relknews Augen funkelten, und in dem Beben seiner Stimme verrieth sich mehr Habgier, als ihm selbst erwünscht war, da er fragte: „Und Alle sind damit gefüllt?"

Jeanetta lachte. „Der Alte hatte so seine Freude am baaren Gelde; wie oft habe ich ihm Vorwürfe gemacht

über die widersinnige Manier, von seinen Schätzen ein Theil hier aufzuhäufen, das, gut angelegt, reiche Zinsen tragen könnte. Ich ahnte nicht, wie mir des Alten Spleen einmal zu gute kommen sollte.

„Sind Sie nun in etwas ausgesöhnt mit dem Loose, eine freigegebene Sclavin zu heirathen?" wandte sie sich dann an Relknew mit dem alten Spott.

„Ich war es, noch bevor ich diese Schätze sah."

Jeanetta zuckte die Achseln. Dann zeigte sie auf den wieder geschlossenen Schrank, und das Haupt über die Schulter hin nach Relknew wendend, fragte sie mit jenem harten Stimmklang, der jedes ihrer Worte doppelt herb erscheinen ließ: „Wenn das Gold da erst unwiderruflich Ihnen gehören wird, dann werden Sie mit dergleichen Redensarten, die mir in Ihrem Munde lächerlich erscheinen, mich hoffentlich verschonen!"

Relknew antwortete nur durch einen von ihr nicht wahrgenommenen Blick, der ihren Ausspruch zu bestätigen schien.

„Diese Angelegenheit wäre erledigt," meinte Jeanetta, indem sie das Bild wieder an seinen Platz hing; „nun zu etwas Anderem, John! Sie haben mir noch nicht das Resultat Ihrer Reise mitgetheilt. Lebt er noch, der uns verhaßte Deutsche?"

Relknew erzählte seine Abenteuer, aber die Gefühle seines Innern, die Reue, die Gewissensbisse, welche er empfunden, als er in dunkler Nacht auf weitem Meere sich dem Tode nahe glaubte, verschwieg er, und lachend berichtete er: „Es war eine göttliche Komödie, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, und eine Erkennungsscene vor sich ging, von welcher kein Einziger, ich selbst ausgenommen, sich zuvor etwas hat träumen lassen. Sie müssen wissen, Jeanetta, ich bin kein Engländer, wie man hier allgemein glaubt, sondern ein Deutscher, und Reinhard Winkler ist mein Bruder!"

„Ihr Bruder!" fuhr Jeanetta auf, und es ward ihr auf einmal klar, warum sie gern an John Relknews Liebe zu ihr geglaubt hätte; es war die Aehnlichkeit in seinen Zügen mit dem Bruder, die sie leise, unmerklich zu ihm hingezogen, und wie sie jetzt im Antlitz des Verlobten nach jener Aehnlichkeit suchte und sie fand, überkam das alte Gefühl für den Fernen sie wiederum in seiner ganzen Macht, daß sie in heftig erregtem Tone fragte: „Ihr Bruder, und Sie hassen ihn?"

„Von Kindheit an schon hab' ich ihn gehaßt und möchte fast sagen, es sei dieses Gefühl mir angeboren, wenn der Gehaßte nicht ein jüngerer Bruder wäre. Aber das steht fest, von seiner Geburt an empfand ich nichts als

Neid und tieffste Abneigung gegen den Liebling der Eltern und Geschwister. Ich konnt' es nie mit ansehen, wenn die Mutter ihn liebkosend auf dem Schoße hielt, während mir nur finstere Blicke, harte Worte wurden, und ich entsinne mich, daß ich, ein Kind noch, einst in Versuchung kam, den Säugling in der Wiege zu erwürgen.

„Ihnen kann ich das sagen," fuhr er lächelnd fort, „Sie verstehen dergleichen Gefühle und werden nicht vor mir zurückschrecken, zumal ich ja der Versuchung widerstanden habe."

„Vielleicht wär's besser gewesen, Sie hätten nicht widerstanden," meinte Jeanetta tief aufathmend und fügte fast unhörbar hinzu: „wenigstens hätte ich ihn dann niemals gesehen!"

Relknew lächelte spöttisch, ohne etwas zu erwidern, und es entstand eine Pause im Gespräch, die Jeanetta mit der Frage unterbrach: „Und wie verließen Sie Ihren Bruder?"

„Während er, wie ich schon erzählte, ausgegangen war, um Geld aufzutreiben, hatte ich mich aus dem Staube gemacht, da ich mit ihm nichts weiter zu thun haben wollte, und nach einem Gasthof mich begeben, wo ich bekannt war und also auch Credit fand. Die leichte Erkältung und die kleine Aufregung hatte ich sehr bald ausgeschlafen, und

schlenderte schon am nächsten Morgen, ehe der Tag herein-gebrochen, in den Straßen Bahia's umher. Unwillkürlich lenkten sich meine Schritte nach dem Hotel, in welchem ich Reinhard noch vermuthete, doch wenige Häuser vor dem-selben, auf einer Steinbank hingestreckt, fand ich den Bruder in bewußtlosem Zustande. Ich konnte mir den Zusammen-hang sehr leicht erklären, die Freunde seines reichen Schwiegervaters hatten ihm ihre Börsen nicht geöffnet, der Wirth des Hotels aber in Folge dessen seine Thür vor ihm verschlossen, und Hunger und Erschöpfung am Wege ihn überwältigt. Ich näherte mich ihm, und fast wollte es mein Mitleid erregen, als ich, meine Hand auf seine brennende Stirn legend, bemerkte, daß er dem Tode ver-fallen, daß das gelbe Fieber im Anzuge sei. Aber da öffneten sich seine Lippen, und an ihrer Bewegung nahm ich wahr, daß er den Namen Georgia flüsterte. Der Name brachte mir zum Bewußtsein, was ich Ihnen gelobt, Jeanetta, und ich entfernte mich, ihn seinem Schicksal über-lassend."

Jeanetta starrte schweigend vor sich hin, und um ihre Lippen zuckte es wie in wildem, aber unterdrücktem Schmerze.

Sie achtete nicht darauf, daß Relknew sich erhoben und zum Gehen sich anschickte. Erst als er ihr die Hand hin-reichte, blickte sie auf und sagte ihm ein kühles Lebewohl.

Aber als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sprang sie mit einer raschen Bewegung von ihrem Sitz empor, und beide schlanken Hände ballend, daß die Nägel tiefe Spuren darin zeichneten, stieß sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor: „Ich hasse auch ihn! ich hasse Alle, Alle! O, ich begreife den Wunsch, daß die ganze Welt nur Einen Kopf haben möge, um mit einem einzigen Streiche sie vernichten zu können!“

Neuntes Capitel.

„Sie wollen morgen schon Hochzeit feiern, Mr. Relknew?“ fragte Brückmann, der mit dem Erstgenannten am Strande, wo sie in frühster Morgenstunde zufällig einander getroffen, auf und niederging. „Sie wissen, daß Sie meinen Segen dazu haben, dennoch halte ich es für Pflicht, Sie noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der mir selbst bis jetzt ein Geheimniß geblieben, doch gestern von meinem Freunde Burkleff mir mitgetheilt wurde zu dem Zwecke, Sie vor ihrer nah bevorstehenden Hochzeit davon in Kenntniß zu setzen.“

„Und das wäre?“ fragte Relknew in gleichgültigem Tone.

„Sie haben sich mit der Erbin einer Million verlobt,“ begann Brückmann, „und heirathen nun die freigelassene Sclavin, um Ihr Wort nicht zu brechen; das ist edel, und hat Ihnen Mr. Burkleffs Achtung erworben, der nun nicht will, daß Sie ungewarnt in Ihr Verderben rennen.“

Relknew fuhr auf: „Tod und Teufel, Mr. Burkleff soll sich vorsehen, daß er nicht selbst noch einmal in sein Verderben rennt, was ihm am leichtesten geschehen könnte, wenn er sich um mich bekümmert!“

„Sie sind ein Hitzkopf, Mr. Relknew; hören Sie mich ruhig an, und Sie werden einsehen, daß wir es gut mit Ihnen meinen.“

„Ich will nichts hören!“ gab Relknew schroff zurück.

Ohne darauf zu achten, fuhr Brückmann fort: „Es handelt sich um nichts Geringeres, Mr. Relknew, als daß Jeanetta am letzten Tage ihres Aufenthaltes im Burkleff'schen Hause der für Georgia bestimmten Cocusmilch einige Tropfen von dem Safte der Pitangas beigemischt hat.“

Relknew schaute seinen Gefährten betroffen an. „Und Georgia?“ war seine erste Frage.

„Ist durch die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung dem sicheren Tode entgangen.“

„Hat man Jeanetta beweisen können, was man ihr nachsagt?“

Brückmann erzählte den Hergang.

„Unsinn!“ nahm, als er geendet, Relknew das Wort. „Das beweist doch eben nur, daß Gift in der Milch vorhanden war, nicht aber, wer es hineingethan hat.“

Brückmann zuckte die Achseln. „Wer nicht glauben will, der glaubt auch nicht, selbst wenn er mit eigenen Augen sieht. Doch mir liegt nicht daran, Sie von Jeanetta's Schuld zu überzeugen. Ich fühlte mich nur verpflichtet, Ihnen den Thatbestand mitzutheilen und hätte Sie heute noch zu diesem Zwecke aufgesucht. Das ist nun geschehen, und es bleibt Ihnen überlassen, nach Ihrem eigenen Ermessen zu handeln, zurückzutreten oder vorwärts zu gehen, ganz wie Sie wollen.“

„John Relknew tritt nie zurück,“ gab dieser mehr stolz als wahr zur Antwort und legte seine Hand ziemlich kühl in die Brückmanns, welche derselbe ihm zum Abschied reichte.

Als Brückmann ihn jedoch verlassen, nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an, und im Weitergehen murmelte er: „Die Schlange, mir nichts davon zu sagen! sie ahnte, daß ich — trotz meines Schwures — es nicht billigen würde!“

Und wie Relknews Verfolgung des Bruders Jeanetta's Herz empört, so füllte ihr Angriff auf Georgia's Leben Relknews Seele mit Gedanken der Rache. —

So waren denn die Auspicien, unter denen diese Ehe am nächstfolgenden Tage geschlossen wurde, keine besonderes Glück verkündenden; und all' die Pracht, mit der Jeanetta sich umgeben, und die ihre Schönheit in das hellste Licht stellte, ließ den jungen Gatten keinen Augenblick den Groll vergessen, der gestern bei der Eröffnung Brückmanns ihn erfaßt und nicht wieder verlassen hatte. „Wenn ich meine Empfindungen nur ohne Furcht ihr zeigen dürfte!" war der Hauptgedanke, der ihn beseelte.

„Wie ich ihn hasse!" dachte Jeanetta, als Relknew den ersten Kuß auf die Lippen seines Weibes drückte. — — —

Zwei Tage später fuhr eine elegante Volanta vor Brückmanns Haus, und gleich darauf rauschte Jeanetta durch die Gänge des Gartens dem Wohngebäude zu.

Brückmann empfing die junge Frau mit ruhiger Höflichkeit, und fragte kalt, aber doch in artigem Tone, was sie wünsche.

Jeanetta's Stirn faltete sich. „Wünschen? Ich wünsche nie etwas."

„Es ist wahr, ich vergaß, daß Sie immer nur begehren!" erwiderte Brückmann mit leichtem Spott.

„Ich habe weder Zeit noch Lust, mit Ihnen in ein Wortgefecht mich einzulassen, und wenn Sie erst erfahren

haben, was mich herführt, werden auch Sie einen anderen Ton anschlagen."

Brückmann schaute forschend zu ihr hinüber, und in seinen Augen lag deutlich die Frage: was mag sie eigentlich im Schilde führen?

„Vor allen Dingen," begann Jeanetta, die den Blick wohl verstanden hatte, „lassen Sie das Mißtrauen schwinden, und glauben Sie, ich bin nicht im eigenen Interesse hier."

„Das zu glauben kann mir ja nicht schwer werden!" meinte Brückmann mit ironischem Lächeln.

Jeanetta zuckte die Achseln, hob dann aber ohne weitere Vorrede an: „Sie wissen, daß Relknew in Bahia war, aber Sie wissen nicht, daß er gleichzeitig mit dem deutschen Gelehrten Winkler dorthin gesegelt und auch an Ort und Stelle mit ihm zusammengetroffen ist."

Brückmann horchte auf, doch mit der Vornahme alles, was Jeanetta vorbringen würde, für Erfindung zu halten.

„Mein Mann hat mir nun mitgetheilt," fuhr diese fort, „daß wahrscheinlich Matrosen des Schiffes den um seine Effecten nur wenig sich Kümmernden sämmtlicher Sachen beraubt, ihm sogar seinen Handkoffer mit Geld und Empfehlungsbriefen entwendet haben, so daß Mr. Winkler zuletzt krank und obdachlos in den Straßen von Bahia umherirrte. Sie werden fragen, wie auch ich gefragt, warum

John ihm nicht geholfen? Aber mein Mann war zu stolz, seine, hier von dem Fremden oft so schnöde zurückgewiesene Hülfe ihm nochmals anzubieten; er überließ ihn — eine gerechtfertigte Vergeltung — seinem Schicksal, John weiß auch jetzt nichts davon, daß ich hier bin; aber ich wollte Ihnen diese Mittheilung machen, damit Sie womöglich dem Verlassenen Hülfe senden können."

Brückmann schüttelte ungläubig den Kopf, ließ sich noch einmal alles wiederholen, und wurde, seinem anfänglichen Zweifel entgegen, immer mehr überzeugt, daß Jeanetta die Wahrheit rede, zumal sie trotz des Kreuzverhöres, daß er mit ihr anstellte, sich weder widersprach, noch irgendwie in's Stocken gerieth.

Heftig erregt ging Brückmann im Zimmer auf und nieder. „Müssen auch gerade die Dampfer ihre Fahrten eingestellt haben, daß man weder Nachricht geben noch erhalten kann, auch nicht hinzureisen vermag. Wie ist Mr. Relknew denn zurückgekommen?"

„Mit einem Segelschiff, das nun schon wieder abgegangen ist, und in drei Monaten erst zurückkommt."

„Und Mr. Winkler hätte nicht gleichfalls dieses Schiff benutzt, oder uns wenigstens Nachricht mit demselben zugehen lassen?!" meinte Brückmann von Neuem zweifelnd.

„John behauptet, Mr. Winkler sei zu der Zeit, als das Schiff abgegangen, lebend nicht mehr in Bahia gewesen."

In Brückmann stieg der nur allzu gerechtfertigte Verdacht auf, daß John nicht ganz schuldlos an den Ereignissen sei, wenn sie sich wirklich so zugetragen, wie Jeanetta behauptete, und dieser Verdacht erhöhte nur seine Besorgniß.

Als Jeanetta das Haus verließ, zeigte sich auf ihrem Antlitz ein triumphirendes Lächeln. Es war ihr gelungen, einmal Relknew zu hintergehen, und dann Georgia mit der Kenntniß von des Gatten ungewissem Schicksal qualvolle Stunden zu bereiten. Das leise Gefühl, das sie angetrieben, etwas zu Reinhards Rettung zu unternehmen, mochte sie sich selbst nicht eingestehen, schwelgte sie doch förmlich in dem Bewußtsein, Alle und Alles zu hassen.

Einige Minuten nach Jeanetta verließ auch Brückmann das Haus, bestieg seinen Wagen, und das Pferd antreibend, daß es im vollen Trabe durch die Straßen Havannas flog, jagte er der Villa Burkleffs zu.

Georgia trat ihm auf den Stufen, die zum Hause führten, entgegen, und mild lächelnd fragte sie: „Sie eilen so; haben Sie irgend eine wichtige Nachricht für uns, vielleicht von meinem Gatten?"

„Nein, Madam," entgegnete Brückmann, mit einer gewissen Scheu ihren Blick vermeidend, „nur Geschäftsan-

gelegenheiten führen mich zu Mr. Burkleff. Kann ich ihn sprechen?"

Georgia geleitete selbst den Gast zum Vater; aber wie von einer Ahnung befangen, schaute sie, bevor sie das Zimmer verließ, zu den Herren hinüber, und Brückmanns ernstes Antlitz war nicht geeignet, ihre Unruhe zu verscheuchen.

Auch Burkleff begrüßte, nachdem Georgia sich entfernt, den Freund mit den ahnungsvollen Worten: „Was haben Sie auf dem Herzen, Brückmann? Sie sehen aus, als ob Sie der Ueberbringer irgend einer trüben Botschaft wären."

Brückmann verstand es nicht, allzu viel Umschweife zu machen, und so berichtete er denn, was Jeanetta ihm mitgetheilt hätte.

„Mein Kind, meine arme Georgia," waren Burkleffs erste Worte, „daß sie nur nichts davon erfährt!"

Ihn selbst aber hatte die Nachricht, an deren Wahrheit er nicht zweifelte, so aufgeregt, daß ein Herzkrampf, fast stets bei ihm die Folge ungewöhnlicher Erregungen, sich einstellte.

Brückmann, der die Zufälle Burkleffs und die anzuwendenden Mittel nicht kannte, wußte sich nicht zu helfen, und zog — heftig erschrocken — ein wenig scharf die Glocke.

Aber nicht nur Joso kam auf den laut schallenden Klang herbei, sondern auch Georgia eilte flüchtigen Fußes

die Treppe hinab, und als sie durch die offenstehende Thür den Vater mit bleichen, entstellten Zügen in seinem Sessel liegen sah, stürzte sie mit einem Wehruf zu seinen Füßen.

Es war nicht der oftmals wiederkehrende Zufall des Vaters allein, der sie aus aller Fassung brachte, es war mehr noch die Ideenverbindung, die mit Blitzesschnelle Reinhards Geschick als Veranlassung dieses Zustandes sie erkennen ließ.

Als unter Joso's Bemühungen, den langjährige Erfahrung am besten gelehrt, wie er mit seinem Herrn während dieser Krankheitserscheinung umzugehen habe, Burkleff die Augen wieder aufschlug, küßte Georgia, die noch immer an seiner Seite kniete, ihm mit innigster Zärtlichkeit beide Hände; dann aber erhob sie sich, und dicht an Brückmann herantretend und zu ihm aufblickend, verzweiflungsvolle Angst und unwiderstehliches Flehen in den blauen Augen, sagte sie: „Was ist's mit Reinhard? Sagen Sie mir Alles; haben Sie Erbarmen, lassen Sie mich nicht länger in dieser Ungewißheit!“

Brückmann zögerte. „Es ist nichts, Madam“ — begann er.

Aber Georgia's Antlitz veränderte sich plötzlich; die zierliche Gestalt schien zu wachsen, und die Hoheit in Blick und Ton, welche großen Seelen ein gewaltiger Schmerz

verleiht, unterbrach sie ihn mit den Worten: „O, gehen Sie, Sie sind nicht aufrichtig!“ Und sich wendend, eilte sie mit ausgebreiteten Armen auf den Vater zu, und an seine Brust sinkend, flehte sie mit rührender Klage: „Mein Vater, Du wirst Dein Kind nicht täuschen wollen; sag' mir die volle Wahrheit, ich bin ja stark und gut, ich will ja Alles muthig tragen. Nur Gewißheit gieb mir, was ist's mit Reinhard, meinem Gatten?“

Burkleff mochte einsehen, daß es wirklich am besten sei, Georgia Alles mitzutheilen, was man wußte, und so schwer er sich auch dazu entschloß, er legte ihr, wenn auch mildernd und beschönigend, die Verhältnisse dar, wie sie ihm von Brückmann anvertraut worden. Nur verschwieg er ihr, was Jeanetta wußte, er und Brückmann vermutheten, daß Relknew selbst das Unheil über den verhaßten Nebenbuhler heraufbeschworen habe.

Georgia hatte keinen anderen Gedanken, als selbst nach Bahia zu eilen, und es kostete unsägliche Mühe, und ihr ganzer kindlicher Gehorsam, ihre ganze töchterliche Liebe gehörte dazu, sie zu bewegen, daheim zu bleiben, die Reise Brückmann, der sich sofort zu dem mühevollen Unternehmen bereit erklärte, zu überlassen.

„Ich würde ihn finden,“ wiederholte sie immer, „lebend oder todt, ich würde ihn finden!“

Und als Brückmann ihr die Versicherung gab, daß er unermüdlich nach ihm forschen werde, daß er keine Anstrengung, keine Gefahr scheuen wolle, erwiderte sie kopfschüttelnd, während die Thränen groß und schwer über ihre bleichen Wangen rollten: „Keiner wird so nach ihm suchen, wie ich es würde, denn keiner liebt ihn so wie ich.“

Vergebens bemühte man sich, sie zu beruhigen, indem man ihr vorstellte, daß möglicherweise, ja höchst wahrscheinlich das Ganze eine Erfindung Jeanetta's sei, die — wie sie erst durch Gift versuchte — nun die Nebenbuhlerin durch Gram tödten wolle.

Auch Fernanda, die sich inzwischen zu den Uebrigen gesellt, und die Nachricht, so schmerzlich sie davon betroffen wurde, mit der gewohnten Fassung aufgenommen hatte, machte diesen Einwand geltend.

„Nicht Jeanetta's Worten glaube ich,“ erwiderte Georgia darauf, „sondern der Stimme meines eigenen Herzens, die längst schon mir verkündet, daß Reinhard in Gefahr ist, daß er im fremden Lande allein und hülflos sich nach unserer Hülfe sehnt.“

Und Fernanda, mit der Absicht, in Georgia's Seele eine Saite anzurühren, die in ihrem eigenen Innern leicht so voll erklang, daß sie zartere Laute übertönte, fragte vorwurfsvoll: „Und traust Du Deinem Gatten so wenig Kraft

und Muth, so wenig Klugheit zu, daß er es nicht verstände, sich selbst aus bedrängter Lage zu befreien, durch eigene Anstrengung Gefahren siegreich zu überwinden?"

Auch Georgia war stolz auf die männlichen Tugenden des Gatten, die Fernanda eben genannt, aber ihre Liebe, die augenblickliche Angst ihres Herzens um den Theuren überwog jedes andere Gefühl, und Fernanda ansehend, als sei ihr das Gesagte unbegreiflich, fragte sie zurück: „Ist denn noch nie ein Held gefallen, haben denn nicht auch Weise schon durch Trug und List den Untergang gefunden?" Und als habe sie mit diesen Worten das Todesurtheil des Gatten besiegelt, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen, zugleich in ein herzerschütterndes Schluchzen ausbrechend.

Fernanda führte die Weinende hinweg, während Burkleff und Brückmann zurückblieben, um die nöthigen Schritte zu überlegen, die gethan werden mußten, Gewißheit über Reinhards Schicksal zu erlangen.

Und noch an demselben Tage fuhren beide nach dem Hafenamte, um genaue Erkundigungen über die Verbindung zwischen Cuba und Bahia einzuziehen. Leider fand sich auch nicht ein Fahrzeug, dessen Cours ihren Wünschen entsprochen hätte, aber während Brückmann noch mit dem Beamten sich unterhielt, bemerkte Burkleff eine kleine Dampf-Yacht, die in dem weiten Wasserbecken hin- und wiederkreuzte.

Burkleff erkundigte sich sofort, was es für eine Bewandtniß mit dem Fahrzeuge habe, und erfuhr, daß einer der Rheder, ein Franzose, Namens Lebrun, die Yacht zu seinem Vergnügen habe bauen lassen, um mittels derselben die benachbarten Inseln zu besuchen.

Ohne sich zu besinnen, eilte Burkleff mit seinem Freunde nach dem Arsenal, wo sie auf Lebrun, wie man ihnen gesagt, trafen, beschäftigt mit den Anordnungen zur Erbauung eines neuen Kriegsschiffes. Zuerst verneinte Lebrun die Frage, ob er die Dampf-Yacht ihnen käuflich überlassen wolle, doch der hohe Preis, den Burkleff dafür bot, bestimmte ihn, in den Verkauf zu willigen.

Man fuhr wieder zum Hafen zurück, das Schiff erwies sich als fest und solide und wohl geeignet, Küstenfahrten zu machen, und der Handel ward abgeschlossen. Nun galt es noch, Leute anzuwerben und das Fahrzeug auf einige Monate zu verproviantiren.

Innerhalb dreier Tage war auch das vollendet, und Brückmann, mit allem ausgerüstet, was irgend wie im Stande sein konnte, ihm sein Vorhaben zu ermöglichen und zu erleichtern, nahm Abschied von den Freunden. Fernanda war die letzte, welcher er die Hand reichte; man sah es, die Trennung von ihr ward ihr am schwersten. — — —

Glücklich in Bahia angelangt, fand Brückmann zu

seinem Leidwesen bestätigt, daß Jeanetta nur zu wahr gesprochen. Er nahm Quartier in demselben Hotel, welches nach Aussage der Mulattin Reinhard bewohnt hatte, und es ward ihm nicht schwer, von dem Wirth einen vollständigen Bericht der Vorgänge herauszulocken. Jedoch viel mehr als er bereits gewußt, erfuhr er dadurch nicht, denn von dem Momente an, da Reinhard das Hotel verlassen, hatte ihn keiner derjenigen, die seiner sich erinnerten, wieder gesehen.

Die Geschäftsfreunde Burkleffs, an die Brückmann sich wandte, bedauerten alle einstimmig ihr Verfahren, zuckten aber bei den Vorwürfen des Deutschen die Achsel und meinten, man könne „hier zu Lande" nicht vorsichtig genug sein, und es sei doch auffallend gewesen, daß Reinhard sich an keine Behörde zur Wiedererlangung seiner Effecten gewandt habe; ein Umstand, den auch Brückmann sich nicht erklären konnte. Es blieb nur noch eins zu erforschen, das Schiff, mit dessen Steuermann Reinhard im Gasthause verabredet hatte, die Reise nach Cuba zu machen.

Der Capitain dieses Schiffes war im Hospital gestorben, das hatte Brückmann von dem Wirth erfahren, und er begab sich nun zunächst nach dem Hospital. Obgleich dort mehrere Schiffsinhaber gestorben waren, erfuhr er, da er den ungefähren Zeitpunkt anzugeben vermochte, den Namen des Capitains und den des Schiffes, welches er geführt.

Und weiter kundschaftete er aus, daß dieses Schiff schnell seine Löschung bewirkt, und angeblich nach Bremen gesegelt sei.

Brückmann ließ nichts unversucht; Aufrufe mit viel versprechenden Belohnungen für den geringsten Nachweis über das Verbleiben des deutschen Gelehrten, Doctor Reinhard Winkler, veranlaßten gar Viele, Brückmann allerhand zu berichten, und ihn bald hierhin, bald dorthin zu locken; und immer wieder fand er auf's Neue bestätigt, daß von dem Augenblicke an, da Reinhard in der Nacht das Hotel verlassen, jede Spur von ihm verloren war und blieb.

Vier Monate brachte Brückmann mit seinen vergeblichen Nachforschungen zu, dann endlich entschloß er sich, wenn auch schweren Herzens, wieder heimzukehren.

Durch das Segelschiff, welches die Verbindung zwischen Cuba und Bahia unterhielt und indessen nach Cuba abgegangen war, hatte Brückmann den Freunden bereits die Nachricht von der bisherigen Erfolglosigkeit seiner Forschungen zugehen lassen, so daß es die Angehörigen Reinhards wenigstens nicht überraschend traf, als der Ausgesandte mit der Trauerbotschaft wiederkehrte, daß von dem Verlorenen keine Spur zu finden sei.

Inzwischen hatte man im Hause Burkleffs von Reinhards Eltern Briefe erhalten, deren erster dem Sohne und seiner Gattin Glück zu ihrer Vermählung wünschte, deren

zweiter aber schon die Besorgniß aussprach, daß irgend etwas vorgefallen, da man bereits seit acht Monaten ohne jede Nachricht von dem geliebten Sohne sei. Acht Monate, so lange war es nun schon, daß Reinhard Cuba verlassen; und sein junges Weib legte Trauergewänder an und senkte das Haupt, „der Rose gleich, vom Thau gedrückt.“

Zehntes Capitel.

Heller Schein im Osten verkündete bereits den anbrechenden Tag, als Reinhard in jener für ihn so verhängnißvollen Nacht die Augen wieder öffnete und sich unter freiem Himmel, auf harter Steinbank fand, vor ihm ein Nubier stehend, der mitleidig ihm ein nasses Tuch — Reinhards eigenes Taschentuch, das der Neger in die nahen Meereswellen getaucht — auf die im Fieber glühende Stirn gelegt und dadurch zugleich das Bewußtsein in ihm wachgerufen hatte.

Reinhard konnte sich nicht entsinnen, was eigentlich mit ihm vorgegangen, aber das begriff er, daß der Schwarze freundlich und uneigennützig um ihn bemüht sei, und er streckte demselben die Hand mit einem leisen: „Danke, mein Freund!“ entgegen.

„Ah, gütiger Massa," rief der Neger erfreut, und beugte sich über die dargebotene Hand, sie an seine Lippen zu drücken, „o, wäre Massa mein Herr, er würde mich nie so unbarmherzig schlagen."

Trotz des eigenen Leidens hatte Reinhard Theilnahme für des Negers Klage, und mühsam sich ein wenig aufrichtend, flüsterte er mitleidig: „Schlägt Dein Herr Dich, arme gute Seele?"

„Gute Seele?!" wiederholte der Sclave; „mein Herr heißt mich immer den tückischen Teufel, und doch peitscht er mich, ohne Furcht zu haben vor Todo dem Teufel! Aber —" er hielt inne, da er sah, daß Reinhard im Begriff war, kraftlos mit dem Kopfe wieder auf die harte Lehne der Steinbank zurückzusinken, und schnell mit kräftigem Arm den offenbar schwer Kranken stützend, stand er und überlegte, was zu beginnen sei.

Da schritten vom Hafen herauf zwei Männer der Gruppe zu, und der Neger winkte ihnen, schneller herbeizukommen. Doch nicht gerade mit sonderlicher Eile traten sie näher, als aber der eine von ihnen Reinhards ansichtig wurde, rief er laut: „Goddam! das ist ja mein Passagier nach Cuba, und in diesem Zustand, hier auf offener Straße! Ist der Kerl von Wirth toll geworden, daß er meinen

Schützling hülflos umkommen läßt, und ich den 5000 Pesos nachpfeifen kann?!"

Reinhard öffnete die Augen, als der Seemann ihm die nervige Faust auf die Schulter legte.

„Wird's gehen, Herr?" fragte der Steuermann, „daß wir Sie an Bord meines Schooners befördern? Dort können Sie sich's in der Cajüte bequem machen. Die schwarze Seele wird uns helfen, dann sind wir unser drei, und werden Sie schon fortschaffen. Und wenn Sie es wünschen, können wir heute noch nach Cuba absegeln."

Die letzten Worte des Seemanns schienen auf Reinhard eine magische Wirkung zu üben. Er richtete sich aus seiner halb liegenden Stellung empor, während die fieberheißen Lippen flüsterten: „Ach ja, nach Cuba!" Dann auf den Arm des Negers sich stützend, lenkte er seine Schritte dem Hafen zu.

Das Ziel war bald erreicht, als aber Reinhard von dem Boote aus, das ihn nach dem Schooner bringen sollte, dem Schwarzen die Hand zum Abschiede reichte, wandte sich dieser an den Capitain mit der flehenden Bitte, ihn mitzunehmen, ihn nicht wieder zurückzuschicken zu seinem grausamen Herrn.

Der Seemann schaute betroffen zu dem Sclaven hinüber. „Verdammt, Kerl!" sagte er dann nach kurzem Be-

sinnen, „weißt Du auch, daß Dir der Strang und mir der Kerker bevorsteht, wenn die Geschichte entdeckt wird?"

„Aber es wäre gut," warf der Begleiter des Pseudo-Capitains dazwischen, „wenn wir einen Mann mehr an Bord hätten, dann könnten wir auch immer mal ein Schlückchen zu uns nehmen, Capitain."

Der Andere schien zu überlegen, dann sagte er zu dem Schwarzen: „Nun, Du magst helfen, den Herrn an Bord zu bringen, dann brauche ich nicht erst mit hinüber zu fahren, habe noch Verschiedenes am Lande zu besorgen. Aber das sage ich Dir, Willm, Du sorgst dafür, daß mir der Schwarze gleich wieder zurückgeschafft wird."

Damit wandte er sich der Stadt zu, während der Matrose und der Sclave Reinhard an Bord des Schooners ruderten.

„Holla! Jack," rief Willm Claus, als er keine lebende Seele auf Deck des Schiffes gewahrte. „Jack, Jack! in des Henkers Namen, wo steckt der Kerl? will was wetten, daß der Hallunke wieder besoffen ist."

Willm ging die Cajütentreppe hinab und kam sehr bald wieder zurück, mit einem derben Fluch es bekräftigend, daß Jack wirklich „voll sei wie eine Kanone."

„Kommt Herr," wandte er sich dann zu Reinhard, „ich will Euch 'ne Coje anweisen, wo Ihr ausschlafen könnt."

Reinhard ließ sich willenlos von dem Schwarzen die Treppe hinabführen, und in der Cajüte angelangt, fiel er fast ohne Bewußtsein auf die ihm angewiesene Lagerstätte. Todo aber legte ihn sorglich zurecht, und kniete dann an seiner Seite nieder, um den fieberhaften Schlummer des Kranken zu bewachen.

Willm Claus, der mit seinem Boot noch einmal an das Land rudern mußte, schien an das dem Capitain gegebene Versprechen nicht mehr zu denken, denn er fuhr hinweg, ohne dem Schwarzen etwas davon zu sagen. Und es wäre schließlich auch wohl nutzlos gewesen, denn die wenigen gütigen Worte, die Reinhard an Todo, den Teufel, gerichtet, hatten ihm die Zuneigung desselben in so hohem Maße erworben, daß von dem krank und hüflos Daliegenden er schwerlich sich getrennt hätte.

Erschreckende Träume schienen den Schlummer Reinhards zu beunruhigen, und mehr als einmal tönte mit lautem Schrei der Name Georgia von seinen Lippen. Dann öffnete er plötzlich die Augen und wild um sich blickend, machte er Miene, von seinem Lager aufzuspringen.

Todo versuchte ihn zurückzuhalten, aber Reinhard, dessen Kraft der Fieberwahn nur verstärkte, schleuderte den Neger wie einen Spielball zurück, und mit dem Rufe: „Georgia, ich rette Dich!" stürzte er auf das Cajütenfenster zu. Aber

die starke eingekittete Glasplatte widerstand seinen Bemühungen.

Diesen Augenblick benutzte Todo, auf das Deck zu eilen, den dort befindlichen Fallkübel mit Seewasser zu füllen, und damit belastet, wieder zu dem Rasenden zurückzustürzen. Ohne Umstände hob Todo den Kübel hoch empor und goß seinen ganzen Inhalt über den Kranken, der, wankend durch die Plötzlichkeit des unfreiwilligen Bades, sich nur an der Schiffswand aufrecht hielt und dann sich willig auf sein Lager zurückführen ließ.

Aber der kluge Schwarze, der vormals einem Arzte angehört, und besonders in der Behandlung Fieberkranker eine gewisse Geschicklichkeit erlangt hatte, wußte, daß mit dem Wasserbade nicht genug gethan sei, und daß der Anfall sich bald wiederholen würde, wenn dem nicht durch einen Aderlaß vorgebeugt werde.

Während nun Reinhard für den Augenblick ermattet und erschöpft auf seinem Bette lag, durchsuchte die treue Seele das ganze Schiff nach einem zum Aderlaß geeigneten Instrument, und als er nichts fand, machte er sich mit seltener Geschicklichkeit aus einer Gabel ein Aderlaßeisen zurecht und vollzog dann mit noch größerer Geschicklichkeit die Operation bei dem Fieberkranken.

Nicht lange darauf hatte der schwarze Doctor die Freude,

seinen Patienten in ruhigem traumlosem Schlummer tief und regelmäßig athmen zu sehen.

Abendliche Gluth lag bereits über der Stadt, als zwei Männer in trunkenem Zustande sich dem Hafen näherten, ein Boot bestiegen, dem Neger, der ihnen einen großen Korb mit Flaschen nachgetragen, ein Trinkgeld reichten, und dann unter lautem Hurrah! die Ruder einsetzten, um nach dem Schooner zu fahren, auf welchem Reinhard und der Schwarze sich befanden.

„Holla he!" rief der jetzige Capitain des Schiffes, „komm Jack, hilf uns; sollst auch einen Schluck abhaben. Na, wird's bald, altes Faulthier."

Jack war schon vor längerer Zeit aus seinem trunkenen Zustande erwacht, aber die volle Besinnung hatte er noch nicht wieder erlangt, und so dauerte es denn ein Weilchen, bevor er die Treppe hinaufstolperte. Oben angelangt, warf er den Harrenden ein Tauende zu, woran dieselben den Korb befestigten, der dann von Jack an Bord gehißt wurde.

Die beiden Insassen des Bootes kamen nun ebenfalls an Bord, und den vereinten Bemühungen der drei Männer gelang es, durch den Flaschenzug auch das Boot an Ort nnd Stelle zu bringen.

„Anker auf!" commandirte der Capitain.

„Ist denn der Alte wirklich gestorben?" wandte Jack

ein, „daß es fort gehen soll ohne ihn, und Ihr das Commando übernehmt, Steuermann?"

„Ja freilich!" erwiderte der Angeredete, „heut Morgen ist er abgesegelt, und nun segeln wir ab!" Und leiser fügte er hinzu: „Hätten's auch so wie so gethan."

Die drei Männer arbeiteten rüstig am Gangspill, der Anker hob sich, das Schiff drehte sich und wankte ein wenig, die nöthigsten Segel wurden aufgezogen, der neue Capitain stellte sich an das Steuer, und langsam setzte sich der leichte Schooner in Bewegung.

Instinctartig steuerte der, seines Thuns nur halb sich bewußte Seemann den richtigen Cours. Links vorbei an dem roth strahlenden Feuer des Leuchtthurms ging es, und nach Verlauf einer halben Stunde hatte das Schiff den Hafen Bahias hinter sich.

Aber matter und matter wurde der Wind, bis er gegen neun Uhr sich gänzlich gelegt hatte.

Als die völlige Windstille eingetreten war, ging der Capitain mit Willm Claus nach der Cajüte, um doch auch einmal nach seinem Passagier sich umzusehen.

Aber der Neger trat ihm in der Dunkelheit entgegen und sagte leise: „Mein Herr schläft jetzt, er ist sehr krank; bitte, stören Sie ihn nicht."

Der Capitain streckte dem Neger freudig die Hand ent=

gegen: „Na, schwarze Seele, bist Du noch da? Nun, das ist mir lieb, wir werden Dich am Ende brauchen können."

Der Neger, der sich eigentlich gefürchtet, zum Vorschein zu kommen, war von dieser Begrüßung ganz beglückt, und bat nun den Capitain, Licht anzuzünden und ein paar Limonen ihm zu geben, damit er seinem kranken Herrn einen kühlenden Trunk bereiten könne.

„Licht will ich anzünden, schwarze Seele," meinte der Capitain, noch immer ein wenig lallend, „aber Limonen, die wirst Du wohl im ganzen Schiff nicht finden, doch laß uns einmal hier den Wandschrank untersuchen, was er für Vorräthe birgt."

Und Capitain Conrad hakte eine Laterne aus, zündete sie an und leuchtete damit in den geöffneten Wandschrank.

Es fand sich wenig genug darin vor, aber der Neger griff mit schneller Hand nach einer Büchse, auf welcher „Cremortartari" stand, und begrüßte dieselbe im Interesse des Kranken als einen wichtigen Fund.

Eilig entfernte er sich damit und nahm seinen Weg zu den Wasserfässern, um dem Patienten einen kühlenden Trank zu bereiten. Doch das erste der grünangestrichenen Fässer, das er öffnete, war leer, und in dem zweiten fand sich nur ein schlammiger, unbrauchbarer Bodensatz; in zittern-

der Hast untersuchte der Schwarze die übrigen Fässer, ohne eine Spur trinkbaren Wassers zu entdecken.

Stolpernd über den, seinen Rausch auf dem Deck ausschlafenden Willm Claus, eilte der Neger auf den Capitain zu, der nach dem Horizonte sah, ob vielleicht eine Brise im Anzuge sei, und in seiner Angst ihn am Arm ergreifend, rief er laut: O, Herr Capitain, in den Fässern ist kein Trinkwasser, wo kann ich es suchen?"

„Schwarze Seele," entgegnete Conrad verblüfft, „wo anders, als in den Fässern; Du irrst Dich, sie sind gewiß nicht leer."

Jack trat in diesem Augenblick herzu.

„Wo ist das Trinkwasser?" donnerte der Capitain ihn an.

„Vergessen!" lautete die bestürzte Antwort.

Capitain Conrad verlor nicht leicht die Fassung, am wenigsten, wenn er, wie eben jetzt, in halb trunkenem Zustand sich befand; und so sagte er denn ziemlich kaltblütig: „Nun, in drei Teufels Namen, so saufen wir Schnaps, bis es regnet!"

„Aber mein Herr, mein armer Herr!" jammerte der Neger. „Können wir denn nicht umkehren?"

„Na, das fehlte!" meinte der Capitain; „würde Dir am schlechtesten bekommen, schwarze Seele!"

Jammern und Lamentiren half dem Neger nichts, weder Jack noch der Capitain kümmerten sich ferner um ihn, und er schlich traurig in die Cajüte zurück, um zu sehen, ob Reinhard noch schliefe.

Vorsichtig hob er die Laterne: das Antlitz des Kranken zeigte die eigenthümliche tiefgelbe Farbe der tropischen Fieber, der Mund war halb geöffnet, und die brennenden Lippen schienen nach einer Erfrischung zu lechzen.

Trostlos blickte der Neger umher, da fiel sein Blick auf den Messinghahn des Wasserbehälters, der auf gut eingerichteten Schiffen nie fehlt, und mehrere Eimer faßt, das dem Capitain zum Waschen und auch zum Trinken dient.

Ein Hoffnungsstrahl blitzte in Todo's Seele auf. Er griff nach einem Glase, drehte den Hahn, und — o Wonne! — ein heller, starker Wasserstrahl strömte in das Trinkgefäß.

Ein Schluck, und der Schwarze überzeugte sich, daß es Süßwasser sei; für den Augenblick wenigstens war geholfen. Schnell rührte er von dem niederschlagenden Pulver unter das Wasser, und flößte Reinhard in kleinen Quantitäten die Labung ein.

Treuer, sorgsamer und umsichtiger hätte Reinhard von Niemandem gepflegt werden können, als von dem fremden Sclaven, den ein freundliches Wort für immer an ihn gefesselt hatte.

Der Morgen kam, und mit ihm die sanfte Kräuselung der Wellen durch die eingetretene Brise. Willm Claus hatte das Steuerruder ergriffen, und wendete das Schiff nordostwärts, dann rief er nach Jack, der noch schlaftrunken in seiner Hängematte sich streckte.

Endlich folgte dieser dem Rufe, nahm Claus das Steuerruder ab, und den vorgesagten Cours steuernd, ließ er das Fahrzeug vor Wind gehen.

Willm Claus eilte inzwischen den Capitain aufzusuchen, der die Thüre seiner Coje hinter sich zugezogen und verriegelt hatte, und trotz des Lärmens und Rufens des Matrosen keine Antwort gab. Es war klar, der Capitain konnte von der Gewohnheit des Steuermanns nicht lassen, er hatte wieder einmal allzu fleißig der Rumflasche zugesprochen und mußte erst seinen Rausch ausschlafen.

Der Lärm veranlaßte den Neger, sich nach der Ursache umzusehen; als Claus ihn erblickte, rief er ihm entgegen: „Komm, Schwarzer, Du mußt das Ruder so lange halten, bis ich mit Jack mehr Segel beigesetzt. Du bist ja ein kluger Bursche, und wirst das Steuern schon lernen. Du meine liebe Seele! wenn das so fortgeht, daß der Conrad immer nur mit seinem Rausch zu thun hat, dann kommen wir mein Lebtag nicht nach Cuba; er ist der einzige von uns, der zu berechnen versteht. Vorläufig komm, Du schwarze

Seele, und hilf mir das Schiff in ordentliche Bewegung setzen."

Todo folgte auf's Deck und bemühte sich, nach Anweisung des Matrosen das Steuerruder zu halten. Aber wie geschickt er auch war, so schnell erlernte er nicht, damit umzugehen, und bald hatte die vermehrte Anzahl der aufgehißten Segel das Schiff der Gewalt des Steuers entzogen, und mit einem furchtbaren Ruck legte sich das Fahrzeug auf die Seite.

Doch Willm war im Augenblick von den Wanten herunter, stürzte nach dem Steuerrade, ließ die Kette ablaufen und zog mit aller Kraft; das Ruder faßte wieder, und dem gewandten Matrosen gelang es, für dieses Mal Herr des Schiffes zu werden, das nun lustig vorwärts segelte.

Es war eine sehr trübselige Miene, mit welcher Jack nach einiger Zeit zu den Uebrigen trat und die Frage an sie richtete, wo denn der Morgenimbiß sei.

Willm schlug sich vor die Stirn. „Es war doch ein zu dummer Streich, das Wasser zu vergessen! Wir können weder Kaffee noch Thee bereiten und kaum etwas Anderes genießen, als Pökelfleisch, denn zu allem Uebrigen bedürfen wir des süßen Wassers. Fatale Geschichte das!"

Todo hörte diese Klage ruhig mit an. Er hütete sich

sehr wohl, das Vorhandensein des von ihm entdeckten Wasserschatzes zu verrathen, da er desselben zur Pflege und Erhaltung seines Patienten dringend bedurfte. Die Gesunden konnten sich ja auch eher behelfen, bis Regen sich einstellen würde.

Das Schiff lief gut und war gegen Ende des Tages schon so weit in See, daß Willm es für nöthig hielt, abermals einen Versuch zu machen, den Capitain aus seinem Schlafe zu erwecken; aber auf all sein Lärmen und Rufen erfolgte keine Antwort, und Willm hielt es für das Beste, die Thür der Coje einzuschlagen, zumal Conrad den Korb mit den Rum- und Cognacflaschen mit hineingenommen hatte, also zu erwarten stand, daß er — so lange der Vorrath ausreichte — sich nicht ernüchtern werde.

Er forderte den Schwarzen auf, ihm behülflich zu sein, derselbe erklärte sich bereit, und mit einigen wuchtigen Schlägen wurde die leicht gezimmerte Thür der Coje gesprengt.

Aber Entsetzen ergriff die Beiden, als sie den Capitain allerdings auf seinem Lager fanden, aber gebrochenen Auges und mit steifen, regungslosen Gliedern. Die nicht geringe Anzahl der leeren Rumflaschen neben ihm zeigte, welch' Todes er gestorben sei.

„Jetzt sei Gott uns gnädig!" stöhnte Willm; „ohne Führer sind wir verloren, wenn nicht ein Wunder uns rettet."

Verzweiflungsvoll eilte er auf Deck, um Jack die Mittheilung zu machen, der — wenig davon berührt — mit großer Seelenruhe sagte: „Halt' Du mal das Steuer, ich will ihn mir ansehen."

Und Claus das Steuer überlassend, stieg er die Cajütentreppe hinab. Doch keinen Blick warf er auf den Todten, er hatte nur Sinn für den Flaschenkorb, dessen er sich sofort bemächtigte und den in sicheren Gewahrsam brachte.

Als er aber gar nicht zurückkehrte, schickte Claus den Neger nach ihm aus, der ihn schließlich in einem Winkel des unteren Schiffsraumes fand, sinnlos betrunken und immer mehr noch von dem lang entbehrten Lieblingsgetränk durch die Kehle jagend.

„Das ist ein schönes Geschäft," meinte Claus, als der Schwarze mit dieser Meldung auf Deck zurückkehrte. „Wir können uns überhaupt nur auf unser nahes Ende gefaßt machen; wenn der Regen nicht bald eintritt, daß wir Wasser kriegen, oder unser Schiff gar vom Sturm recht ordentlich gepackt wird, ist es sicher aus. Und ich weiß nicht, wenn ich doch versaufen soll, dann will ich lieber, wie der Conrad und der Jack, Branntwein statt Wasser saufen."

„O, thut's nicht," bat der Neger, „dann sind mein

armer Herr und ich ganz verlassen, und wer kann wissen, ob uns nicht vielleicht Hülfe nahe ist."

„Nun so komm, schwarze Seele, und lerne wenigstens das Steuern, sonst sind wir von vornherein verloren."

Die Nacht und der nächstfolgende Tag ging vorüber; man hatte dem Capitän bereits — wenn auch nicht ganz regelrecht — sein Seemannsgrab bereitet; und Jack, der nicht sagen wollte, wo er seinen Schnapsvorrath versteckt, nach welchem das Schiff zu durchsuchen aber Niemand die Zeit hatte, wankte in halb trunkenem Zustande auf dem Deck umher.

Der Abend nahte, aber mit ihm stieg am fernen Horizonte eine dunkle Wand empor, die dem Auge des Seemannes Sturm und Gewitter verkündete.

Der Neger mußte das Steuer erfassen, während Claus alle Segel, bis auf die kleinen Sturmsegel, einzog — für einen einzigen Mann eine schwere und mühevolle Arbeit.

Die Gewitterwand stieg höher, und unter dem schärfer über sie hinwehenden Luftdrucke kräuselten sich die Wellen mit jenem eigenthümlichen Zittern, das den nahenden Sturm zu verrathen pflegt.

Claus rief dem Neger zu, das Steuer ruhig fest zu halten, bis er selbst die Sturmsegel gehörig in Ordnung gebracht habe. Doch während er oben im Maste saß, um

die beabsichtigte Arbeit zu vollenden, brach der Orkan urplötzlich mit einer Gewalt los, die den Neger, dessen ungeübte Hand den unvorhergesehenen Stoß nicht pariren konnte, von dem Ruder hinwegschleuderte und das Schiff auf die Seite warf. Ungenügend mit Ballast versehen, vermochte es nicht, sich wieder aufzurichten, sondern wurde von dem Sturme, der sich in die noch stehenden Segel gesetzt hatte, in seiner gefährlichen Lage festgehalten.

Des Negers erster Gedanke war sein kranker Herr. Glücklich erreichte er die Cajütenklappe, die er, um das Eindringen der das Fahrzeug überstürzenden Wellen zu verhüten, sorgfältig hinter sich schloß.

Alles, was in dem unteren Raume sich befand, Kisten, Fässer und allerhand unnützes Gerümpel hatte sich gleichfalls auf die Seite gelegt und trug dazu bei, das Fahrzeug in seiner unglücklichen Stellung zu erhalten.

Undurchdringliche Finsterniß, nur durch den Strahl greller Blitze flüchtig erhellt, herrschte in dem innern Schiffsraum. Und außen stürzten dröhnend die Wellen über das Schiff hinweg, heulte der Sturm und grollte der Donner, daß es war, als ob Himmel und Meer in fürchterlichem Kampfe miteinander lägen. Da erschütterte ein schmetternder Schlag das Fahrzeug, daß es in allen Fugen erbebte, der Fockmast war von einer gewaltigen Woge über

Bord geschleudert worden, nur ein Stumpf ragte noch aus einem Gewirre von Tauwerk empor.

Zerrissen und zerfetzt flatterten die Segel am Hauptmast. So von der Last der nassen Segel und einem Maste befreit, richtete sich das Schiff wiederum ein wenig empor. Dafür aber wurde es nun um so heftiger von der aufgeregten See hin- und hergeworfen.

„Mein Herr, mein armer Herr!" jammerte Todo, während er mühsam und jeden Augenblick zu Boden stürzend, sich der Koje Reinhards zu nähern suchte.

„Hier bin ich, Freund!" erwiderte ihm plötzlich eine klare, feste Stimme, und der Neger gewahrte Reinhard, bei dem Scheine eines über ihn hinzuckenden Blitzstrahls, wie derselbe, an einem Haken in der Schiffswand sich haltend, ruhig stand und jetzt dem staunenden Schwarzen freundlich berichtete: „Du wunderst Dich, Todo, daß Dein schwacher Patient bei diesem Toben der Elemente noch am Leben ist, und ich wundere mich selbst; doch der Fall, den ich that, als ich aus meiner Koje geschleudert wurde, brachte mir keinen Schaden, sondern die volle Besinnung, und mit der Nothwendigkeit, meine Kraft zu gebrauchen, kam mir auch diese selbst. Ich vermochte es, mich aufzurichten und einen festen Standpunkt zu gewinnen. Hoffentlich wird doch das Wetter bald vorüber sein!"

Auch Todo suchte sich einen Anhalt, und so erwartete denn Herr und Diener, in allerdings nicht sehr bequemer Stellung, das Vorübergehen des Orkans.

Todo erzählte Reinhard inzwischen, wie es mit der Bemannung des Schiffes aussehe und daß der Capitain bereits in Folge unmäßigen Genusses von Rum und Cognac einem Schlaganfall erlegen sei.

Was Reinhard hörte, war nicht dazu geeignet, sein Herz mit Muth und Hoffnung zu erfüllen, dennoch blieb er anscheinend gefaßt, möglicherweise nur eine Folge seiner abnehmenden Kräfte, denn als die ersehnte Windstille endlich eingetreten, sank er ermattet auf sein Lager und verfiel in einen ruhigen, anhaltenden Schlummer.

Der Neger, obschon gleichfalls zum Tode erschöpft, fühlte doch die Verpflichtung, zu sehen, was aus seinen Gefährten geworden, aber schwerer noch als zuvor ward es ihm jetzt bei der völligen Dunkelheit, den Weg nach oben zurückzufinden.

Schrecklich war der Anblick der Verwüstung, der sich hier ihm bot. Nichts als die leeren Planken zeigte das Deck, selbst das Boot hatten die Wellen abgerissen und hinweggespült. Von den beiden Masten ragte nur noch der Hauptmast gen Himmel, umflattert von Segelfetzen und ver=

worrenem Tauwerk; und der einsame Stamm trug nur dazu bei, die Verwüstung noch anschaulicher zu machen.

Traurig sah der Neger sich um; und bange Furcht beschlich sein Herz, da er kein lebendes Wesen erblickte. Hin und her lief er und durchsuchte das ganze Schiff, abwechselnd bald Willm, bald Jack rufend.

Aber weder Jack noch Willm antworteten ihm, und es ward der geängsteten Seele des armen Schwarzen immer klarer, daß Sturm und Wellen mehr noch hinweggerissen, als nur das Bollwerk und die Takelage des Schiffes.

„Jack, Willm!" rief er auf's Neue, aber nur Reinhards Stimme tönte aus dem Schiffsraum mit der Frage, was es denn gebe.

Todo, der seinen kranken Herrn nicht erschrecken wollte, hielt es für gut, demselben so lange wie möglich zu verschweigen, daß sie Beide allein auf einem elenden Wrack in der Wasserwüste umherirrten. Er erwiderte auf Reinhards Frage, daß er nur nach Willm Claus gerufen, weil er Hunger verspüre und in der Dunkelheit sich nicht zurechtfinden könne, ein Streichholz aber nicht bei sich habe.

Reinhard begnügte sich mit dieser Auskunft, und trotzdem das halb entmastete Schiff entsetzlich hin- und hergeschleudert wurde, schloß er doch sofort wieder die Augen, und der mohnbekränzte Gott ließ ihn auf Stunden die

seltsame und gefahrvolle Lage, in der er sich befand, vergessen.

Der Neger aber konnte sich noch immer nicht beruhigen, vorsichtig schlich er wieder hinaus, um das Schiff nach Jack und Willm zu durchsuchen, diesmal aber mit einer Laterne versehen.

Und beim Schein des Lichtes erblickte er, in einem Winkel verborgen, Jack, der — eine halb geleerte Rumflasche mit beiden Händen umfassend — den neugetrunkenen Rausch ausschlief. Der Neger wußte, daß der stets betrunkene Matrose ihnen wenig oder gar nichts helfen würde, dennoch begrüßte er ihn mit Freuden, es war doch eine lebende Seele mehr an Bord; und ein wenig getröstet suchte der Schwarze nun das Lager, um auch seinerseits der Ruhe zu pflegen.

Und aus wolkiger Höhe schauten die Sterne auf das steuer- und mastenlose Schiff, mit dem die Wellen ihr Spiel trieben: aber gegen Morgen tauchte einer nach dem andern hinter den Wolkenschleier, um nicht Zeuge zu sein, wie das einst so schmucke Fahrzeug seinen gänzlichen Untergang fand. —

„Todo!" Der Anruf Reinhards weckte den Schwarzen aus seinen Träumen; und erstaunt sprang er aus seiner

liegenden Stellung empor, als er seinen Herrn vor sich stehen sah, das Antlitz von seltsam rothem Scheine bestrahlt.

„Mein Freund," begann Reinhard, und nur unmerklich zitterte leise Erregung in seiner kräftigen und sonoren Stimme, „das Schiff ist durch einen bis jetzt mir unerklärlichen Zufall in Brand gerathen; willst Du mir nicht löschen helfen? vielleicht gelingt es uns, des Feuers Herr zu werden."

Reinhard, von dem hellen Schein erweckt, hatte im Augenblick der Gefahr mit eiserner Willenskraft den letzten Rest des Fiebers und der Schwäche von sich geschüttelt; er war auf Deck geeilt, von wo das Feuer auszugehen schien, und hatte sofort wahrgenommen, daß Rettung nicht mehr möglich sei. Nur um dem armen Schwarzen nicht gleich jede Hoffnung zu rauben, forderte er ihn auf, mit ihm den Versuch zu wagen.

Todo sprang bei Reinhards Worten empor, und als er auf seinem Wege nach dem Deck Jack nirgends gewahrte, meinte er jammernd: „Jack hat sicher das Feuer in seiner Trunkenheit angelegt, und sich nun furchtsam wieder in irgend einen Winkel verkrochen!"

Wenigstens die erste Hälfte seiner Vermuthung erwies sich als richtig. Jack hatte, als das helle Licht des bereits weit vorgerückten Tages ihn erweckte, Appetit verspürt und

eilig den Entschluß gefaßt, sich Fleisch zu kochen. Die Küche aber war durch den Sturm gänzlich zerstört und unbrauchbar geworden, und so hatte denn Jack auf den Planken des Decks ein Feuer angezündet und seinen Kessel mit einem Tauende an den Hauptmast befestigt; halb von der Trunkenheit, halb von Natur stupid, nicht daran denkend, wie groß die Feuersgefahr sei, die er dadurch herbeiführe.

Als dann natürlich die Planken des Schiffes und Mast und Taue zu brennen anfingen, bemühte er sich, das Feuer zu zerstören; aber seine Kleider geriethen dabei in Brand, und als die Gluth seinen Körper zu versengen drohte, sprang er instinktartig in das Meer, sie dort zu kühlen. Und das Feuer griff unaufgehalten um sich, bis es zu unaufhaltsamer Größe angewachsen.

Es waren Beide todesmuthige Männer, Reinhard sowohl als auch der Schwarze, aber während sie nun noch einmal gemeinsam an das Rettungswerk gingen, lag es doch wie stille Verzweiflung auf Reinhards bleichem Antlitz, dem der Gedanke an Georgia den Abschied aus diesem Leben namenlos erschwerte; und der Neger hatte die Zähne aufeinandergebissen, und trotz der sengenden Gluth schüttelte es ihn wie im Fieberfrost.

„Laß gut sein, Freund," sagte Reinhard jetzt, „unsere Bemühungen sind nutzlos. Komm, reich mir die Hand;

wir wollen uns den entlegensten Standpunkt wählen, und so lange es die Hitze gestattet, bleiben wir auf dem Wrack, dann springen wir zu gleicher Zeit in das Meer, um in den Wellen wenigstens ein kühles Grab zu finden."

Der Neger schluchzte laut. Er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, während er immer wiederholte: „Ich wollte gerne sterben, Massa, wenn ich nur Euch retten könnte; nach mir fragt keine Seele, aber Ihr, aber Ihr!"

Reinhard lehnte sich an das Compaßhäuschen, und den linken Arm um die Schulter des Negers schlingend, faßte er mit der Rechten dessen beide Hände, und so standen sie, den sicheren Tod erwartend.

Immer näher kam der Moment, wo es galt, den gefaßten Entschluß auszuführen, und in die Wellen hinabzuspringen, denn immer furchtbarer ward die Gluth auf dem in ein Flammenmeer getauchten Schiffe. Da krachte es plötzlich, der Hauptmast, der von unten durchgebrannt war, fiel über Bord, und zischend löschte die See seine Gluth.

„Kannst Du schwimmen?" rief Reinhard, und in seinem Blick und Ton blitzte es wie ein Hoffnungsstrahl auf. „Sieh dort den Mast, mit seiner Hülfe können wir uns noch stundenlang über Wasser halten, bis vielleicht ein Schiff, durch das Feuer angelockt, seinen Cours zu uns hinlenkt."

Der Neger schüttelte traurig den Kopf: „Todo kann nicht schwimmen, Herr."

Aber Reinhard ließ den Muth nicht sinken. „Ich trage Dich, ich bin kräftig genug dazu!"

„O, Massa!" und der Neger bedeckte Reinhards Hand mit seinen Küssen. „Ihr seid zu gut, Herr; doch Ihr könnt es nicht. Laßt mich nur hier, ich bleibe, bis ich gesehen, daß Ihr den Mast erreicht, Todo stirbt leichter, wenn er auf Eure Rettung hoffen darf!"

„Nicht von der Stelle geh' ich, Todo, oder Du kommst mit mir."

Der Neger warf sich auf die Kniee, und die gefalteten Hände zu Reinhard emporhebend, flehte er: „Herr habt Erbarmen, rettet Euer Leben und laßt Todo untergehen. Geht, geht, Massa, o eilet, ehe es zu spät ist."

„Nur mit Dir!" erwiderte Reinhard mit einer Festigkeit, die jede Bitte nutzlos machte. „Sei unbesorgt; ich kenne meine Kraft, ich trage Dich und mich die kurze Strecke hinüber zu dem Mast; folgst Du mir nicht, so opferst Du uns beide gewissem Tode."

Seufzend entschloß sich der Neger.

Sie schritten beide der Wandung zu. „Warten wir," sagte Reinhard, „bis das Schiff nach dieser Seite hin über=

legt, dann ist der Sprung nicht so hoch, und wir bleiben fast an der Oberfläche des Wassers."

Und Todo freundlich und ausführlich Weisung gebend, wie derselbe sich während des Schwimmens zu verhalten habe, machte Reinhard sich zum Sprung bereit. Der Moment kam, noch einmal grüßte Reinhard in Gedanken sein holdes Weib, bevor er dem Feuertode den Rücken wandte, um in den unermeßlichen Abgrund des weiten Meeres sich zu stürzen.

Einen Augenblick lang waren Beide verschwunden, dann aber tauchten sie empor, und von den Wellen getragen, hatten sie in wenigen Secunden das nahe Holz erreicht; mit größter Anstrengung kletterten die Unglücklichen hinauf und setzten sich dort zurecht, so gut es eben gehen wollte, gedankenvoll dem Feuer zuschauend.

Tiefer und tiefer zehrten die Flammen an dem Holze des Wrackes; es dampfte und qualmte aus dem Innern des Rumpfes, bis auf einmal mit entsetzlichem Knall derselbe ganz auseinanderbarst, und Holzstücke, brennendes Segeltuch und ein Funkenregen hoch in die Luft gesprengt wurde.

Jedenfalls hatte noch ein Pulverfäßchen sich im Raum befunden.

Und dann wieder nach einem Weilchen zischte und prasselte es, heiße Wasserdämpfe verdunkelten die Leuchtkraft des Feuers und das glühende Wrack sank hinab; die Wellen

schlossen sich über ihm, und Nacht umhüllte die unglücklichen Zuschauer dieser Scene.

Und wiederum blickten aus wolkiger Höhe die Sterne hernieder, diesmal auf ein schwimmendes Holzstück, das zwei Menschen durch wogende Wasser dahintrug. Reitend, die Füße in dem nassen Element, so saß der Eine von ihnen auf dem Maste, mit beiden Händen ihn krampfhaft umklammernd, sein Kopf aber war tief auf die Brust gesunken, die Augen geschlossen, und kein sichtbarer Athemzug hob die von den Wellen umspülte Brust.

Der Andere hatte sich lang auf das schmale Holz gestreckt, mit dem Gesicht nach oben und die Arme rückwärts um den runden Stamm geschlungen, aber auch bei ihm schien der letzte Funken Lebenskraft bereits im Verglühen.

Doch nein, die Sonne, die mit warmem Strahl sein schwarzes Antlitz küßte, erweckte ihn zu neuem Leben. Er richtete sich empor, sein erster Blick galt seinem Herrn, dann kroch er zu ihm hin, und sanft das nasse, ihm über's Antlitz hängende Haar zurücklegend, schaute er ihm angstvoll in die todesbleichen Züge. Und doch wußte er nicht, ob er sich freuen oder trauern sollte, da er sich überzeugte, daß noch nicht alles Leben aus dem Unglücklichen entflohen sei.

„O, Massa, ich wollt', wir wären Beide todt!" flüsterte er.

Dann wie im Gegensatze zu seinen Worten, hob er spähend das Haupt, ob er nicht ein Schiff in Sicht entdeckte. Doch des hohen Seegangs willen konnte er nur wenig um sich schauen; nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, aufrecht auf den Mast sich hinzustellen, und da — o Himmel, war's möglich! — erblickte er nicht allzu weit ein Segel. Es war keine Täuschung, es war ein Schiff; aber wie konnte er sich ihm bemerkbar machen? Er dachte nicht mehr an seine unsichere Stellung; er schwenkte den Arm, als könne er mit einem Winke das rettende Schiff herbeirufen, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in die See.

Elftes Capitel.

Die englische Corvette „Thames" ging von Hull mit einer Anzahl zu exportirender Verbrecher nach Vandiemensland.

Auf der Höhe der capverdischen Inseln rief der wachhabende Officier in das Sprachrohr, das zur Cajüte des Capitains führte. „Heller Schein am Horizont, Südwest zu West; muß Feuer sein, vielleicht ein brennendes Schiff!"

In einem Augenblick waren fast sämmtliche Officiere auf Deck und späheten eifrig durch die Ferngläser nach dem hellen Schein, konnten aber eben nur diesen entdecken.

Auch der Capitain-Lieutenant lugte eifrig aus und sagte dann ziemlich gleichgültig: „In jener Richtung keine Spanne Land, muß nothwendig ein Schiff in Gefahr sein!" Und den Mund spitzend, daß der Dampf seiner Cigarre in bläulichen Ringen daraus entflog, begab er sich langsam nach der Cajüte, wo beim Scheine der prächtigen Astrallampe, die von der Decke herniederhing, der erste Officier mit dem Capitän Schach spielte.

„Es brennt ein Schiff in See; sollen wir dahin dampfen?"

Der Corvetten-Capitain, ein junger Lord, der durch Talent und Wissen sich so ausgezeichnet, daß man trotz seiner Jugend ihm die Führung des Schiffes anvertraut hatte, sprang von seinem Sitz empor mit den unwilligen Worten: „Welch' eine Frage! natürlich, Capitän-Lieutenant Russel!"

Zugleich eilte er selbst auf Deck, und hatte kaum den tiefrothen Horizont erblickt, als er auch Befehl gab, sofort das Schiff jener Richtung zuzuwenden und mit vollem Dampf zu gehen, da jedenfalls die größte Schnelligkeit erforderlich sei, wenn man mit der Hülfe nicht zu spät kommen wolle.

Lord Egerton blieb selbst auf Deck, um mit angestrengter Aufmerksamkeit nach dem hellen Scheine zu spähen. „Jetzt sehe ich's ganz deutlich " rief er plötzlich, noch immer das

Fernglas vor dem Auge, „es ist ein brennendes Schiff; ich hoffe, die Mannschaft wird sich in die Boote gerettet haben."

„Da, da!" rief der Capitain-Lieutenant, der gleichfalls wiederholt zu seinem Perspectiv gegriffen, „jetzt geht die Pulverkammer in die Höh'! — Meiner Seel' — nun sinkt das Wrack — o weh! die Finsterniß! was nun?"

„Stecken wir ein Licht aus," befahl der Lord, „und halten die Richtung fest. Wenn die Mannschaft sich in die Boote gerettet, wird sie unser Licht bemerken und sich in unserem Cours halten."

Mit rasender Schnelle schoß das stolze Fahrzeug durch die Wellen, die zur Seite flogen vor dem scharf schneidenden Buge des eisernen Dampfers. Und rechts und links und über Steuer- und Backbord lagen Ausluger, die mit ihren Perspectiven den Ocean in weitem Umkreise beherrschten, aber nichts gewahrten, als die schäumenden Wellen.

Da trat der Capitain-Lieutenant zu dem jungen Lord mit den Worten: „Sir, nach meiner Schätzung müssen wir längst über das Ziel hinaus sein; unser gutes Schiff hätte so langer Zeit nicht bedurft, die Entfernung zu messen. Ich schlage vor, wir stoppen die Maschine, liegen zur Stelle fest und lassen die Lichter brennen, so geben wir den Hülfsbedürftigen Gelegenheit, an uns heranzukommen."

Der Vorschlag des Capitain-Lieutenants ward an-

genommen; aber der weite Ocean blieb still wie zuvor; nichts regte sich, kein Anruf wurde laut, und selbst als der anbrechende Tag die Umschau begünstigte, nahm man nicht das Geringste wahr.

„Lassen Sie uns unsern alten Cours wieder aufnehmen," wandte Lord Egerton sich zum Capitain-Lieutenant, verstimmt über die nutzlos vergeudete Mühe und Zeit.

Und sie wandten das Schiff. Aber der junge Lord konnte sich noch immer nicht beruhigen, und unablässig durchforschte sein Auge die einsame Wasserwüste.

„Da, da!" rief er plötzlich; „beim heiligen Georg! da steht ein Mensch und winkt!"

„Wo? wo?" tönte es von allen Seiten.

„Er ist verschwunden," berichtete der Lord, „aber an der Stelle, wo er gestanden, schwimmt ein dunkles Etwas, laßt uns schnell darauf zusteuern."

Und er ertheilte seine Befehle, während der Capitain-Lieutenant brummte: „Hab' ich's nicht gesagt, daß wir an der Stelle vorbeigeschossen sind; mein Auge täuscht mich nie im Messen von Entfernungen."

Die ganze Mannschaft erwartete mit der größten Spannung, was sich zutragen würde, und allgemeine Aufregung bemächtigte sich derselben, als endlich auch die unbewaffneten Augen ein Stück Holz, auf den Wellen schaukelnd,

gewahrten, an den ein Mann sich angeklammert, der entweder schlief, ohnmächtig oder todt war.

Ein Boot wurde in See gelassen; kräftige Matrosenhände befreiten den Bewußtlosen aus seiner gefährlichen Lage, und brachten ihn in das Schiff hinüber, wo er gleich zuerst der Pflege des Arztes anvertraut wurde. —

„Wie steht's mit Ihrem Patienten?" fragte Lord Egerton, der den Doctor aufgesucht hatte, diese Frage an ihn zu richten.

Der Arzt wiegte den Kopf. „Eigentlich hoffnunglos," erklärte er dann, „der Unglückliche ist von einer totalen Agonie befallen, und kein Wunder, da alle Symptome mir sagen, daß er beim Ausbruch der unseligen Katastrophe des Schiffsbrandes noch nicht vom gelben Fieber genesen war. Die Folgen des glücklich überstandenen tropischen Fiebers sind zuweilen schon schrecklich, so hatte ich in Bahia einmal einen Matrosen, der zwei Jahre brauchte, bevor er wieder gehen lernte, und ein weiteres Jahr, um den Besitz seiner Verstandeskräfte wieder zu erlangen."

„Und Sie fürchten, dies könne ein ähnlicher Fall sein?"

Der Andere zog die Schultern in die Höhe: „Dieser Fall ist unbedingt schlimmer, doch hoffen wir das Beste."

Lord Egerton entfernte sich mit düsterer Miene. Er wußte selbst nicht warum, aber er nahm mehr als gewöhn-

lichen Antheil an dem Unglücklichen, der allein von seinen Gefährten dem Feuer- und dem Wassertode entronnen war.

Doch der Arzt hatte Recht; von Reinhard konnte man nur feststellen, daß er lebe. Selten öffnete er die Augen, nie den Mund zum Sprechen, außer wenn der ununterbrochene Halbschlummer, in welchem er lag, seiner Seele beängstigende Phantasien zuführte, die ihm dann zuweilen abgerissene Worte, schmerzliches Stöhnen erpreßten.

Das Schiff erreichte sein Ziel, und Reinhard befand sich noch immer in dem gleichen hoffnungslosen Zustande. Dem Ansehen des Lords gelang es, zu Hobarttown seinen Schützling im Inspectionshause unterzubringen, den Gouverneur für ihn zu interessiren, und somit ihm all' die Hülfe angedeihen zu lassen, der Menschen fähig waren.

Aber trotz aller Pflege, aller nur erdenklichen Mühe, verrann Woche auf Woche, Monat um Monat, bevor nur die leiseste Besserung in dem Zustand des Kranken sich zeigte. Und anderthalb Jahre entschwanden, ehe das volle Bewußtsein dessen ihm zurückkehrte, was Alles er erlebt, anderthalb Jahre, ehe seine geistigen Kräfte so weit hergestellt waren, daß er die Ereignisse auf Cuba, seine Vermählung mit Georgia nicht mehr für Traumgebilde hielt.

Aber diese Klarheit half ihm nur wenig, denn tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner; er konnte den Gedanken

nicht los werden, daß seine Angehörigen nun längst sich mit seinem Tode vertraut gemacht; sie hatten wohl zuerst ihn beweint, doch nun schon lange ihn vergessen. Er fühlte die Verpflichtung, nach London zu schreiben, und dem dortigen Comité über seinen Verbleib Auskunft zu ertheilen. Aber nur schwer entschloß er sich zu einem Brief nach der deutschen Heimath, schwerer noch zu einem anderen an seine Gattin und deren Vater. Mit selbstquälerischer Bitterkeit malte er sich während des Schreibens aus, wie Georgia vielleicht nur Entsetzen empfinden würde, wenn sie erfahre, daß er noch lebe, und schwermuthsvoll mit dem Kopfe nickend, murmelte er vor sich hin: „O, wie gut ist's, daß die Todten niemals wiederkehren; sie würden immer ihre Stelle besetzt, ihren Platz ausgefüllt finden, und gerne wieder zum Schattenreich entschwinden."

Ein eigener Unstern schien jetzt über dem früher so vom Glück Begünstigten zu walten. Keiner seiner Briefe erreichte das Ziel. Das deutsche Schiff „Emmy", mit dem sie sämmtlich abgegangen — auch der für Cuba bestimmte Brief mußte den Umweg über London nehmen — war in der Nähe der Capverdischen Inseln auf einen unbekannten Felsen gelaufen und hatte nichts gerettet, als die Mannschaft.

Reinhards körperliche Kräfte nahmen täglich mehr zu, doch die düstere Schwermuth seines Geistes wollte nicht von

ihm weichen, und trotz des liebevollen Entgegenkommens, das man von allen Seiten ihm zu Theil werden ließ, schloß er ernst und finster von jeder Geselligkeit sich ab, und Niemand konnte sich rühmen, mit dem schweigsamen, finster blickenden Fremden ein längeres Gespräch geführt zu haben.

Erst als Reinhard so weit hergestellt war, daß er den Schatten des Waldes suchen, daß er sich an das Herz der Allmutter Natur werfen konnte, als er ihr der Ewigen, Unwandelbaren seine Liebe wieder zuwandte, da schien auch die Erstarrung seines Geistes sich zu lösen, und leise und allmälig gewann sein Auge den alten milden Glanz und ab und zu zuckte es schon um die Mundwinkel, als wolle das gütige, liebenswürdige Lächeln vergangener Tage wieder hervorbrechen.

Endlich, da seine Briefe unbeantwortet blieben, faßte er den Entschluß, den Gouverneur, der schon so viel für ihn gethan, auch noch um die Mittel zu seiner Rückreise nach Cuba zu bitten.

Er wollte bei dem Gouverneur sich melden lassen, doch wurde er gebeten, einen Augenblick im Vorzimmer zu harren, bis der Herr, der gerade anwesend, den Gouverneur verlassen habe.

Reinhard ließ sich geduldig nieder, es war ihm fast lieb, die Bitte um Geld noch eine kurze Frist hinausschieben zu

können; sie wurde seinem stolzen Herzen gar zu schwer, und doch mußte er sie thun, wollte er nicht wie ein Gefangener zeitlebens in Hobarttown bleiben.

Wartend saß er im Vorzimmer. Da öffnete sich geräuschvoll die Thür, und der Gouverneur in Begleitung eines Herrn trat auf die Schwelle.

„O, sagen Sie doch," wandte sich der letztere noch einmal zurück, „was ist denn aus dem Kranken geworden, den ich —"

Aber er hatte noch nicht ausgesprochen, als er Reinhard ansichtig wurde, der von seinem Platze sich erhoben hatte, und die Arme ausbreitend, eilte er auf ihn zu mit den Worten: „Reinhard, mein Freund, sind Sie's denn wirklich, ist's denn möglich! Sie leben, Sie sind gesund und lassen Ihre Collegen in London ohne alle Nachricht!"

„O, wenn Sie wüßten, wie's mir ergangen ist," begann Reinhard, den Freund mit gleicher Herzlichkeit begrüßend. Doch der Gouverneur, der bisher mit maßlosem Erstaunen der Scene zugeschaut, trat dazwischen, während er sagte: „Aber, Mylord, das ist ja der Schiffbrüchige, den Sie vor fast zwei Jahren nach Hobarttown brachten und meinem Schutz empfahlen."

„Sie waren es?" unterbrach der Lord den Gouverneur, Reinhard auf's Neue in die Arme schließend.

„Ihnen dank' ich meine Rettung?!“ rief Reinhard, und wie die Sonne durch Wolken bricht, überglänzte zum ersten Male mit vollem Strahl das alte liebe Lächeln sein schönes, männliches Antlitz.

„Daß Sie auch die Krankheit so verändert hatte!“ begann der Lord und schlug sich vor die Stirn.

„Lassen Sie's gut sein!“ meinte Reinhard, „Sie hätten mehr nicht für den Freund thun können, als Sie für den Fremdling thaten.“

„Doch,“ entgegnete der Lord, „ich hätte Ihre Collegen und den Ihrigen in der Heimath Nachricht von Ihnen geben und die Thränen trocknen können, die gewiß reichlich um den Verlorenen geflossen sind. Aber nun kommen Sie und erzählen Sie; ich habe, seit Sie London verlassen, nichts von Ihnen vernommen, als den wissenschaftlichen Bericht Ihres ersten Ausfluges.“

Und die jungen Männer, die auf der Sternwarte zu Greenwich bei ihren astronomischen Studien sich kennen gelernt und Freundschaft geschlossen hatten, tauschten nun gegenseitig ihre Erlebnisse aus; und die schrankenlose Freude des Einen, der Reinhard als todt beweint, ergoß in dessen Seele neues Hoffen, daß seine Lieben mit Liebe den Wiederkehrenden empfangen würden.

„Ich selbst, mein Freund,“ rief Lord Egerton, als

Reinhard seine Erzählung beendet hatte, „führe Sie nach Cuba; ich muß Ihr Weibchen, Ihren trefflichen Schwiegervater kennen lernen. Mein Weg führt mich nach Rio, Bahia und Jamaica, da ist's eine Kleinigkeit, nach Cuba zu segeln; und welch' ein Augenblick wird das sein, wo ich der trauernden Gattin den als todt Beweinten in die Arme führe."

Reinhard lächelte trübe. Das Glück, welches der Freund ihm vormalte, dünkte ihn viel zu groß, als daß er hätte zuversichtlich darauf hoffen können.

Vierzehn Tage später verließ die Corvette des Lords den Hafen von Hobarttown, und mit ihr schiffte Reinhard dem Ziele seiner Sehnsucht zu.

Allerdings nöthigte unumgängliche Dienstpflicht den Lord, zuförderst nach Rio und Bahia zu gehen; doch die Fahrt ging verhältnißmäßig rasch von Statten, so mußte nur noch Jamaica, die Schwesterinsel Cuba's, angelaufen werden.

Leider aber ward hier die Corvette gezwungen, liegen zu bleiben, bis ein Schiff, das von derselben aus New-York erwartet wurde, in den Hafen eingelaufen.

Tag um Tag verging, das Schiff kam nicht, und Reinhards Ungeduld stieg auf das Höchste, bis Lord Egerton endlich zu ihm sagte: „Heut geht der Postdampfer von hier nach Cuba; folgen Sie meinem Rathe, Reinhard, warten

Sie nicht auf den Abgang dieses Schiffes, sondern fahren Sie mit dem Dampfer hinüber, sobald ich dann hier fertig bin, suche ich Sie in Cuba auf."

Reinhard konnte seine Ungeduld nicht länger zähmen; er folgte dem Rath des Freundes, bestieg den Dampfer und lief nach zweitägiger glücklicher Fahrt in Havanna ein.

Er erinnerte sich des Tages, da sein Fuß zuerst diese Erde betreten, und wie suchend schaute er sich am Bollwerk um, ob nicht etwa Relknew, sein Bruder Hans, ihm entgegentrete. Es war ihm so unheimlich, daß er nirgend, nirgend ein bekanntes Gesicht erblickte, und die Märchensage zog flüchtig durch seinen Sinn, die von Menschen berichtet, welche glaubten einen Tag der Heimath fern gewesen zu sein, und die alsdann bei ihrer Wiederkunft erkannten, daß Jahrhunderte indessen vergangen waren. Verzaubert schien ihm Alles, und er sich selbst am meisten. Langsamen Schrittes ging er dem Hause Burkleffs zu, und während das Herz in gewaltsamen Schlägen ihm pochte, blieb er zögernd an der Gartenhecke stehen.

Zwölftes Capitel.

Der Sturmwind heulte und peitschte den Regen und Schnee gegen die Fenster und rüttelte das nur aus Fachwerk und Lehm erbaute Pfarrhaus eines schlesischen Dörfchens

dermaßen zusammen, daß die altersschwachen Pfosten ächzten, und trotz des heißen Kachelofens der Pastor sich fester in seinen Pelz wickelte, während die Flamme der kleinen grün lackirten Lampe hin- und herflackerte und dem alten Manne das Aufsetzen der Frühpredigt zum anderen Tage wesentlich erschwerte.

Jetzt betrat eine Frau das Zimmer, eine rüstige Fünfzigerin mit milden grauen, von dunklen Wimpern umsäumten Augen, die dem alternden Gesicht einen eigenthümlichen Reiz jugendlicher Frische verliehen.

„Das ist ja ein entsetzlicher Zug," sagte sie, schnell aber nicht zu laut sprechend, während die Thür mit heftigem Krachen hinter ihr in's Schloß fiel; „das Haus wird von Jahr zu Jahr schlechter, und bei einem solchen Unwetter ist es schier zum Verzweifeln. Wir müssen's dem jungen Baron einmal sagen, von selbst sieht er dergleichen nicht. Doch das ginge Alles noch, aber wenn ich daran denke, daß Du morgen im Nachbardorf zu predigen hast, und bei dieser Kälte eine Meile über Land fahren sollst, dann —"

„Dann möchte meine Regina lieber gleich selbst aus der Haut fahren," unterbrach sie der Pfarrer mit freundlichem Ernst; und seufzend fügte er hinzu: „Als ob es nicht schlimmere Dinge in der Welt gäbe!"

„Ja, freilich giebt's Schlimmeres," erwiderte die Frau

und trat zu dem Ofen, die erstarrten Hände daran zu erwärmen; „ich habe Jahre gebraucht, um mich darüber hinwegzusetzen, daß der Johannes verschwunden war, und wir nicht wußten, wohin er gestoben und geflogen; aber das sage ich Dir, Mann —“ und die Augen der Frau füllten sich mit bitteren Thränen — „wenn's mit der Hoffnung vorbei ist, von unserem Reinhard wieder zu hören, dann ist's mit mir auch vorbei.“

„Regina!“ der alte Mann streckte die Hand ihr entgegen, „was sollte ohne Deine Pflege und Sorgfalt denn aus mir Armen werden? Und hast Du nicht noch zwei Söhne? Ist nicht auch unser Wilhelm die Freude und der Stolz seiner Eltern?“

Die Frau fuhr mit der Hand über die Augen und leise sagte sie: „Der Wilhelm ist gut und brav, aber wie der Reinhard war, so ist doch keiner.“

„Es ist Unrecht, Frau, dergleichen auszusprechen; und wer weiß, ob wir nicht Alles, was uns betroffen, reichlich verdient, weil wir dem Reinhard stets die größte Liebe zugewandt.“

Die Frau lächelte unter Thränen, während sie sich gegen den Vorwurf des Gatten vertheidigte: „Ich habe die Jungen alle geliebt, wie nur eine Mutter ihre Kinder lieben kann, aber wenn der Reinhard sich so hinstellte, die Aermchen auf

mein Knie legte und mit den großen wunderbaren Augen bittend zu mir aufsah, dann konnt' ich gar nicht anders, als ihn auf den Schoß nehmen, und ihn küssen und ihn herzen und mit ihm kosen und plaudern, wie ich es mit den Anderen nie vermochte." Und während ein unaufhaltsamer Thränenstrom aus ihren Augen schoß, fuhr sie schluchzend fort: „Ich hab' es nie gesagt, wie schwer es mir geworden, mich von dem Kinde zu trennen, ich that es seinetwillen, damit er etwas lernen könne und dereinst eine Stellung in der Welt einnehme. Hätt' ich gewußt, daß es so enden würde, daß all' sein Wissen und Können ihn nur in's Verderben stürzen würde, ich hätte ihn nimmer von mir gelassen."

„Noch ist nicht aller Tage Abend," beruhigte Pastor Winkler die weinende Gattin, und bemüht, sie auf andere Gedanken zu bringen, fuhr er fort: „Ich hatte übrigens vorhin etwas Anderes im Sinne, als ich von schlimmeren Dingen sprach. Mir will der Arthur nicht aus dem Kopfe, dessen schönes Erbe nun doch zur öffentlichen Versteigerung kommt, und ich sag's Dir vorher, der Anwalt Preuß wird's schon so einrichten, daß er billig dazu kommt und nicht allzuviel von dem Gelde, das er unserm Baron abgeschwindelt, bei dem Kaufe wieder herausrücken muß."

„Der arme Junge," meinte Frau Regina leise klagend, „ich hatte ihn lieb, wie mein eigen Kind. Ohne den Preuß

stände es anders um ihn und auch um uns. Wenn ich denke, wie gut und freundlich der Arthur — Mein Gott! wer kann das sein?" unterbrach sich die Pastorin plötzlich, als heftig gegen die Hausthür gepocht wurde. „Bleib' nur sitzen, Alterchen!" fügte sie dann hinzu, als Winkler Miene machte, aufzustehen, „ich werde schon gehen und sehen, was es giebt!" Und im Hinauseilen murmelte sie: „Ich begreife nicht, es ist doch Niemand krank im Dorfe."

Aber furchtlos öffnete sie die Thür und spähte in die Dunkelheit hinaus.

Sie gewahrte die Umrisse eines Mannes in langem Reisepelz, der in der Nähe der Thür stand. Vor dem Hause hielt ein Wagen, zu dessen Kutscher gewandt der Fremde gerade sagte: „Nein, nein, Sie sollen nicht warten, es wäre Sünde, die Pferde hier so lange in dem Zugwind stehen zu lassen, ich werde nachher schon Jemanden finden, der mich und meinen Koffer nach dem Gasthofe befördert." Bei dem Geräusch der sich öffnenden Thür drehte er sich um und fragte im höflichsten Tone: „Ich bin doch hier recht beim Herrn Pastor Winkler? Ich bin an den Herrn Pastor empfohlen und wollte ihn gern heute noch sprechen. Nicht wahr, einstweilen darf ich meinen Koffer hier hineinbringen?"

Und ehe die überraschte Frau Pastorin noch etwas

anderes als: „Ja wohl! bitte!“ sagen konnte, hatte der Fremde mit Hülfe des Kutschers den Koffer vom Wagen gehoben und in dem Hausflure untergebracht.

Indessen eilte Frau Winkler, den Gatten zu benachrichtigen, daß vornehmer Besuch angekommen sei, und Beide traten nun wieder auf den Flur hinaus, wo der Herr eben dem Kutscher das Fahrgeld für den Miethswagen einhändigte, der dann eilig davon fuhr. Der Fremde aber ging auf das Ehepaar zu, und dem Pastor mit einer gewissen Herzlichkeit die Hand entgegenstreckend, sagte er: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so gleichsam überfalle, aber Geschäftsangelegenheiten, die keinen Aufschub dulden, führen mich zu Ihnen. Außerdem wollte ich zuerst von Ihnen hören, wo ich am besten logire.“

Der Pastor lächelte: „Sie haben hier keine große Auswahl, aber vor allen Dingen seien Sie mir herzlich willkommen, wer Sie auch sein mögen und was Sie auch zu mir führe.“

„Mein Name ist Forstmann,“ erklärte der Fremde, während er das Zimmer betrat und zugleich seinen Reisepelz abwarf; „ich komme aus Berlin und beabsichtige das Gut zu kaufen, welches morgen oder übermorgen hier dem Meistbietenden feilgeboten werden soll. Von Ihnen, Herr

Pastor, als rechtlichem Mann, wollte ich nun hören, ob Sie mir zu dem Kaufe rathen oder nicht."

Der Fremde ließ sich an dem Tisch nieder, und durch geschickt gestellte Fragen hatte er nicht allein sehr bald heraus, daß das Gut ein vortheilhafter Kauf sei, sondern er hatte auch die Verhältnisse kennen gelernt, und sah den Junker Arthur so deutlich vor sich, den guten, treuherzigen, nur etwas leichtsinnigen Jungen, daß das traurige Geschick desselben ihn mit dem tiefsten Mitleid erfüllte.

Als alles Nöthige besprochen, fragte er, ob man ihm nicht Jemanden mitgeben könne, der ihm seinen Koffer tragen helfe und zugleich als Führer nach dem Gasthause diene.

Doch Frau Regina machte Einwendungen, und ihm vorstellend, daß er im Kruge sich auch nicht behaglich fühlen würde, bat sie ihn, unter ihrem bescheidenen Dache zu bleiben.

„Was Sie für gute Menschen sind," sagte der Fremde, gerührt von der schlichten Herzlichkeit der braven Leute, „Sie kennen mich gar nicht und wollen mich beherbergen. Nun wohl, ich nehme es mit Dank an, vorausgesetzt, daß ich Ihnen keinerlei Umstände mache."

„Durchaus nicht," erwiderte die Pastorin, „die Giebelstube, welche meine Söhne inne gehabt, steht leer; es ist

nur nöthig, dort ein ordentliches Feuer anzuzünden, und das soll gleich geschehen."

Und damit eilte sie hinaus und gab der Magd den Auftrag, oben das Zimmer in Ordnung zu bringen, während sie selbst das Abendbrod bereitete.

Während der Mahlzeit lenkte sich dann das Gespräch wie zufällig auf die Kinder der Pastorsleute, und Winkler erzählte von seinem Aeltesten und von seinem Jüngsten, die Beide hinaus in die Welt gegangen. Und wie er dann berichtete, daß er seit anderthalb Jahren von seinem Jüngsten ohne Nachricht sei, liefen der Frau Pastorin wieder die hellen Thränen über die gefurchten Wangen.

Forstmann selbst schien auf's Tiefste ergriffen, doch kämpfte er seine Rührung nieder und suchte die Alten zu trösten mit der Versicherung, daß er selbst Personen gekannt, von denen die Nachrichten länger noch als anderthalb Jahre ausgeblieben, und die dann plötzlich wieder aufgetaucht seien, und daß man den Muth so rasch nicht dürfe sinken lassen. Alsdann erkundigte er sich nach den anderen beiden Söhnen des Pastors.

„Der eine ist Disponent in einem großen Leipziger Handelshause, der andere Buchhalter in einem Breslauer Geschäft," antwortete der Pastor; und seine Frau setzte stolz hinzu: „Unser Hermann verdient schon ein schönes

Stück Geld und ist auch bereits verheirathet, hat ein braves Weib und blühende Kinder; unser Wilhelm verdient noch nicht viel, aber von dem Wenigen macht er seinen Eltern gar oft Geschenke. Wir würden's nicht von ihm annehmen, aber es sind so viel arme Leute im Dorfe, und ein guter Hirte muß dafür sorgen, daß seine Heerde nicht Hunger leidet."

Forstmann blickte gerührt auf die einfache Frau, die das aussprach, als sei es das Natürlichste auf der Welt; und er konnte es sich nicht versagen, in sein Portefeuille zu greifen und der Pastorin eine Banknote einzuhändigen mit den bittenden Worten: „Gestatten Sie auch mir, ein kleines Schärflein dazu beizutragen, daß die Heerde eines so treuen Hirten weniger darbe."

Frau Regina erröthete bis unter die Wurzeln des bereits stark ergrauten Haares, und verlegen auf ihren Gatten blickend, wußte sie offenbar nicht, ob sie das Geld annehmen dürfe oder nicht. Lächelnd kam dieser ihr zu Hülfe, indem er sagte: „Wohlzuthun und mitzutheilen ist ein köstlich Ding. Nimm die freundlich gebotene Gabe, Regina; Du darfst sie nicht ablehnen, da sie unsern hülfsbedürftigen Armen zu Gute kommen soll."

Frau Regina griff schüchtern nach dem Bankbillet, doch kaum hatte sie einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als

sie es wieder zurückgab mit den Worten: „Sie haben sich geirrt, Herr Forstmann, denn daß Sie sich einen Scherz mit mir machen wollen, kann ich nicht annehmen. Hundert Thaler! Eine so große Summe!“

Der Fremde lächelte. „Ich habe mich nicht geirrt, Frau Pastorin, aber noch weniger einen Scherz machen wollen, der in dieser Weise unverzeihlich wäre. Ich bitte Sie dringend, das Bankbillet zu behalten und es nach Ihrem Ermessen unter die Armen des Dorfes zu vertheilen.“

Frau Regina konnte sich noch immer nicht darin finden, daß Jemand so viel Geld verschenke, und in ihre Danksagung mischte sich viel Staunen und Verwunderung. Dann reichte sie die Banknote ihrem Mann hinüber, mit der Bitte, dieselbe zu verwahren.

Pastor Winkler stand auf, um den Schein in sein Pult zu legen, und — was sonst nie zu geschehen pflegte — er drehte den Schlüssel zwei Mal herum und rüttelte an der Klappe, um sich zu vergewissern, daß sein Schatz ordentlich geborgen sei.

„Ist doch ein sonderbar Ding,“ meinte er dann, während er seinen Platz am Tische wieder einnahm, „so viel Geld im Hause zu haben; ich bin gleich unruhiger, ängstlicher geworden. Wie muß nur den Leuten zu Muthe sein, die Tausende zu hüten haben.“

„Wie Alles im Leben, so gleicht auch das sich aus, Herr Pastor," lächelte Forstmann, „dem Reichen gelten seine Tausende auch nicht mehr, als Ihnen diese Hundert."

Der Pastor nickte mit dem Kopfe. „Ja, ja, so mag's wohl sein, es wär' auch sonst eine schwere Last, reich zu sein!"

Gern hätte Forstmann noch länger mit den lieben Leutchen geplaudert; aber die alte schwarzwälder Uhr zeigte schon die elfte Stunde, und so empfahl er sich denn und ließ sich nach dem Stübchen führen, welches er bewohnen sollte.

Dreizehntes Capitel.

Der Frühstückstisch einte am nächsten Morgen die freundlichen Wirthe wieder mit ihrem Gaste; dann aber fuhr der Schlitten vor das Haus, welcher den Pastor nach dem Nachbardorf beförderte, während Forstmann den Vormittag benutzen wollte, nach Reichenstein zu fahren und Schloß und Umgegend der Herrschaft in Augenschein zu nehmen.

Als der Fremde von seinem Ausfluge zurückkehrte, fand er Frau Regina am Fenster sitzen, einen versiegelten Brief in der Hand, den sie hin und her wandte, und dessen Aufschrift und Stempel sie eifrig zu studiren schien.

„Ach, bitte, Herr Forstmann," rief sie dem Eintretenden entgegen, „sehen Sie doch einmal zu, wo dieser Brief eigentlich herkommt; der Poststempel ist so undeutlich, daß ich ihn nicht entziffern kann. Fast sieht der Brief so aus, wie einer von meinem Sohne Reinhard, doch die Handschrift ist es nicht."

Auf Frau Regina's Bitte nahm Forstmann den Brief zur Hand, und ihn aufmerksam betrachtend, meinte er: „Der Brief kommt allerdings aus Westindien, und die Adresse zeigt wunderbarer Weise Aehnlichkeit mit der Handschrift eines meiner dortigen Bekannten. Sie müssen nämlich wissen, Frau Regina, daß ich selbst mehrere Jahre in der neuen Welt gelebt habe."

Die Pastorin schaute verwundert auf, während zugleich sich ein Hoffnungsschimmer in ihren noch immer schönen Augen zeigte, dann aber ließ sie den Kopf wieder sinken mit den leise gemurmelten Worten: „Ach, nein! das war vor seiner Zeit, Sie können nichts von ihm wissen."

Und den Brief auf das Pult des Gatten legend, fügte sie hinzu: „Gewiß bringt das Schreiben Nachricht von unserm Reinhard, gebe Gott der Allgütige, daß es keine Trauerbotschaft sei."

„Und wollen Sie den Brief nicht öffnen, liebe Frau Pastorin?" fragte Forstmann einigermaßen verwundert über diesen Heroismus eines Mutterherzens.

Frau Regina schüttelte den Kopf: „Ich bin nun schon bald vierzig Jahre verheirathet, und hab' noch nie einen Brief geöffnet, der für meinen Mann bestimmt war, ich brächte es nicht über's Herz und will lieber warten."

Aber das Warten wurde der guten Frau doch recht schwer, immer wieder nahm sie den Brief zur Hand, ihn von allen Seiten beschauend, dann trippelte sie im Zimmer hin und her, bald hier, bald dort sich zu schaffen machend, bis die Magd sie nach der Küche rief.

Kaum hatte sie das Gemach verlassen, als Forstmann die Zeitungen, in denen er bisher gelesen, niederlegte, und zu dem Pulte tretend, den verhängnißvollen Brief noch ein Mal in die Hand nahm.

„Das ist Relknews Handschrift," murmelte er, „keine Frage! Aber wie kommt der Mensch dazu, hierher zu schreiben? Sicher enthält der Brief Nachrichten über Reinhard; nun, Gott stehe den armen Leuten bei, was von dem Schurken kommt, das kann nichts Gutes sein!"

Schellengeläut verkündete die Ankunft des Pastors. Forstmann legte den Brief nieder und ging dem würdigen Seelensorger bis zum Hausflur entgegen.

Frau Regina war auch gleich zur Hand, und nachdem sie den halb Erfrorenen zum warmen Ofen geführt und ihn mit einer Tasse Fleischbrühe erquickt hatte, sagte sie zögernd:

„Väterchen, da ist auch ein Brief; leider ist es nicht die Handschrift unseres Reinhard, obgleich der Brief aus Westindien kommt.“

Der alte Mann erbleichte, und die Hand, die nach dem Briefe sich ausstreckte, zitterte merklich.

Forstmann wollte sich entfernen, während der Pastor den Brief sorgsam mit der Scheere öffnete, doch wurde er zurückgehalten, da Winkler sagte: „Bitte, bleiben Sie, wir haben keinerlei Geheimnisse.“ Und Forstmann blieb um so lieber, da er selbst einigermaßen begierig war, zu erfahren, was eigentlich der Brief enthalte.

Frau Regina hatte sich neben den Gatten gestellt, und beide Hände ihm auf die Schulter legend, schaute sie ergebungsvoll darein, als Winkler ein umfangreiches Schreiben aus der Briefhülle nahm. Gleich beim Entfalten des Briefes fielen breite Papierstreifen aus demselben, die Frau Regina sofort von der Diele aufhob und auf den Tisch vor ihren Gatten niederlegte. Das Briefblatt zeigte keine Unterschrift, und mit etwas erregter Stimme las Pastor Winkler:

„Wie soll ich nur beginnen? beginnen mit einem Schreiben, das zu einem endlos langen sich gestalten würde, wollte ich Alles auf's Papier bringen, was ich sagen möchte, was mir den Sinn durchzieht.

„Zuerst muß ich wohl davon sprechen, wer ich bin, denn

meine Handschrift wird Euch fremd sein, wie ich selbst Euch fremd geworden. Ahnt Ihr nicht, wer zu Euch redet? Der verlorene Sohn ist es, der lang verschollene.

„Doch, da ich nicht glauben kann, daß Ihr handeln würdet gleich dem weltbekannten Vater, der voller Freuden ein gemästetes Kalb schlachtete, als der Taugenichts, der Thunichtgut wieder heimkehrte, so ziehe ich es vor, nicht heimzukehren, sondern nur aus weiter Ferne Euch ein Lebenszeichen von mir zu geben.

„Ich will nicht hoffen, daß es ein Tag vor meinem Ende sei, obgleich Ihr sicher denken werdet, daß der üblichen Redensart nach, meine Handlungsweise darauf schließen läßt.

„Oder ja, ich möchte es hoffen, denn so zuwider, wie mir das Leben jetzt an der Seite meiner Gattin, der schönsten Mulattin und reichsten Erbin der Insel, war es mir nie, auch nicht in den schlimmsten Zeiten der Entbehrung und Erniedrigung. Doch ich wollte nicht klagen, auch mich nicht anklagen, dies letztere wird ohne mein Zuthun durch Andere genug geschehen, ich möchte viel lieber mich entschuldigen, womöglich mich rechtfertigen. Doch was in meinen eigenen Augen mich entschuldigt, hat in den Euren vielleicht keine Gültigkeit. Und dennoch — wenn mein Vater den Bauern des Sonntags von der Kanzel herab die Erbsünde vorhält, meint er alsdann etwas Anderes, als was auch ich sagen

will, nämlich: daß unsere Fehler uns angeboren sind? Angeboren! darin liegt — wenn auch nicht Alles— so doch unendlich viel! Anerzogen gesellt sich noch dazu; ich meine nicht damit allein die Zahl der Ruthenstreiche, welche die Beschützer unserer Kindheit etwa uns angedeihen lassen, sondern die Erziehung, in der Geschick und Menschen überhaupt sich an uns versuchen.

„Man spricht auch allerdings von Selbsterziehung, doch ist nicht dazu wiederum eine angeborene oder anerzogene Kraft erforderlich? Natürlich, der Ordentliche, Wohlgesittete wird das nicht gelten lassen; wo bliebe denn auch Euer Verdienst, Ihr Tugendstolzen, wie wär's denn möglich, noch ferner Euren edlen Herzen genug zu thun, indem Ihr mit Verachtnng und mit Abscheu auf den Zöllner blickt und sprecht: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Dieser.

„Wer Reue fühlt, für den ist es ein Trost, sich sagen zu dürfen: Was kannst denn Du dafür, daß Du mit diesen oder jenen Anlagen geboren bist, daß unvermeidliches Verhängniß in diese oder jene Lage Dich gedrängt hat!

„Aber freilich, der Tugendsame käme ja um seinen höchsten Genuß, wenn er seinen Stolz demüthigen müßte mit dem Geständniß: Deine guten Eigenschaften sind Dir angeboren und anerzogen, Du hast auch nicht ein einzig Körnchen eigenes Verdienst daran!

„Könnt' ich's ihnen nur Allen einmal sagen, den aufgeblasenen Pharisäern, könnt' ich sie's nur glauben machen, daß sie mit all' ihrer frommen Tugend, gleichwie der schlechteste der Menschen auch, nur einzig und allein dem unumgänglichen Gesetze der Nothwendigkeit folgen.

„Ich sprach zuvor von Reue; ja, ich bereue, oder vielmehr ich bedaure und beklage, daß ich zu einem solchen Loos geboren bin. Ich habe vielen Kummer Euch bereitet; ich konnt's nicht ändern, aber dennoch will ich jetzt Euch um Verzeihung bitten, Ihr wisset nicht Alles, was ich Euch zugefügt habe, und nicht vermag ich, Alles Euch zu sagen. So laßt mir denn Verzeihung angedeihen, nicht jedes Einzelne berechnend, sondern ungezählt und ungewogen, für Alles, was ich Euch gethan. Und damit ich weiß, daß Ihr verziehen, schreibt mir ein paar Worte. Meine Adresse ist: Plantagenbesitzer John Relknew, Porta Placa, Cuba.

„Inliegende Wechsel löset ein. Ihr erhaltet die darauf lautende Summe unverkürzt. Ich weiß, dieselbe wird Euch hoch erscheinen, aber es ist nur eine kleine Gabe von meinem mit jedem Tage sich mehrenden Reichthum. Wonach ich mein Leben lang gestrebt, ich hab's, und hab's zu meinem Unglück. Lebt wohl!"

Langsam faltete der Vater das Schreiben des Sohnes zusammen, und seine Stimme zitterte in tiefem Schmerze,

da er sagte: „Der Brief ist eine schwere Anklage für mich. Ich hab' es nicht verstanden, die Liebe zu Gott und die Furcht vor Uebertretung seiner Gebote dem Knaben in das Herz zu pflanzen; ich bin Schuld, daß er ein unwürdiges und in Folge dessen auch unglückliches Glied der Gemeinde des Herrn geworden."

Frau Regina schüttelte den Kopf, sie hätte gern etwas hervorgebracht, die Selbstanklage des Gatten zu widerlegen, aber Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Forstmann näherte sich jetzt den Tiefgebeugten, und die Hand auf des Greises Schulter legend, mahnte er freundlich: „Mein lieber Herr Pastor, Sie dürfen sich keinen Vorwurf machen, Sie haben doch sicher nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, mehr können wir Menschen nicht thun. Geschieht es nicht auch, daß des Gärtners Mühe und Sorgfalt verschwendet ist an Baum und Strauch, die trotz aller Pflege nicht gedeihen wollen? Und blickt nicht aus diesen Zeilen trotz alledem Reue hervor, die auf Besserung hoffen läßt? Schreiben Sie dem Sohne ein paar versöhnende Worte; ich vermuthe, es sieht schlimmer, oder wenn Sie wollen, besser in seinem Innern aus, als er merken lassen möchte, und ein freundlich Wort aus liebevollem Herzen wird ihm wohl thun."

Der Greis nickte nur mit dem Kopfe, Frau Regina

aber ergriff die Hand des Fremden, während sie, noch immer schluchzend, stammelte: „Haben Sie Dank, Sie sprachen mir aus innerster Seele!“

Forstmann konnte das Geständniß nicht länger zurückhalten, daß er Relknew oder vielmehr Winkler genau kenne, daß derselbe ein tüchtiger Geschäftsmann sei, und wohl mehr seinem Fleiß und seinen Kenntnissen als seiner Heirath den Reichthum verdanke, dessen er sich erfreue.

Die Eltern konnten nicht müde werden nach Allem zu fragen, und es entging ihnen nicht, daß der Gast trotz anscheinender Offenheit doch nur mit einer gewissen Zurückhaltung antwortete.

Man untersuchte alsdann auch die Papierstreifen, es waren Wechsel, ein jeder im Werthe von einigen tausend Thalern. Aber nachdem das Erstaunen der alten Leute über so unermeßlichen Reichthum in etwas sich gelegt hatte, meinte Pastor Winkler kopfschüttelnd: „Ich rühr' nichts an von dem Gelde! Nicht wahr, Mutter, wir schicken dem Hans unseren Segen, aber auch das Geld? wüßt' ich doch wahrlich nicht, was wir damit beginnen sollten; und ich hab's im Leben oft gesehen, es ist nicht immer ein Glück, wenn Reichthum einzieht in der Armuth Hütte.“

Vierzehntes Capitel.

In dem größten der Säle des Schlosses Reichenbach herrschte ein reges Treiben, ein buntes Durcheinander. Es war der Tag, an welchem die schöne Besitzung dem Meistbietenden verkauft werden sollte. Hinter dem mit grüner Decke behangenen Tisch saßen die Herren Gerichts-Executoren, während der Anwalt Preuß, eine große, hagere Gestalt, rastlos in dem weiten Saale auf- und niederschritt.

An einem Fenster, den Blick sinnend nach außen auf die schneebedeckte Landschaft gerichtet, stand ein etwa fünfundzwanzigjähriger, schlank und schön gewachsener Offizier. Die Züge desselben zeigten augenblicklich einen ungewöhnlichen Ernst, und doch sah man es diesen blauen Augen an, daß sie in sonniger Heiterkeit strahlen konnten, und man hörte im Geiste das sorglose, kindliche Lachen, welches diesen schön geschwungenen Lippen natürlicher sein mußte, als der Ausdruck leiser Wehmuth, der sie jetzt umzuckte.

Außer dem Anwalt Preuß war bis zur Stunde noch kein Käufer erschienen: doch in dem Momente, als zur Handlung geschritten werden sollte, betrat Pastor Winkler den Saal, begleitet von einem stattlichen Herrn, in langen Reisepelz gehüllt.

Während der Pastor dem jungen Offizier sich näherte, schritt der Andere dem grünen Tische zu, und leise mit dem Justitiarius unterhandelnd, überreichte er demselben schließlich ein Document, das ihm mit zustimmendem Kopfnicken zurückgegeben wurde. Dann schritt man zum Ausgebot der Herrschaft.

Die durchdringenden Augen des Anwalt Preuß hatten vom ersten Momente an den Begleiter des Pfarrers scharf gemustert, ohne daß er, dem Anscheine nach, sich sonderlich um ihn kümmerte; und es lag etwas wie Nichtachtung in seinem Gebahren, da er jetzt vortrat und mit dünner, hochliegender Stimme sagte: „Auf Grund der mir von den Gläubigern des Baron Darnley übergebenen Vollmachten, biete ich für die Herrschaft die Summe der auf derselben haftenden Schulden: 200,000 Thaler. Doch ist dabei noch zu bemerken, daß für den Fall eines Mehrgebotes von anderer Seite, keiner der Gläubiger auch nur die kleinste Summe auf dem Besitzthum stehen läßt!"

Nach den Worten des Anwalts trat eine augenblickliche Stille ein, dann erhob sich der Auctionator und rief laut und vernehmlich: „200,000 Thaler sind geboten, zum ersten, zum —"

„400,000 Thaler," fiel der Fremde so ruhig ein, als handle es sich um eine Kleinigkeit.

Der junge Offizier am Fenster drehte sich schnell um, und da leuchtete er schon wieder, der helle Sonnenschein in den hübschen blauen Augen.

Aber Todesblässe deckte die Züge des Anwalts, und seine Augen sprühten Feuer und Flamme, während er zähneknirschend hervorstieß: „Herr, wie können Sie es wagen, sich hier einzumischen, um das Gut absichtlich in die Höhe zu treiben, der Sie vielleicht nicht einmal über so viel Pfennige verfügen können, wie Sie Thaler geboten!"

„Herr Anwalt, ich rufe zur Ordnung," tönte die Stimme des Vorsitzenden, „der Herr dort ist vollständig legitimirt und hat mehr als eine halbe Million in guten Bankbillets deponirt, Sie können also ohne Sorge sein."

„400,000 Thaler sind geboten," schnarrte der Auctionator, „zum ersten, zum zweiten —"

„450,000 Thaler!" stöhnte der Anwalt und bedurfte des Tisches, um sich darauf zu stützen.

„450,000, 450,000 sind geboten! zum ersten, zum —"

„Eine halbe Million!" ertönte die ruhige Stimme des Fremden.

Der Anwalt Preuß schwankte, und ehe einer der Anwesenden hinzuspringen konnte, stürzte er zu Boden.

Indessen Einige bemüht waren, den von einem Schlag=

anfall Getroffenen hinauszutragen, bemächtigte sich der Anderen eine mehr oder minder größere Erregung.

Der junge Offizier eilte auf den Fremden zu, ihm zu danken, aber auch gleichzeitig ihm zu sagen, daß die Herrschaft nicht im Entferntesten eine halbe Million werth sei.

„Lassen Sie mich nur gewähren," bat der Fremde, gleichzeitig dem jungen Baron die Hand drückend, der so treuherzig den Fremden warnte, ohne seines eigenen Vortheils zu gedenken.

„Eine halbe Million," rief der Auctionator, „zum ersten, zum zweiten und — zum — dritten." Der Hammer fiel; der Fremde hatte die Herrschaft erstanden, und Baron Arthur war ein reicher Mann.

Aber der junge Baron konnte so schnell sich in sein Glück nicht finden und bestürmte bald Pastor Winkler, bald den Fremden, den ihm Jener als Herrn Forstmann vorgestellt, mit Fragen und mit Danksagungen.

Forstmann lehnte den Dank lächelnd ab, indem er meinte: „Lassen Sie es gut sein, mein lieber Herr Baron, ich handle nur im Auftrage eines Anderen, der vorläufig nicht genannt sein will, dem aber persönlich Ihren Dank abzustatten Sie hoffentlich bald Gelegenheit haben werden."

Pastor Winkler und Frau Regina waren nicht weniger begierig, als Baron Arthur, den geheimnißvollen Wohl=

thäter kennen zu lernen, um so mehr, da Forstmann, sobald er von dem Gute Besitz genommen hatte, Anstalten zu den umfassendsten Verbesserungen traf.

Auch das Pfarrhaus wurde neu aufgebaut und die Pastorsleute mußten indessen auf dem Schlosse wohnen; aber dies Alles war nichts im Vergleich zu der Freude, da Forstmann bat, sie möchten bei ihrem Sohne Wilhelm anfragen, ob er wohl die Stelle eines Verwalters bei dem Eigenthümer der Herrschaft gegen 1000 Thaler Gehalt annehmen würde.

Hier die alten Leute, die zum ersten Male äußere Behaglichkeit des Lebens kennen lernten, in der Residenz Baron Arthur, der sich aus den Geierkrallen seiner Gläubiger befreit sah, und der junge Buchhalter, der seine nicht sorgenlose Stellung so urplötzlich in jeder Beziehung zum Vortheile verändert fand, Alle glaubten sie, ein Feenmärchen berücke ihre Sinne, und fürchteten, eines schönen Tages werde die ganze Herrlichkeit wieder verschwunden sein.

Fünfzehntes Capitel.

Es war einer jener schwülen Tage, die in den Tropen zwar nicht selten sind, aber auch dort niederdrückend auf alles Lebende wirken.

Joso stand vor dem Eingangsthor der Gartenhecke und schaute aufmerksam die Straße hinab, ob sein Gebieter noch nicht heimkehre, der heute länger als gewöhnlich ausblieb.

In den schattigen Gängen des Parkes wandelten Georgia und Fernanda langsam auf und nieder.

„Wo der Vater heut nur so lange bleibt?“ sagte Erstere, und der Klang ihrer wie in Thränen getauchten Stimme paßte zu den Trauergewändern, die ihre zierliche Gestalt umhüllten.

Fernanda hob den Kopf. „Ich höre das Rollen eines Wagens, das wird der Vater sein!“ Und Beide beschleunigten ihre Schritte und eilten dem Ausgange des Gartens zu.

Im gleichen Augenblicke fuhr auch Burkleffs Volanta vor, und von Bob unterstützt, verließ der alte Herr etwas langsamer und schwerfälliger als noch vor einem Jahr den Wagen. Die trübe Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen, und wie er jetzt Georgia zuerst die Hand entgegenstreckte mit der Frage: „Ich bin wohl recht lange geblieben, mein theures Kind?“ lag tief bekümmerte Zärtlichkeit in seinem ganzen Gebahren.

Dann reichte er auch Fernanda die Hand und forderte beide Mädchen auf, ihm nach dem Gartenhäuschen zu

folgen, da er ihnen einige Neuigkeiten mitzutheilen und Wichtiges mit ihnen zu besprechen habe.

Georgia hatte die Hand des Vaters in der ihren behalten und ging schweigend an seiner Seite, während Fernanda fragte: „Betrifft's Freund Brückmann, lieber Papa?"

„Recht gerathen, mein Töchterchen!" erwiderte Burkleff, „ich habe Nachrichten von unserm Freunde erhalten, und will Euch nun mittheilen, warum und weshalb Brückmann eigentlich nach Deutschland gereist ist."

In dem Gartenhäuschen angelangt, ließen alle Drei sich an dem kühlen Wasser nieder, und Burkleff begann: „Ihr wißt, Kinder, daß ich England verließ, theils aus Rücksichten auf meinen Beruf als Naturforscher, theils aber auch, weil der Aufenthalt in der Heimath mir verleidet war, seitdem die einzige zärtlich geliebte Schwester nicht mehr daselbst verweilte. Ihr wißt, daß Lucy, durch den rauhen, eifersüchtigen Gatten gezwungen, England Lebewohl gesagt hatte, um an der Seite des Gemahls auf dem Continente sich ein neues Heim zu gründen, und daß — obgleich sie auf meinen Rath einen treuen zuverlässigen Diener mitgenommen, der, wenn sie selbst behindert sei, mir Nachricht geben sollte — ich weder von meinem Schwager, Lord Darnley, oder von Lucy, noch von dem treuen Oldbuck

jemals wieder hörte, trotzdem ich meine Uebersiedelung und unsern hiesigen Aufenthalt in allen namhaften Zeitungen bekannt machte. Aber Ihr wißt nicht, daß unser armer Reinhard der Erste war, der mir, — natürlich ohne zu ahnen, er spreche von mir so nahestehenden Personen, — das traurige Geschick, das jene Drei betroffen, mittheilte. Ausführlich erzähle ich es Euch ein anderes Mal, heute vernehmt nur so viel, in Deutschland lebt mir noch ein Neffe, und zwar befand er sich, da ich zuerst von ihm erfuhr, in einer unglücklichen bedrängten Lage. Sein väterliches Erbe, ein großes und schönes Gut, zu welchem auch das Heimathsdörfchen unseres Reinhard gehört, sollte zum öffentlichen Verkaufe kommen, und Brückmann erbot sich zu der Reise nach Deutschland, um das Gut, dessen Ankauf aus vielen Gründen mir wünschenswerth schien, zu jedem Preise für mich zu erstehen.

„Brückmann schreibt mir nun, daß Alles über Erwarten geglückt sei. Die Eltern unseres Reinhard, die prächtigsten Menschen unter der Sonne, hat er wohl und gesund, wenn auch allerdings in schwerer Sorge um den Liebling angetroffen; dem armen Jungen, dem Arthur, ist er wie ein rettender Engel gerade zur rechten Stunde erschienen, und das in letzterer Zeit etwas vernachlässigte Gut gedeiht unter seiner Leitung vortrefflich, wobei ihm ein

Bruder unseres Reinhard, demselben ähnlich an Schönheit der Gestalt und männlich tüchtiger Gesinnung hülfreich zur Seite steht."

Und Burkleff schloß seine Rede mit Darlegung seines lang gehegten Planes, Cuba zu verlassen, wieder nach Europa zurückzugehen, und zwar nach Deutschlaud, damit er, wenn Gott dereinst ihn abrufe, seine Kinder inmitten gut gesinnter, durch verwandtschaftliche Bande ihnen verknüpfter Menschen zurücklasse.

Fernanda antwortete sofort, da Burkleff geendet hatte. Mit kindlichem Vertrauen ihm in die Augen sehend, sagte sie: „Mir ist recht, Papa, was Du beschließest, und ich denke, die Veränderung wird uns Allen wohl thun."

Georgia aber schüttelte leise das Haupt, und wemuthsvoll drängten sich über ihre Lippen die Worte: „So soll ich die Stätte verlassen, die mich so glücklich sah? Ich werde es nicht ertragen, nicht mehr hinüber blicken zu dürfen über das Meer, nach der Richtung hin, aus welcher er kommen könnte. Und wenn er nun käme, Papa, und eilte mit beflügeltem Fuße dem Hause zu, sein Weib in die Arme zu schließen, und fände das Haus einsam und leer? wie dann, mein Vater?"

Burkleff fuhr mit der Hand über die thränenfeuchten Augen, zog dann sein Töchterchen zu sich heran, und das

blonde Köpfchen an sein liebendes Vaterherz drückend, sagte er zärtlich: „Mein theures Kind, Du bist noch zu jung, um Dein ganzes Leben zu vertrauern, um nur in der Vergangenheit zu suchen, was beglückt. Ich will Dich aus Deiner Umgebung hinwegführen, damit die Erinnerung Dir entweiche, auf daß Du nicht fort und fort den Entschwundenen sehnend erwartest und wartend ersehnest. Wir werden lange Zeit unterwegs sein, und neue Eindrücke werden — Du magst wollen oder nicht — die Bilder in traumhafte Nebel hüllen, welche jetzt so klar in Deiner Seele ruhen. Dein alter Vater, Kind, kennt keinen heißeren Wunsch, als Dich dem Leben, der Freude wiedergegeben zu sehen."

Georgia antwortete nicht, sie schmiegte sich nur inniger noch an den Vater, welcher fortfuhr: „Und wenn es dem Himmel gefallen sollte, den Verlorenen hierher zurückzuführen, so wird er uns auch nach Europa folgen; daß ihm dies auf die schnellste und leichteste Weise möglich werde, dafür, geliebtes Kind, laß mich nur sorgen."

Georgia fügte sich dem Willen des Vaters; es war ja schließlich auch gleich, wo sie auf den Theuren wartete, oder den Tröster Tod herbeisehnte, der mit dem Geliebten sie vereinen sollte.

Sechszehntes Capitel.

„Sclave, melde mich Deinem Herrn," tönte Relknews laute Stimme durch den schweigenden Park der Villa Burkleff.

Joso, an welchen die Aufforderung ergangen, warf dem Sprecher einen keineswegs freundlichen Blick zu, wandte sich aber, um Mr. Burkleff den von ihm bereits Erwarteten zu melden.

Burkleff trat gleich darauf selbst in die Thür und nöthigte mit höflicher Verbeugung ihn näher zu treten, den Gast, der trotz des gebieterischen Wesens, das er wie absichtlich zur Schau trug, sich recht unbehaglich zu fühlen schien.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Mr. Burkleff," begann Relknew — aber der gleichmüthige Ton seiner Stimme klang erzwungen — „und trotzdem ich keine Ursache habe, Ihren Wünschen so eilig nachzukommen, sehen Sie mich hier, weil ich begierig bin, zu erfahren, was Sie, den Stolzen, wohl veranlassen konnte, mir den ersten Schritt entgegen zu thun."

Burkleffs Stirn umwölkte sich, und stolz in der That klang seine Antwort, da er erwiderte: „Wenn Sie den Wunsch, Sie zu sprechen, Mr. Relknew, als eine Art Zu-

geständniß betrachten, so lassen Sie mich Ihnen wenigstens sagen, daß ich dieses Zugeständniß nur den Verhältnissen mache. Doch bitte, nehmen Sie Platz, unsere Unterredung wird vermuthlich zu lange währen, um sie im Stehen zu beenden."

Relknew ließ sich auf den angebotenen Sessel nieder, fortdauernd in seiner Stellung und in seinem ganzen Gebahren Ruhe und Gleichgültigkeit zur Schau tragend.

Inzwischen schien Burkleff zu überlegen, wie er beginnen solle, dann sagte er plötzlich: „Das verwandtschaftliche Verhältniß, in welchem wir zu einander stehen, ist es, das mich Sie um diese Unterredung bitten ließ."

Relknew fiel ein wenig aus seiner Rolle; mit schneller Bewegung hob er den Kopf und fragte überrascht: „Woher wissen Sie das?"

„Woher ich das weiß? die Frage dünkt mich wunderbar. Sie haben sich ja selbst Ihren Eltern, den Eltern unseres unglücklichen Reinhard, zu erkennen gegeben. Ich empfing gestern Briefe aus Ihrer Heimath und auch einen für Sie von Ihrem trefflichen Vater, den ich, ohne ihn zu kennen, meinen Freund nenne. Doch nicht allein um Ihnen dies Schreiben einzuhändigen, ließ ich Sie zu mir bitten, sondern weil ich aus Ihrem eigenen Munde erfahren möchte, wo und wie Sie den Bruder verlassen, nachdem Sie mit wohlüber-

letzter Absicht ihn an den Rand des Verderbens gebracht hatten."

Relknew fuhr auf: „Mr. Burkleff, ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Ihre Heftigkeit beweist mir, daß Sie mich nur zu gut verstehen. Hören Sie mich ruhig an, in Ihrem eigenen Interesse bitte ich darum. Es ist unzweifelhaft erwiesen, daß Sie mit demselben Schiffe, welches unsern unglücklichen Reinhard nach Bahia brachte, gleichfalls dorthin gesegelt sind, darf ich nun fragen, was Sie veranlaßt haben kann, die Reise unter fremdem Namen als Schiffskoch mitzumachen?"

Relknew suchte hinter einem Lächeln seine Bestürzung zu verbergen, und schnell gefaßt erwiderte er: „Ich erfreue mich nicht wie Sie, Mr. Burkleff, des Besitzes von Millionen; Sparsamkeitsrücksichten bewogen mich, die allerdings nicht angenehme Stellung eines Schiffskoches einzunehmen."

„Mr. Relknew, vergebens suchen Sie mich zu täuschen, ich bin zu genau von den Vorgängen unterrichtet."

Der Andere schien einen Augenblick nachzusinnen, dann murmelte er für Burkleff unhörbar zwischen den Zähnen „Wär's möglich? sollte Jeanetta?" — Laut sagte er dann. „Ich begreife nicht, Mr. Burkleff, was Sie, wenn Sie doch von Allem so genau unterrichtet sind — eigentlich dann noch von mir wünschen?"

„Was ich wünsche, Mr. Relknew? Ich möchte Ihnen Gelegenheit bieten, womöglich Ihre frevlerischen Thaten wieder gut zu machen . . .“

„Ich habe nichts gut zu machen,“ unterbrach Relknew den Sprecher. „Hüten Sie sich, meinen Zorn zu reizen.“

„Ihren Zorn reizen, das möchte ich nicht,“ fiel Burkleff ernst, doch mit gewohnter Ruhe ein, „ich möchte vielmehr zu Ihrem Herzen sprechen, Ihren harten Sinn erweichen, möchte Ihren braven Eltern eine frohe Botschaft von dem verlorenen Sohne bringen können.“

„Bringen?“ fragte Relknew, gegen seinen Willen interessirt. „Wollen Sie Cuba verlassen?“

„Ich stehe im Begriff,“ nahm Relknew wieder das Wort, „mit meinen Kindern nach Europa überzusiedeln, und zwar nach Deutschland, wohin mich außer dem Verlangen, Ihre Eltern und Brüder persönlich kennen zu lernen, auch noch andere verwandtschaftliche Beziehungen locken. Ich habe aber hier einen größeren Länderbesitz noch nicht veräußert, und da hätte ich nun gern Sie, Mr. Relknew, den Bruder meines Schwiegersohnes, gebeten, diese Ländereien zu übernehmen, nach eigenem Ermessen zu verkaufen, um dann, wenn unser Reinhard je hierher zurückkehren sollte, die Mittel in Händen zu haben, ihn zu unterstützen und dafür

zu sorgen, daß er die Heimath, welche auch die unsere werden soll, so schnell wie möglich erreiche."

Relknew schwieg einen Augenblick, dann sagte er, während leise Erregung sich in seiner Stimme bemerkbar machte: „Niemand kann Reinhards Rückkehr sehnlicher wünschen, als ich selbst, Mr. Burkleff, und sollte er je aus dem Dunkel wieder auftauchen, so seien Sie versichert, daß ich ihn nach Kräften unterstützen werde; glücklicherweise reichen meine eigenen Mittel dazu aus und ich bedarf keiner fremden Hülfe." Und zugleich sich erhebend, fuhr er fort: „Darf ich nun um den Brief bitten? Es ist bereits Abend, meine Zeit ist um."

„Ich hatte mehr von unserer Unterredung gehofft," meinte Burkleff bedauernd, „vielleicht besinnen Sie sich und kommen, wenn Sie den Brief Ihres Vaters gelesen, noch einmal zu mir. Mr. Relknew, um Ihrer braven Eltern, um Ihres, mir so theuern Bruders willen, möchte ich, daß Alles Geschehene mit Vergessen bedeckt würde. Wollen Sie mir nicht die Hand dazu reichen?"

„Nein!" erwiderte Relknew kurz. „Sie haben schon zum zweiten Male mich eines schweren Verbrechens angeklagt. Sollte dies zweite Mal vielleicht den Groll mildern, den ich berechtigt bin noch vom ersten Male gegen Sie zu hegen?"

Burkleffs Stimme bebte leise im Zorn, da er entgegnete:

„Mr. Relknew, Sie sollten am wenigsten mich an das erste Mal erinnern. Doch seien Sie noch versichert, daß so gerecht meine Anklagen auch immer waren, ich sie damals nicht erhoben hätte, wenn es sich nicht um die Ehre meines Hauses, um das Glück meines Kindes gehandelt und daß ich auch heute geschwiegen, wenn ich nicht gehofft hätte, meine Kenntniß alles Dessen, was geschehen, solle zu einem Bindeglied zwischen uns werden. Nun, wie Sie wollen, für jetzt sage ich Ihnen Lebewohl, doch nicht ohne die Hoffnung, daß das Schreiben Ihres braven Vaters eine Aenderung Ihrer Gesinnung auch gegen mich bewirken wird."

Relknew empfahl sich anscheinend ruhig, aber in seinem Innern kochte es, und während er sich auf den Wagen schwang und im schnellsten Trabe davon jagte, murmelte er: „Der Heuchler, er wollte mich bestechen mit seinen Ländereien, mit seiner scheinbaren Güte mich bestechen, weil er noch fürchtet für das Leben des schon längst Modernden. Er wollte mir sogar die Hand reichen, während er im Innern sicherlich schauderte vor der Berührung mit mir Verworfenem. Daß Jeanetta, die Schlange, mich auch an den alten heimtückischen, tugendstolzen Heuchler verrathen mußte! denn sie war's, kein Anderer weiß von diesen Vorgängen, als sie; und bei ihrer noch immer nicht erloschenen Leidenschaft für mein liebes Brüderlein, entbehrt dieser Verrath nicht einmal

eines Beweggrundes. Doch sie soll's büßen, gleich soll sie's büßen!"

Und vor dem Hause angelangt, parirte er mit einem so heftigen Ruck den edlen Rappen, daß das Thier fast zusammenbrach; mit einem Satze stand dann Hans Winkler auf der Erde und stürmte die Treppe hinauf mit dem zornigen Rufe: „Jeanetta! Jeanetta!"

Seine Stimme verhallte ungehört. Die weiten Räume, die kein Lichtstrahl erhellte, schienen wie ausgestorben, keiner der Sclaven hatte gewagt, ihm zu folgen. Immer schneller eilte er vorwärts, immer heftiger tönte sein Ruf. Da prallte er zurück und sank betäubt zu Boden. Eine halb geöffnete Thür, die er in der Finsterniß nicht wahrgenommen, hatte seinen Lauf gehemmt, der Stoß ihm die linke Seite der Stirn verletzt und ihn fast besinnungslos zur Erde geworfen.

Die eingetretene Stille währte nur kurze Zeit, dann öffnete sich leise eine Thür und Jeanetta trat, ein Licht in der Hand, aus dem Nebengemach.

„Was giebt's nur?" murmelte sie vor sich hin und beleuchtete zu gleicher Zeit den wie leblos am Boden Liegenden, dessen rinnendes Blut die Diele mit Purpur färbte. „Wieder betrunken?" fragte sie dann, ohne bei dem Anblick zu erschrecken. Ruhig setzte sie das Licht auf den Boden und

beugte sich über den Gatten, um zu lauschen, ob noch Leben in ihm sei.

„Wie ich ihn hasse," preßte sie zwischen den Zähnen hervor, „das empfinde ich erst jetzt, da ich sein Blut fließen sehe!" und aufmerksam betrachtete sie ihn geraume Zeit, ohne zu versuchen, den immer neu hervorquellenden Blutstrom zu hemmen.

Aber plötzlich legte sie den Mund dicht an sein Ohr und rief mit lauter Stimme: „Brudermörder! — Ha, ha! erweckt es Dich, das Wort?" fügte sie höhnisch hinzu, da der Unglückliche im gleichen Moment die Augen aufschlug und mit wirren Blicken um sich starrte. Er hatte Jeanetta erkannt, er sah ihr funkelndes Auge, ihr triumphirendes Lächeln, und die Hände wie zum Kampf erhebend, bebte es von seinen Lippen: „Du hast mich verrathen, Du Tigerkatze! doch wehe Dir, laß mich nur wieder aufkommen, dann sollst Du's büßen."

Aber vergebens waren seine Bemühungen, sich aufzurichten, das Blut floß stärker aus der Kopfwunde nnd neue Ohnmacht umnebelte seine Sinne.

Jeanetta's Augen glühten wie im Feuer des Wahnsinns, während sie voll Wuth und Hohn flüsterte: „Büßen soll ich's, wenn Du wieder aufkommst? Ja, wenn Du wieder aufkommst! Ich habe die Thorheit, daß ich mein

Leben an Deines gekettet, genug gebüßt; ich habe die Verstellung satt, hab's satt, den Haß zu unterdrücken gegen den, der seinen eigenen Bruder, den einzigen Mann, den Jeanetta lieben konnte, in's Verderben stürzte!"

Und leiser wurde ihre Stimme, unheimlicher funkelten ihre Augen und tiefer beugte sie sich über den Regungslosen.

„Wie war es doch?" fragte sie jetzt mit dem heiseren, singenden Tone des Wahnsinns: „Ihr Haß war nicht echt, Donna Jeanetta, sonst hätten Sie Mittel und Wege gefunden, den Verhaßten mit Ihren Händen zu erdrosseln!" Und schneller, leidenschaftlicher fuhr sie fort: „Jetzt ist mein Haß echt! jetzt —" sie hatte die Zähne so fest aufeinander gepreßt, daß kein verständlicher Laut mehr hindurchdrang, mit plötzlichem Rucke umschlossen die gekrümmten Finger den Hals des vor ihr Liegenden, und selbst röchelnd und zischend, als ersticke sie an der eigenen Leidenschaftlichkeit, drückte sie zu, bis die Seele des von ihr Gehaßten mit dem letzten Athemzuge entflohen.

Der Paroxysmus war vorüber. Geisterhaft bleich starrte Jeanetta in die weit aus ihren Höhlen getretenen glasigen Augen des Ermordeten; ihre Finger lösten sich von seinem Halse, sie betrachtete ihre Hände und zuckte mit jähem Aufschrei zurück, als sie dieselben von Blut befleckt fand.

Sie sprang auf, ergriff das Licht und enteilte der unseligen Stätte.

„Er ist gerächt und ich bin frei, ich bin frei!" wiederholte sie immer, während sie ihre Hände vom Blute reinigte, als sollten die Worte ein Trostspruch sein und ihr helfen, das Beben ihrer Glieder, das Zittern ihrer Seele zu unterdrücken.

Sie löschte das Licht und warf sich auf ihr Lager; aber die Finsterniß lastete auf ihr wie Grabesdunkel und eilig wollte sie sich erheben, das Licht wieder anzuzünden.

Aber ein heftiger Schmerz, der ihr fast die Besinnung raubte, ließ sie ihr Vorhaben aufgeben, und mit Aufwand ihrer letzten Kräfte stürzte sie nach dem Schellenzug. Stöhnend rief sie der herbeieilenden Sclavin zu: „Zum Arzt, ich sterbe!"

Die Sclavin entfernte sich, und plötzlich wurde es lebendig im Hause, aber Niemand von der zahlreichen Dienerschaft kümmerte sich um die todtkranke Herrin. Jeanetta hörte den Wagen des Arztes vorfahren, doch vergebens harrte sie, er kam nicht zu ihr. So weit der betäubende Schmerz es zuließ, erwachte in ihr dunkel das Bewußtsein, daß wohl der todte Mann auf der Schwelle ihres Vorzimmers Arzt und Dienerschaft zurückhalte.

„Mich lassen sie hier sterben, während sie sich bemühen,

den Todten in's Leben zurückzurufen," keuchte Jeanetta und machte nochmals den Versuch, die Schwelle zu erreichen.

Allein vergebens, inmitten des Gemachs stürzte sie nieder, ohne im Stande zu sein, von dem schweren Fall, den sie gethan, sich zu erheben.

Da endlich wurden Stimmen laut, der Arzt trat in Begleitung mehrerer Sclavinnen ein; auf allen Gesichtern noch das Entsetzen von dem soeben Erlebten. Man hob Jeanetta auf und trug sie auf ihr Lager zurück, wo sie das Leben eines Knäbchens mit dem ihren erkaufte. — — —

Niemand erfuhr John Relknews eigentliches Ende, und — seltsame Fügung! — ein Grabeshügel vereinte wiederum beide Gatten, die Trennung durch den Tod gesucht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Familie Burkleffs hatte man kaum gehört, was im Hause Relknews sich zugetragen, als man auch sofort einig war, sich des verwaisten Kindes anzunehmen, und es war das erste Mal seit dem Scheiden des Gatten, daß Georgia etwas mit Interesse erfaßte, mit Eifer einer Angelegenheit sich widmete.

Das Kind, dem sie den Namen Edward gegeben, gedieh unter ihrer Pflege zusehends, und es währte nicht lange, so entdeckte Georgia's Auge in den Zügen des Kleinen Aehnlichkeit mit dem Antlitz des verlorenen Geliebten, und immer

theurer ward ihr das Kind, ward ihr ein Trost in ihrem Leide, als wolle es gut machen, was sein Vater an ihr verschuldet.

Inzwischen ordnete Burkleff seine Angelegenheiten in kürzester Frist, traf die umfassendsten Vorkehrungen für eine mögliche Rückkehr Reinhards, und bald war der Tag festgesetzt, an welchem er mit seinen Lieben die Insel verlassen wollte.

Siebzehntes Capitel.

Durch den Tannenwald, dessen Dunkel die Strahlen der Abendsonne nur matt durchbrachen, ritt auf feurigem Rappen ein noch junger Mann. Er war augenscheinlich ein gewandter Reiter, hatte aber doch Mühe, das unbändige Thier zu zügeln, auf welches seine ganze Aufmerksamkeit gerichtet war.

Jetzt hatte er den Saum des Waldes erreicht und bog in die Landstraße ein, die nach dem Schlosse Reichenstein führte; sein unruhiges Pferd machte ihm viel zu schaffen, so viel, daß er die schwer beladenen Reisewagen nicht sah, die hinter ihm die Landstraße heraufzogen, daß er die beiden weiblichen Gestalten nicht gewahrte, die vor ihm auf dem

Wege, der die Fahrstraße kreuzte, standen und anscheinend ihm entgegenharrten.

Endlich hob er den Kopf, und sein Blick begegnete zwei dunklen, seelentiefen Augen, die forschend und fragend auf ihm ruhten.

Der Reiter schien sichtlich überrascht, in dieser Einsamkeit ein paar Damen zu finden, deren Kleidung, obschon die eine von ihnen eine zarte Blondine, in tiefer Trauer war, von Reichthum und feinem, wenn auch fremdländischem Geschmacke zeugten.

Da der junge Mann vermuthete, daß die Damen mit irgend einer Frage sich an ihn wenden wollten, er aber seinem Pferd keinen Stillstand zutrauen durfte, sprang er sofort von dem Thier herab und es mit kundiger Hand am Zügel führend, trat er auf die Damen zu mit der höflichen Frage, ob er ihnen seine Dienste anbieten dürfe.

Die Blondine antwortete nicht, und während ihr Blick wie gebannt an den Zügen des Fragenden hing, füllten sich ihre Augen mit Thränen; die andere der Damen aber, die erste, welche der junge Mann erblickt, nahm lächelnd das Wort und sagte mit klarer, helltönender Stimme, wenn schon in etwas gebrochenem Deutsch: „Wir wollen nach Schloß Reichenstein, Herr Winkler, ist dies der nächste Weg, der dorthin führt?“

Staunende Verwunderung malte sich auf dem hübschen Antlitz des jungen Mannes, während er erwiderte: „Sie sehen mich betroffen, meine Damen, darf ich fragen —"

„Dort kommt der Papa, den fragen Sie!" unterbrach ihn die schelmisch blickende Brünette und zeigte auf einen älteren hochgewachsenen Herrn, der ebenfalls den Wagen verlassen hatte und die Fahrstraße heraufkam. Jetzt erst gewahrte der junge Mann auch den Reisewagen und wie ein Blitz durchschoß ihn der Gedanke, daß dies die neue Herrschaft sei, der eigentliche Besitzer, der auf Reichenstein erwartet wurde. War ihm nun auch erklärlich, daß die jungen Damen den Namen des Verwalters wußten, dennoch blieb es ihm ein Räthsel, sofort als dieser erkannt zu sein. Aber sein Erstaunen wuchs, als auch der alte Herr ihn sofort mit seinem Namen begrüßte, und dann, während er besorgt zu der blonden Dame hinüberblickte, halblaut sagte: „Welch' eine Aehnlichkeit!"

Seine Besorgniß schien nicht unbegründet, denn kaum hatte er die Worte gesprochen, als die Dame sich zur Seite wandte, um die Thränen zu verbergen, welche ihr holdes, aber krankhaft bleiches Antlitz überströmten.

„Sie sind überrascht, junger Freund," begann nun der alte Herr; „es soll Ihnen alsbald Aufklärung werden; aber vor allen Dingen geleiten Sie uns nach Schloß Reichenstein,

wir sind allzusammen müde und abgespannt von weiter, anstrengender Reise."

„Wenn Sie diesen Weg hier verfolgen," nahm der junge Mann das Wort, „dann können Sie nicht fehlen; ich aber möchte bitten, mir zu gestatten, vorausreiten und die Herrschaften Herrn Forstmann melden zu dürfen."

Der alte Herr nickte zustimmend, und der gewandte Reiter schwang sich auf sein ungeduldiges Pferd und sprengte grüßend davon. —

Im Billardsaale des Schlosses Reichenstein befanden sich zwei Herren, Forstmann und Baron Arthur, den jener gebeten, die Zeit seines Urlaubs auf dem Schlosse zu verleben.

Sie hatten eben das Billardspiel beendet, und Forstmann trat, durch das Geräusch klappernder Rosseshufen aufmerksam gemacht, an eines der Fenster. „Ist doch ein prächtiger Mensch, der Winkler," sagte er, den jungen Mann gewahrend, der mit eleganter Leichtigkeit sich vom Pferde schwang.

„Das ist er!" bestätigte Baron Arthur, „aber doch nur ein Schatten gegen seinen Bruder Reinhard, wenn Sie den gekannt hätten, Forstmann —"

Wilhelm betrat in diesem Augenblick eilfertig den Saal, die Ankunft des neuen Eigenthümers zu melden.

Forstmann wechselte die Farbe bei dieser plötzlichen

Nachricht, während Arthur mit einem einzigen Satze an das Fenster sprang, wie in der Erwartung seinen unbekannten Wohlthäter sofort zu erblicken.

Im Schlosse wurde es gleich darauf lebendig, und es währte nicht lange, so fuhren drei schwer bepackte Reisewagen in den Schloßhof hinein. Forstmann und Winkler standen an der Spitze der sämmtlichen Dienerschaft zu beiden Seiten der Einfahrt, um dem Besitzer, dessen segenspendende Hand alle bereits empfunden, ein herzliches Willkommen darzubringen.

Der alte Herr und die beiden jungen Damen wurden von Forstmann mit herzlicher Freude begrüßt; aber staunende Ueberraschung klang aus seinem: „Herr Pastor Gruner, wie kommen Sie hierher?" als ein noch junger Mann den zweiten Wagen verließ, und als gleich darauf ein etwa sechs Monate altes, wunderschönes Kindchen zum Vorschein kam, vom Arme seiner dunkelfarbenen Wärterin sorgsam gehalten, konnte Forstmann sich gar nicht darin finden.

Wilhelm aber ward durch den Anblick des Kindes, um welches die beiden jungen Damen mit gleicher Zärtlichkeit bemüht schienen, vollends verwirrt, und vergebens strengte er seinen ganzen Scharfsinn an, zu ergründen, welche von diesen beiden gleich jungfräulichen Erscheinungen wohl die Mutter des Kindes sei.

Der alte Herr hatte inzwischen Forstmann auf die Seite gezogen und sprach lange und viel mit ihm. Dieser nickte zustimmend und ließ dann gleich darauf einen Wagen anspannen, Wilhelm im Namen des Schloßherrn den Auftrag gebend, seine Eltern zur Stelle zu holen.

Die Pfarrersleute saßen gerade vor der Thür des hübschen, neu erbauten Wohnhauses, als ihr Sohn Wilhelm in vollem Trabe daherfuhr, und schon vom Wagen aus ihnen entgegen rief:

„Der Eigenthümer von Schloß Reichenstein ist angelangt und wünscht Euch heute noch zu sehen. Ein freundlicher, trefflicher alter Herr, und zwei Töchter — ich sage Euch, Schöneres habt Ihr nie gesehen! und noch ein junger Herr und ein Kind und Sclaven und Sclavinnen! nein kommt nur, sehet und staunet!"

Die alten Leute staunten schon jetzt. „Sclaven und Sclavinnen?" fragte Frau Regina überrascht, „da kommen die Leute am Ende von dorther, wo unser Reinhard war! ach, Du lieber Gott!"

Der Gedanke an den Verschollenen erstickte jede andere Regung, und kaum noch ab und zu eine Frage an den Sohn richtend, legte Frau Regina schnell ihren Sonntagsstaat an, half dem Gemahl dann eilig in den langen schwarzen Rock;

und auf und davon ging es in flüchtigem Trabe dem Schlosse zu. — — — — — —

Es war eine unbeschreibliche Scene gewesen, da der neue Eigenthümer sich endlich zu erkennen gegeben als Mr. Burkleff aus Cuba; da Georgia der Mutter ihres Reinhard in die Arme sank, da die Großeltern den ersten Kuß auf die Stirn ihres Enkelchens drückten, da Baron Arthur in seinem Wohlthäter zugleich den Bruder seiner Mutter fand. Keiner wußte, ob die Thränen, welche er vergoß, Freuden- oder Schmerzensthränen seien, Jauchzen und Schluchzen, Lachen und Weinen, alles klang durcheinander; und die Verwirrung war so groß, daß selbst die weniger Betheiligten, wie Pastor Gruner und Forstmann, der ja kein anderer als Reinhards Freund Brückmann war, mit hineingezogen wurden.

„So wären wir also auch verwandt?" meinte Wihelm, halb fragend, indem er zugleich Fernanda die Hand entgegenstreckte.

Leicht erröthend legte das schöne Mädchen die ihre hinein, während sie erwiderte: „Nicht gerade blutsverwandt, ich bin nur eine Adoptiv-Tochter Mr. Burkleffs."

Mit kräftigem Drucke umschloß Wilhelm die zarte Hand, und der Klang seiner Stimme sagte noch mehr als seine Worte, da er entgegnete: „Nun wohl, wenn auch nicht

blutsverwandt, so doch durch Bande der Liebe und Freundschaft eng verknüpft."

Sie neigte nur bejahend das schöne Haupt, und noch höher erröthend befreite sie sanft ihre Hand aus der seinen.

Achtzehntes Capitel.

Zwischen dem Schloß Reichenstein und dem Pfarrhause des Nachbardörfchens wurde ein reger Verkehr unterhalten, und besonders war es Georgia, die sammt dem Kindchen und seiner braunen Wärterin Tage und Nächte bei den Eltern ihres Reinhard zubrachte.

Brückmann, obgleich er die Hoffnung aufgegeben, Fernanda jemals sein zu nennen, hatte dennoch eine sich darbietende Gelegenheit benutzt, in der Nähe sich anzukaufen.

Damit sein alter Freund Winkler nicht mehr gezwungen sei, auch im strengsten Winter über Land zu fahren, hatte Burkleff die Pfarrstelle in dem Dorfe, welches unmittelbar zum Schlosse gehörte, Pastor Gruner übertragen, und dieser war glücklich in seiner Stellung, wäre es auch nur aus dem Grunde gewesen, weil die Lage des Pfarrhauses ihm Gelegenheit gab — gleich Ritter Toggenburg — unverwandt nach dem Fenster seiner Lieben zu schauen.

Baron Arthur war wieder nach der Residenz zurückgekehrt, doch nicht ohne das freudig gegebene und von Seiten Burkleffs ebenso freudig empfangene Versprechen, jeden Urlaub auf dem Gute des Oheims zuzubringen.

Es war dem Einflusse Burkleffs gelungen, den treuen Oldbuck, jenen unglücklichen Begleiter der schönen Lucy, aus seiner Gefangenschaft zu befreien: doch eine andere Stellung zu bekleiden, als die eines Dieners bei dem jungen Baron, konnte der Alte sich nicht entschließen, und mit rührender Anhänglichkeit folgte er unablässig seinem geliebten Herrn, keine Strapazen scheuend.

Das Leben auf Schloß Reichenstein, dem Mittelpunkte, wo all' diese einander lieb und werthen Menschen gern sich versammelten, wäre ein freudenreiches und glückliches zu nennen gewesen, wenn Georgia's bleich und bleicher werdendes Antlitz, das immer wehmüthigere Lächeln ihres liebreizenden Mundes nicht einen Schatten in die Gemüther ihrer Lieben geworfen hätte.

Sie kämpfte redlich, den immer zunehmenden Jammer ihres Herzens zu verbergen, aber mit jedem neu verrinnenden Tage, der hinabsank in das Reich der Vergangenheit, ohne den Ersehnten ihr gebracht zu haben, bohrte der Schmerz sich tiefer in ihre Seele, gab die entweichende Hoffnung mehr und mehr der Verzweiflung Raum.

Nur das Kind, der hold erblühende Knabe, dessen weiche graue Augen schon jetzt mitunter den sinnenden Blick zeigten, der auch Reinhard eigen gewesen, vermochte es, Georgia zu erheitern, ihr ein weniger trübes Lächeln abzulocken, als das, welches sonst wohl ihr Antlitz überflog.

Auch heute saß Georgia, das Knäblein auf dem Schoße, und spielte mit demselben, während ihr Vater, Brückmann, die beiden Pastoren und Frau Regina im Zimmer anwesend waren; die Herren in eifrigem Gespräch begriffen, zu welchem jener letzte Brief Hans Winklers Veranlassung gegeben, den der Pastor auf Brückmanns Ersuchen soeben seinen Freunden vorgelesen hatte.

„In vielen Beziehungen muß ich ihm Recht geben,“ meinte Brückmann, im Zimmer auf- und niedergehend. „Angeboren und anerzogen, das sind die einzigen Factoren, mit denen der Mensch zu rechnen hat. Ja, ich behaupte sogar, „Angeboren“ der einzige, denn haben wir nicht ein eclatantes Beispiel vor Augen, daß selbst die beste Erziehung oft nichts fruchtet, daß selbst unter Geschwistern, welche gleiche Erziehung erhalten, Eins zu Grunde geht, während die Anderen vortrefflich gedeihen?!“

„Gleiche Erziehung, sagen Sie, lieber Freund,“ meinte Burkleff, „und daran liegt es eben. Sehen Sie, das eine Roß braucht — wie der Dichter sagt — Zügel

und Gebiß, das andere hinwiederum den Sporn. — Der Mensch wird doch immer nur mit Anlagen geboren, diese im Keime zu erkennen, die guten zu entwickeln, die bösen niederzuhalten, das wäre die Aufgabe, der so leicht Niemand gewachsen ist, gehörte doch dazu Vertiefung in Erziehungswissenschaft und Seelenlehre, oder — wie den Frauen, den Haupterziehern des jungen Geschlechtes, sie zuweilen eignet — divinatorische Erkenntniß."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Pastor Winkler mit schwerem Seufzer, „dann aber dürften Eltern ungerathener Kinder niemals diese, sondern nur sich selbst verurtheilen."

„Doch nur in dem Falle," fiel Gruner ein, „wenn sie sich schuldig fühlten, mit Bewußtsein die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigt zu haben, nicht aber, wenn sie das Gute gewollt, das Rechte erstrebt. Und außerdem meine ich, daß Erziehung allerdings viel bewirkt, aber daß der geringste Umstand, die zufälligen Verhältnisse einen unberechenbaren, erziehenden Einfluß auf die Kindesseele üben, also nicht ein Einzelner, nicht die Eltern, nicht der Erzieher, für das Gedeihen des Zöglings verantwortlich gemacht werden kann."

„Dem Zufall ein allzu großes Feld einzuräumen," ergriff Burkleff wieder das Wort, „dagegen habe ich stets

aus allen Kräften mich gesträubt, bin ich doch der Ansicht, nur da gewinne der Zufall Macht, wo es am Wesentlichen, durchaus Nothwendigen gebricht. Wie ein gesunder Körper den Einflüssen von außen leichter widersteht, denn ein kranker, so haben auch zufällige Einwirkungen weniger Macht über einen Menschen, dessen Seele durch ihr geflissentlich zugeführte, zu ihrer Entwickelung nothwendige Eindrücke entfaltet und gebildet worden ist."

Brückmann unterbrach ihn lächelnd: „Sie streiten, meine Freunde, über die Art der Erziehung, und ich möchte behaupten, daß alle Erziehung, sei sie nun beabsichtigt oder zufällig, erfolglos bleibt, wo in der Seele angeborner Trieb zu schlechten Neigungen wurzelt. Wo aber der Kern gut st, bedarf es keiner besonderen Erziehung, früher oder später durchbricht er jedes Hemmniß, Blüthen und Früchte zu zeitigen."

Burkleff schüttelte fast ein wenig ungeduldig den Kopf. „Das erinnert an die Redensart — die auf intellectuellem Gebiete Jedem so geläufig ist — vom Genie, das sich trotz aller Hindernisse Bahn bricht. Von den geborenen Dichtern und Künstlern aber, mein Freund, von denen die Welt nie etwas erfährt, weil sie vielleicht nicht schreiben noch lesen lernten, erfährt sie eben nichts. Die Erziehung ist stets der günstige oder hinderliche Boden, in welchem die ursprünglichen

Anlagen des Menschen gedeihen oder verkümmern. Doch selbst angenommen, es gäbe Genies, sogar auch sittliche, die trotz aller Verwahrlosung, trotz schlechter Lehre, bösen Beispiels, gute, treffliche Menschen werden — die große Mehrzahl der mittelmäßig Begabten auf beiden Gebieten, intellectuellem und sittlichem, geht — wenn vernachlässigt — gewiß zu Grunde. Denn ich bin überzeugt — mag das Talent, in geistiger Beziehung ein hervorragendes Mitglied menschlicher Gesellschaft zu werden, wirklich so selten sein, wie es sich bekundet — die Anlagen, ein guter Mensch zu werden, sind sicher allgemein verbreitet; und wenn man es dahin bringen könnte, mit kundigem Auge die Begabungen der jungen Menschenpflanze zu entdecken, und dann mit sicherer Hand hier einen allzu üppig strahlenden Zweig beschnitte, dort das Wachsthum eines zurückbleibenden förderte, und wenn ein solches Wissen und Können alle Schichten der Gesellschaft durchdränge, es müßte anders und besser um die Menschheit bestellt sein, trotz aller angeborenen Schwächen."

„Ja, wenn und wenn" — hob Pastor Gruner lächelnd an, wurde aber von seinem Amtsbruder unterbrochen, der, das Wort ergreifend, sagte: „Ob nun angeboren oder anerzogen, ist es nicht eine gefährliche Theorie, wenn man der freien Selbstbestimmung des Menschen gar keinen Spielraum

läßt, ihn also für sein Denken und Thun durchaus nicht verantwortlich macht?"

„Und wenn wir ihn nicht verantwortlich machen dürften," mischte jetzt auch Frau Regina sich ein, die dem Gespräche der Männer aufmerksam gefolgt war, „dann wäre es ja Sünde, den Verbrecher zu strafen, dem Ehrlosen mit Verachtung zu begegnen."

Burkleff wandte sich freundlich zu der Frau Pastorin, während er erwiderte: „Nennen Sie es Sünde, wenn Eltern ihren Kindern eine Züchtigung zu Theil werden lassen, die den jungen Gemüthern klarer und eindringlicher als Worte es vermöchten, den Begriff von Recht und Unrecht beibringen soll? Die Strafe nun, welche der Richter über die Schuldigen verhängt, die Verachtung, mit welcher die Gesellschaft ihren unwürdigen Gliedern begegnet — ich wollte, sie thäte es immer an der rechten Stelle — soll eben nichts anderes sein, als Mittel zur Erziehung der Menschheit. — Aber wie aus den Herzen der Eltern die Liebe zu ihren Kindern nie verschwindet, so sollten auch wir die Liebe zu keinem Mitgeschöpfe in uns ersterben lassen. Vor Allem aber hätten wir vor Selbstüberhebung uns zu hüten; denn wenn der Gute, der Redliche ehrlich sich prüft, so wird er finden, daß er gar nicht anders handeln kann, daß einer inneren Nothwendigkeit er folgt, die wie ein

Naturgesetz ihn zwingt, so und nicht anders zu denken und zu thun."

Pastor Winkler, der noch immer den Brief seines Sohnes in der Hand hielt, deutete darauf hin, und den Kopf wie in Staunen und Zweifel wiegend, murmelte er: „Seltsam, seltsam! Dieselbe Ansicht — und doch wie himmelweit verschiedene Charaktere!"

Georgia aber, die mit feinem Tacte wahrgenommen, daß man im Eifer des Wortgefechtes schon mehr als einmal die Rücksicht auf die Gefühle und Anschauungen des alten Paares außer Acht gelassen, und die nun dem Gespräch gern ein Ende machen wollte, nahm jetzt, wehmüthig lächelnd, das Wort: „Wäre Reinhard hier, er würde, so verschieden Eure Meinungen auch sind, doch gewiß Euer Aller Zustimmung erhalten, wenn er Euch sagte: „Warum denn grübeln, ob das Gute uns angeboren oder anerzogen sei, ob freier Wahl wir folgen oder innerer Nothwendigkeit! wäre es nicht besser, wir versuchten lieber, uns und Anderen klar zu machen, daß Gutsein das Erstrebenswertheste ist und zwar schon deshalb, weil es das Glücklichsein in sich schließt, weil eben nur ein guter Mensch auch wahrhaft glücklich zu sein vermag, und ihm allein ein Trost, ein Halt bleibt auch im tiefsten Elend, auch da, wo der, welcher dieses Haltes entbehrt, verzweifelnd untergeht!"

Eine augenblickliche Pause trat ein, als Georgia's sanfte Stimme verklungen war; dann aber erhob sich Pastor Winkler, und eine Hand auf Georgia's Schulter, die andere auf das Haupt des Kindes, das in ihren Armen ruhte, legend, sagte er feierlich: „Ich kann meinem Gotte nicht genug danken, daß Er der armen verlassenen Waise eine solche Pflegerin gesendet. Wenn's möglich ist, so wird es Deinem liebevollen Herzen und verständigen Sinn gelingen, die angeborenen schlechten Neigungen, die etwa in der Seele dieses Knaben schlummern sollten, zu unterdrücken, alles Gute in ihm zu erwecken und zu fördern. Ja, obgleich ich mein eigen Urtheil damit spreche, ich glaube an die Macht der Erziehung, glaube, was immer diesem Kinde auch angeboren sein möge, es wird unter der Obhut eines Weibes, wie Du es bist, meine Tochter, zu einem guten und glücklichen Menschen heranwachsen."

„Amen!" sagte Frau Regina, die auch herzugetreten war und einen fast andachtsvollen Kuß auf Georgia's reine Stirne drückte.

Neunzehntes Capitel.

Der Sommer nahte seinem Ende. Herbsteswehen ging schon über die mit braunen und röthlichen Tinten sich färbende Flur. In den sorgfältig von den dürren Blättern

gereinigten Kieswegen des Parkes, welcher die Südseite des Schlosses Reichenstein begränzte, wandelten langsam vier Personen auf und nieder.

„Es ist seltsam, daß Sie in der ganzen Zeit nicht wahrgenommen, was mir in den vier Tagen, die ich hier bin, völlig klar geworden," sagte Baron Arthur, augenblicklich wieder Bewohner des Schlosses, zu Georgia, die gesenkten Hauptes an seiner Seite schritt.

Sie hob während seiner Worte den Blick und ließ ihn prüfend auf dem Paare ruhen, das vor ihnen wandelte. „Sie mögen Recht haben," sagte sie dann mit ihrer sanften leisen Stimme, und es glitt wie ein Lächeln über ihr bleiches Gesichtchen; „ich würde mich freuen, wenn dem so wäre, wenn ich die Schwester glücklich sähe."

„Und Sie, Georgia," fragte Arthur mit eigenthümlicher Erregtheit, „wollen Sie es niemals wieder werden? Halten Sie es nicht für Unrecht gegen Diejenigen, welche mit so inniger Liebe an Ihnen hangen, untröstlichem Jammer sich hinzugeben um den Einen, welcher verloren ging, und alle Anderen gering zu achten?"

Sie blickte vorwurfsvoll zu ihm auf, und mit schmerzlich zuckender Lippe erwiderte sie: „Ich achte Niemanden gering, meine Lieben, sie sind mein bester Trost in dem namenlosen Unglück, welches mich betroffen, aber —" sie

hielt inne und bedeckte dann plötzlich das Antlitz mit beiden Händen, während sie fortfuhr: „und wenn tausend Kerzen brennen, sie können das Sonnenlicht doch nicht ersetzen!"

Sie hatte sich auf eine der Bänke niedergelassen, die am Wege sich befanden, und Baron Arthur stand vor ihr mit übereinander gekreuzten Armen, unschlüssig, was er beginnen, was er sagen solle. Dann aber setzte er sich zu ihr, und ihre Hand ergreifend, fragte er in weichen Tönen: „Und wenn nun die Sonne für immer unterging, wäre es alsdann nicht gut, wir versuchten, ihres Glanzes zu vergessen, versuchten, an dem Schimmer uns zu freuen, den die Kerzen spenden?"

Georgia schüttelte das Haupt. „Ich kann und will die Sonne meines Lebens nie vergessen!"

Er zuckte zurück; dann aber sich vorwärts neigend, schaute er mit angstvoll flehendem Blick in ihr holdes Antlitz und sagte: „So hab' ich keine Hoffnung, Georgia, keine?"

Erschrocken blickte sie ihn an, und die Locken aus der Stirn zurückstreichend, als müsse sie auf etwas sich besinnen, fragte sie kaum weniger angstvoll als er selbst: „Hoffnung, Baron, — worauf wollen Sie hoffen?"

„Worauf ich hoffen will," brach es in höchster Erregung von seinen Lippen; „darauf, Georgia, daß Ihr

Herz vergessen lerne, daß es erwache zu neuem Leben, daß es mich lieben lerne, mich, der ich Sie liebe mit grenzenloser Hingebung, mit einem Gefühle, welches ich nur Anbetung nennen kann!"

Gleich beim Beginne seiner Rede hatte sie eine Bewegung gemacht, als möchte sie entfliehen, aber fest umschlossen hielt er ihre Hand, und ohne sie zu Worte kommen zu lassen, fuhr er fort: „Geben Sie noch keine Antwort, Georgia, hören Sie mich erst zu Ende. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie jetzt gleich mich wieder lieben sollen; ich möchte vor allen Dingen nur das Recht haben, Sie mit meiner Sorgfalt umgeben zu dürfen. In diesen Tagen habe ich so oft gedacht, daß der Himmel meine stets heitere Laune, mein leichtes fröhliches Herz mir sicher nur gegeben, auf daß ich im Stande sei, Ihr armes junges Leben damit zu schmücken, es wieder aufzurichten. — Reichen Sie mir vorläufig nur Ihre Hand, wenn Sie dann im steten Beisammensein gewahren werden, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, dann — Georgia — werden auch Sie mich lieb gewinnen. Kommen Sie, lassen Sie mich aus dieser Umgebung Sie hinwegführen, die Ihren stillen Gram nährt, statt ihn zu lindern! ich bin jung und lebenslustig und fühle die Kraft in mir, von meinem Frohsinn, meinem frischen

Muth in Ihre kranke Brust zu hauchen! Komm, Georgia, komm!"

Er war aufgesprungen und stand nun vor ihr, die Arme ihr entgegenbreitend.

So hatte auch Reinhard einst vor ihr gestanden, schmerzlich zuckte sie zusammen und wandte sich zur Seite. „Wenn Sie wüßten, welche Qual Sie mir bereiten, aus Mitleid würden Sie mir nicht von Liebe sprechen!" sagte sie dann, während heiße Thränen über ihre Wangen rollten.

Er sah es, daß er mit seiner Liebe ihr nur Qual bereitete, und Verzweiflung im Herzen warf er sich, ohne ein weiteres Wort zu sagen, auf eine gegenüber liegende Rasenbank.

Georgia fühlte die Verpflichtung, ihm etwas Beruhigendes zu sagen, und zugleich die Angelegenheit ein für alle Mal zu entscheiden. Mit der stillen Festigkeit, die stets ihr kam in Fällen, da ihre gewöhnliche sanfte Nachgiebigkeit nicht an der rechten Stelle war, erhob sie sich, und an den finster vor sich Hinstarrenden herantretend, legte sie leise ihre Hand ihm auf die Schulter, während sie sagte: „Zürnen Sie nicht, Arthur, nicht mit mir, und nicht mit dem Geschick, weil es Ihren Wunsch nicht erfüllt, einen Wunsch, den wohl mehr das Mitgefühl mit dem Schmerze eines Anderen, als das Verlangen nach eigenem Glück

Ihrem edlen Herzen eingeflößt. Glauben Sie mir, ich wäre nie im Stande, so Sie zu lieben, wie Sie es verdienen. Mein ganzes Fühlen wurzelt in der Ueberzeugung, daß man nur einmal lieben kann, daß nur ein Wesen uns entgegentritt, befähigt unser eigenes Selbst so zu ergänzen, daß es, in innigem Verein mit ihm, zu höherem vollkommenerem Dasein sich entfaltet. Wer dieses Wesen, diese andere Hälfte seines Ich gefunden, der wird damit so Eins, daß keine Macht der Erde, selbst der Tod nicht die Beiden von einander scheidet. Das ist mein Glück in allem Leide, der Gedanke, daß es wohl Trennung giebt, doch keine Scheidung, daß zwischen uns nichts stehen kann, nichts sich dazwischen stellen darf! Haben Sie schon nachgedacht, Arthur, was werden sollte, wenn Reinhard dennoch einst wiederkehrte und mich als Ihre Gattin fände? Nicht eine Stunde blieb' ich's länger, ich eilte in seine Arme oder in den Tod, ich wüßte keine andere Wahl! Und kehrt er nie zurück, nun denn, so gehe ich zu ihm! Vielleicht ist's bald!"

Sie schwieg; er aber ergriff ihre Hand, und sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen führend, sagte er: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich diesen Einblick in Ihr Herz thun ließen; die ganze Hoffnungslosigkeit, die nun vor mir liegt, wird mir helfen überwinden."

Georgia wandte sich, und da sie in diesem Augenblick

Wilhelm und Fernanda den Weg heraufkommen sah, ging sie ihnen einige Schritte entgegen. Fernanda's Wangen glühten, und ihre Augen, obgleich noch feucht von vergossenen Thränen, leuchteten in strahlendem Glanze.

Als Georgia ihr entgegentrat, fiel sie der Schwester um den Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „Er liebt mich, Georgia, er liebt mich, eben hat er mir's gesagt."

„Und Du?" fragte Georgia, und der innige Blick der milden Augen hatte einen leisen schelmischen Anflug.

Fernanda nahm den Arm Georgia's, und Wilhelm zurücklassend, ging sie mit der Schwester vor, während sie eifrig sagte: „Du weißt es, Georgia, daß ich ihn liebe, wie Du seiner Zeit auch wußtest, daß ich Reinhard mehr liebte, als ich sollte. Doch weißt Du, womit Wilhelm sich und mich getröstet, als ich unter Thränen meine erste Liebe ihm gestand? Er meinte, ich habe immer nur ihn geliebt, auch schon im Bruder, und nur die Aehnlichkeit desselben mit Wilhelm habe mich dazu verleitet."

Georgia lächelte, und während sie alsdann der Schwester und ebenso herzlich dem Bruder ihres Gatten Glück wünschte, schien es, als ob die Freude an dem Glücke der Anderen ihr bleiches Antlitz mit rosigem Schimmer überhauche.

Zwanzigstes Capitel.

„Don Ximeres ist ausgegangen, wenn Massa aber die Senora zu sprechen wünscht, sie ist im Garten.“

Reinhard glaubte zu träumen, als aus dem Munde eines ihm unbekannten Schwarzen, der eben in das Eingangsthor der Hecke trat, diese Worte an sein Ohr schlugen. Einen Augenblick bedurfte er, sich zu sammeln, dann entgegnete er: „Ich wünsche zu Mr. Burkleff, dem Besitzer dieses Hauses.“

„Mr. Burkleff!“ wiederholte der Schwarze, „Mr. Burkleff wohnt hier nicht.“

„Das ist ein Irrthum,“ erklärte Reinhard mit der Bestimmtheit, welche Todesangst vor dem nicht Zutreffen einer Behauptung stets hervorruft, „Mr. Burkleff muß hier wohnen.“

„Dies Haus gehört meinem Herrn, dem Don Ximeres!“ beharrte der Schwarze.

„Was giebt's?“ fragte in diesem Augenblick eine laute Stimme.

Der Sclave begrüßte den Eigener derselben als Don Ximeres, und Reinhard wandte sich nun an diesen mit der hastigen Frage nach Burkleff.

„Abgereist!“ lautete die Antwort.

„Abgereist?" wiederholte Reinhard staunend. „Seit wann? wohin?"

„Seit ungefähr einem halben Jahre, und soviel ich weiß, nach England. Doch bitte, wollen Sie nicht näher treten, vielleicht kann ich Ihnen noch weitere Auskunft ertheilen."

Reinhard folgte der Aufforderung, aber sein Fuß wankte, da er den Garten betrat. Er war wieder hier, nach tausend Gefahren, nach Elend und Noth hatte er die ersehnte Stätte erreicht, und nun — nun hatte sie dieselbe verlassen, freiwillig, ohne an seine mögliche Wiederkehr zu denken. Er hätte am liebsten sich niederwerfen mögen auf die Erde, die so überwältigende Erinnerungen in ihm weckte und weinen wie ein Kind, das müde und krank, umsonst verlangt nach den weichen Mutterarmen, die es halten und warm umfangen sollen. Aber er war kein Kind, sondern ein Mann, und er zerdrückte die Thränen und folgte, anscheinend ruhig und gefaßt, Don Ximeres nach der Veranda, wo er einst mit Georgia — ach, wie oft! — gesessen.

Ruhig und gefaßt beantwortete er die Fragen Don Ximeres', und gab sich ihm als den Schwiegersohn Mr. Burkleffs zu erkennen.

Don Ximeres rieb sich die Stirn. „Sie sind der vermißte Schwiegersohn Mr. Burkleffs? Fatal! Mr. Burkleff

hat mir etwas aufgetragen, das ich bei etwaiger Rückkehr seines Schwiegersohnes diesem bestellen sollte, und nun — habe ich es vergessen. Aber dort kommt meine Gemahlin, vielleicht erinnert sie sich des uns gewordenen Auftrages!"

Er eilte der schönen Senora entgegen, welche die schmachtenden, langbewimperten Augen neugierig auf dem edlen Fremdling ruhen ließ; aber Donna Ximeres schien zerstreuter noch, kürzer von Gedächtniß als ihr Gatte, sie wußte absolut nichts von Mr. Burkleff.

Reinhard empfahl sich sehr bald, um Brückmann aufzusuchen, aber ein Gefühl lähmenden Entsetzens überkam ihn, als er auch dort nur fremde Gesichter entdeckte, als er hörte, daß auch Brückmann Cuba verlassen habe.

Pastor Gruner war das nächste Ziel seiner ermüdenden Wanderungen.

Pastor Gruner sei mit der Familie des Mr. Burkleff nach England gereist und werde wahrscheinlich — so habe man wenigstens erzählt — die eine Tochter des Engländers, deren Mann auf einer Forschungsreise umgekommen, heirathen.

Bei diesem Berichte hatte Reinhard das Gefühl, als werde ihm das Herz in der Brust um und um gewendet; aber er nahm sich zusammen, und nachdem er für „gütige Auskunft" sich bedankt hatte, suchte er den Rechtsanwalt auf,

welcher den gerichtlichen Act seiner Vermählung mit Georgia vollzogen.

Das Erstaunen des Mannes war groß, als er Reinhard sah und erkannte, dann aber berichtete er, daß Mr. Burkleff bei ihm eine Summe deponirt habe, die Reinhard in Stand setzen sollte, nach Deutschland heimzukehren.

„Ich soll nach Deutschland?“ fragte Reinhard in seltsamem Tone; sein Herz pochte zum Zerspringen bei dem Gedanken, daß Burkleff selbst nach England gereist sei, für ihn aber die Bestimmung getroffen habe, nach Deutschland zurückzukehren.

„Don Ximeres,“ meinte der Rechtsanwalt jetzt, „hat ausführliche Instructionen für den Fall Ihres Wiedererscheinens, aber ohne Zweifel waren Sie schon dort, da er ja, wie er sollte, Sie zu mir gesandt.“

„Ich war dort,“ erwiderte Reinhard, „aber nicht er sandte mich zu Ihnen, denn er hat Alles vergessen, was Mr. Burkleff ihm für mich aufgetragen.“

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf über „diese Spanier,“ und wollte dann Reinhard die Summe einhändigen, welche Mr. Burkleff bei ihm deponirt. Doch Reinhard weigerte sich, dieselbe in Empfang zu nehmen. Sein noch immer körperlich krankhafter Zustand ließ auch seine Seele krankhaft empfinden, sonst würde sich nicht so

leicht bei ihm der Gedanke festgesetzt haben, Georgia liebe ihn nicht mehr, man wolle ihn überhaupt nicht wiedersehen und sei deshalb nach England gereist, während man versucht, ihn selbst nach Deutschland zu dirigiren. — Er verbrachte mehrere Tage im Hotel, düsteren Grübeleien sich hingebend, dann ging er, seinen Bruder Hans aufzusuchen, und nach mannigfachen Erkundigungen stand er endlich — mit welchen Gefühlen! — an dem Grabeshügel, der Johannes und Jeanetta deckte. —

Als Reinhards Freund, Lord Egerton, der Führer der Corvette, auf Cuba eintraf, war er nicht wenig erstaunt, Jenen in so ganz anderen Verhältnissen zu finden, als er erwartet hatte. Er bemühte sich, der Sache eine humoristische Seite abzugewinnen, indem er behauptete, Georgia habe sich aufgemacht, Reinhard zu suchen, und das Forschen der beiden Gatten nach einander würde nun einem beständigen Versteckenspielen gleichen. Reinhard schüttelte dazu den Kopf, und sprach die Absicht aus, nach London zu schreiben, von dem dortigen Comité mit neuen Geldmitteln sich ausrüsten zu lassen und alsdann die mißglückte Reise nach Bahia noch einmal anzutreten.

Der Lord dagegen erklärte, daß wenn der Freund, dessen körperlicher und geistiger Zustand noch immer nicht normal sei, ihm nicht gutwillig nach England folge, er Ge=

walt anwenden werde; und Reinhard folgte, folgte nur zu gern, obgleich er seinem eigensinnigen Herzen vorredete, es bliebe ihm keine andere Wahl. —

London war erreicht und vergebens nach Mr. Burkleff durchforscht. Aber der Empfang, welcher Reinhard von seinen gelehrten Freunden bereitet wurde, die Theilnahme, die seine Schicksale erregten und der Erfolg, den sein wissenschaftlicher Bericht über das Innere Cuba's erzielt hatte, richteten ihn in Etwas aus seiner niedergedrückten Stimmung empor.

Endlich erfuhr er auch in eben jenen Kreisen, daß Mr. Burkleff allerdings London berührt habe, dann aber weiter nach Deutschland gereist sei; nur Staat oder Stadt wußte Niemand anzugeben.

Doch Reinhard war schon beglückt durch den Gedanken, daß Burkleff eine Vereinigung mit ihm nicht geflohen, sondern vielmehr gesucht habe, und die Sehnsucht nach seinen Eltern ergriff ihn stärker, da in seinem Innern eine leise Hoffnung von der Möglichkeit sprach, dort auch von Georgia, seinem Weibe, zu hören.

Nach jenem unbeantwortet gebliebenen Briefe an seine Eltern, hatte Reinhard nicht mehr an dieselben geschrieben, und in letzterer Zeit, da er nun selbst dem Ziele seiner Sehnsucht entgegeneilte, hatte er es absichtlich vermieden.

An einem sonnigen Frühlingstage schiffte Reinhard sich ein, und nach günstiger Fahrt berührte sein Fuß endlich wieder die heimathliche deutsche Erde.

Einundzwanzigstes Capitel.

„Horch, was ertönt Schalmeienklang,
Was zieht so froh in's Weite?
Zur Kirche wallt mit hellem Sang
Ein selig Brautgeleite!“

Ein selig Brautgeleite! ja, das war's! Seligkeit leuchtete aus den dunklen Augen der schönen Braut; stille Seligkeit war über das edle Antlitz des Mannes an ihrer Seite ausgegossen, und das ganze Gefolge, Alt und Jung, strahlte in heiterster Festfreude. Freude lag selbst auf den bleichen Zügen der blond gelockten Dame, die ihren Arm mit so zärtlicher Innigkeit in dem des alten weißhaarigen Mannes ruhen ließ, der hinwiederum nicht ohne Genugthuung die ruhig frohen, friedlichen Mienen seiner holden Begleiterin wahrzunehmen schien.

Der Zug hatte die mit jungen Maien- und Frühlingsblumen geschmückte Kirche erreicht und das Brautpaar kniete nieder an der heiligen Stätte, um den Segen des Pfarrers, des würdigen Pastor Winkler zu empfangen, der — Wonne

und Wehmuth im Herzen — den Sohn mit der erwählten Gattin zusammenfügte.

In unmittelbarer Nähe des Altars, an einem der Pfeiler, welche die Emporkirche stützten, lehnte Georgia, die heut am Ehrentage der Schwester zuerst die Trauerkleidung mit weißem luftigem Gewande vertauscht hatte. Aber obschon Fernanda's Glück auch das Herz der Schwester mit Freude füllte, rann dennoch Thräne um Thräne jetzt über ihre bleichen Wangen, da sie des Tages gedachte, der vor länger als zwei Jahren sie dem Geliebten auf ewig verbunden, auf immer sie von ihm getrennt hatte.

Da — noch war der feierliche Act nicht zu Ende — öffnete sich plötzlich die Kirchenpforte, daß das Sonnenlicht, welches draußen so golden auf Feld und Flur ruhte, für einen Moment hineindrang und Georgia's Auge dermaßen blendete, daß sie glaubte, der Geliebte, der Gatte stehe auf der Schwelle des Kirchleins. Sie schrie nicht auf, sie wankte nicht, starren Auges blickte sie nach der hohen, männlichen Gestalt, die dort an der Pforte stehen blieb und mit gespannten Zügen nach dem Brautpaar schaute, zu welchem der Pastor eben sein Amen sprach.

Aber im selben Augenblick — Niemand wußte, wie's eigentlich geschehen — lag ein Mann zu Georgia's Füßen, und sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen und

küßte ihm Augen, Mund und Wangen, und Beide weinten und schluchzten wie die Kinder.

„Bist Du's denn wirklich? habe ich Dich wieder?" stammelte sie endlich, lachend und weinend zugleich.

„Du liebst mich noch? Du hast mich nicht vergessen?" fragte er, mühsam nach Athem ringend.

„Deine Mutter!" sagte jetzt Georgia, und er wandte sich und sprang auf und schloß die vor Freude Bebende in seine Arme.

Und dann eilte er zum Vater, zum Bruder, zu dessen jugendlicher Gattin, zu den Freunden, und in dem Wonnetaumel wußte Niemand, wie ihm geschah, wußte Niemand, ob er wache oder träume.

Ein schöneres Hochzeitsfest, als Wilhelm und Fernanda feierten, war wohl noch nie begangen worden, und doch war glücklicher noch als die Braut die schwergeprüfte Georgia, die nun meinte, ihres Glückes Last nicht tragen zu können. Erst als Reinhard begann, seine Abenteuer und Erlebnisse zu erzählen, hemmte das Mitgefühl mit den — wenngleich überstandenen — Leiden des Geliebten den übervollen Strom des Glückes, der Georgia durchfluthete, und leitete ihn in ebnere Bahn. Seine Rechte in ihren beiden Händen haltend, den Kopf an seine Schulter gelehnt, lauschte sie wie traumbefangen dem langentbehrten Klange der geliebten Stimme.

Mit dem Ende beginnend, erzählte Reinhard zuerst, wie er im Nachbardörfchen eingetroffen sei, um seine Eltern aufzusuchen, wie er das Haus leer gefunden und wie man ihm erzählt, Mr. Burkleffs Tochter feiere heute Hochzeit mit dem jungen Winkler. Und wie er dann nichts weiter habe hören wollen, sondern selbst sehen, ob er zum Tode verurtheilt oder zum Leben begnadigt sei, ob Georgia oder Fernanda vor dem Altare stehe.

Man wurde nicht müde ihm zuzuhören, nicht müde, ihn zu fragen, seine Fragen zu beantworten, so daß das Sonnenlicht des anderen Tages die Hochzeitsgäste noch versammelt fand.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

„Der Grundbesitz ist das edelste Gut!“ Das suchte Burkleff seinem Schwiegersohne klar zu machen, und ihn zu veranlassen, seinen Beruf als Naturforscher mit dem ja eigentlich verwandten eines Landmannes zu vertauschen. Es kostete dies nicht allzu viel Mühe, denn ein bittender Blick aus Georgia's seelenvollen Augen genügt, um Reinhard zu allem Möglichen zu bestimmen.

So bleiben die Glücklichen auf Schloß Reichenstein

vereint, das nach wie vor zum Versammlungsort all' dieser einander liebenden Menschen dient.

Nur Pastor Gruner hatte nach einiger Zeit das freundliche Asyl verlassen, um in Missionsangelegenheiten einen andern Erdtheil aufzusuchen.

Onkel Brückmann aber schaukelt auf seinen Knieen Georgia's und Fernanda's Kinder und bemüht sich, seine Zärtlichkeiten und seine Näschereien gleichmäßig unter sie zu theilen; dennoch aber kann er dem neckenden Vorwurfe nicht entgehen, daß er Fernanda's Kinder vorziehe, daß die dunkeläugigen, schwarzgelockten ihm lieber seien, als die blonden Engelsköpfchen.

Aber der Götter höchste Gunst ist, wenn sie „zum Glück den Schmerz verleihen!" Und ein Schmerz wurde den Glücklichen noch bereitet, es war die Botschaft von dem Tode Baron Arthurs, der — ein Held — gefallen im Kampfe für das Vaterland.

Ende.

Druck der Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft.
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.